<36626333060019

<36626333060019

Bayer. Staatsbibliothek

Med. gen. 342.

Medicina. Scripta varia artem medicam illustrantia 147.

178

Medizinisches Repertorium

über

Gegenstände aus allen Fächern der Arzneywissenschaft

zur

Unterhaltung und Belehrung

für

Kundige und Unkundige

---

herausgegeben von

D. J. V. Müller jun. u. D. G. F. Hoffmann.

F. Josefo Koller.

Siebenter Band.

Frankfurt am Mayn

In der Jägerschen Buchhandlung.

1799.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht.

Die vorliegende Wochenschrift hat troß der Menge von medizinischen Journalen noch immer ihre Leser gefunden, welche die Art des Vortrags unterhält — und dieses *hat den* Herausgebern noch immer geschienen, ein Wink zu seyn, noch nicht von der Herausgabe abzutreten, sondern vielmehr das Werk noch ferner fortzusetzen. Die Bearbeitung der interessantesten Gegenstände der praktischen Arzneywissenschaft, und die Angabe der zweckmäßigsten durch die Erfahrung erprobten Arzneymittel, nebst unpartheyischer Beurtheilung der Haupt-Schriftsteller unserer Kunst, wird den Hauptzweck dieser Blätter ausmachen.

Eine vernünftige Zurechtweisung, freundschaftliche Winke und wahre Verbesserungen, welche uns die Herren Rezensenten wollen angedeihen lassen, werden wir mit innigem Dank annehmen, Schmähungen, Scurrilitäten, pasquillantische Ausfälle mit gebührender Verachtung übersehen, und einem leidenschaftlichen Kunstrichter Luthers Worte zurufen: „Lieber ich bitte euch, setzt euch die Brillen auf die Nase, oder schneutzt euch ein wenig, daß euch das Haupt leichter und das Hirn reiner werde."

Dr. Joh. Valentin Müller.

Dr. Georg Friedrich Hoffmann.

Medi-

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Medizinischer Rathgeber.

Erstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 7ten Januar 1797.

Wir sind überzeugt, daß wir unsere dießjährige Wochenschrift auf keine interessantere und zweckmäßigere Art anfangen können, als indem wir unsern Lesern von einem zu Ende des vorigen Jahres in der Varrentrapp- und Wennerschen Buchhandlung herausgekommenen Product der Kunst und der Zergliederungskunde Nachricht zu geben, das eben so gewiß, wie die unvergleichlichen Tafeln des großen Albinus Epoche machen wird; von einem Product, das alle Aerzte und Freunde der Naturwissenschaft aufs neue zum lebhaftesten Dank gegen den Mann, dem die Zergliederungskunde so viele und große Bereicherungen verdankt, den Herrn Hofrath Sömmering verpflichten muß. Es ist dieses zwar nur eine einzige Tafel, die unter dem Titel:

Samuel Thomas Soemmerring Tabula sceleti feminini juncta descriptione

in großem Royal-Folio erschienen ist. Allein auf diese einzige Tafel wand Herr Hofrath Sömmerring eine Zeit von mehrern Jahren, um ihr diejenige Vollendung zu geben, welche wir an den Tafeln des großen Albinus so sehr bewundern, und die sie so ganz unübertrefflich machen.

Der große, und beynahe möchten wir sagen, der größte und am schwersten zu erreichende Vorzug dieser Tafel ist derselbe, der die Albinischen Tafeln über alle andern erhebt, nämlich die ganz natürliche im frischen Zustande des Körpers Statt findende Lage und Verbindung der Knochen untereinander. Die gewöhnlichen Tafeln von Skeleten nehmen hierauf keine Rücksicht und liefern blos Abbildungen von getrockneten Knochengerüsten, die dann freylich, da beym Trocknen die Bänder und Knorpel zusammenschrumpfen, kleiner, unnatürlich und ganz und gar unzuverläßig mißfallen mußten. Albinus war der erste, der diesen großen Fehler vermied, und die Grundsätze angab, nach denen er selbst seine Tafeln bearbeitet hatte. Um ein Skelet, sagt er, gut abzubilden, müsse es sich gerade so verhalten, wie es im lebenden Zustande, bekleidet mit den weichen Theilen sich verhielte. Diese Forderung ist aber in der That so schwer zu erfüllen, daß seit

der

der Erscheinung der Albinischen Tafeln und ohngeachtet der Bemerkung dieses größten aller Zergliederer: „sceleto feminino caremus" keiner an diese Arbeit sich wagte, so sehr man auch das Bedürfniß einer solchen Abbildung durch den großen Nutzen, der dadurch dem Arzt, dem Geburtshelfer, dem Künstler und dem Philosophen entspringen würde, fühlen mochte.

Um allen diesen Forderungen ein Genüge zu leisten, und um zum männlichen Skelet des Albinus ein würdiges Gegenstück, ein weibliches, zu liefern, benutzte Hr. S. einen jungen, vollkommen schön und regelmäßig gebauten weiblichen Körper. Was ehemals Wandelaer dem großen Albinus war, das wurde hier dem Hrn. S. ein sehr geschickter junger Mainzer Künstler, Namens **Röck**, dessen Talente und Kunst Hr. Sömmerring noch den Wandelaerschen vorziehen möchte; und diesen talentvollen Künstler unterstützten die berühmten Bildhauer und Maler, Ohmacht und Schütz. Den Stich der Tafel besorgte Hr. Prof. **Müller** in Stuttgard, bekanntlich einer der ersten Kupferstecher Deutschlands.

Die gefälligste, und um alle Theile des Körpers genau zu sehen, zweckmäßigste Stellung ist gewiß die, in welcher das Skelett abgebildet ist. Der ganze Körper ruht auf dem rechten Fuß und

nur

nur sehr wenig auf dem etwas aufgehabenen linken; der Kopf ist links gedreht und etwas geneigt; der Körper sanft rechts gebogen; die rechte Hand in der natürlichen Lage herabhängend und die linke in der Pronation etwas weniges erhaben und gestreckt. Nur in dieser Stellung ist die ganze Form und vordere Fläche des Körpers und die große Verschiedenheit und vorzügliche Schönheit des weiblichen Körpers, auffallend deutlich zu bemerken.

Die in der angegebenen Attitude entworfene weibliche Figur wurde mit den Abbildungen der mediceischen und der in der churfürstlichen Sammlung zu Dresden befindlichen Venus und einigen vorzüglich regelmäßig gebauten Mädchen verglichen um eine identisch schöne weibliche Figur zu erhalten. Diese Figur diente gleichsam zur Grundlage, zum Conturn, in welches hernach das schönste weibliche Skelet des Sömmerringschen Museums gezeichnet und angepaßt wurde. Das Skelet, welches hierzu am tauglichsten schien, war von einem zwanzigjährigen schön gebildeten Mädchen, das niemals eine Schnürbrust, noch hohe Absätze an den Schuhen getragen, und einige Zeit vor ihrem Tod ein Kind leicht zur Welt gebracht hatte. Ihr Schädel wurde sorgfältig mit dem Schädel einer Georgianerinn, der sich im Blumenbachschen Museum findet, verglichen,

glichen, und diesem größtentheils ähnlich befunden.

Da bekanntlich der männliche Körper größer und stärker ist, als der weibliche, so ist das weibliche Skelett auf unserer Tafel im genauesten Verhältniß des weiblichen zum männlichen des Albinischen Skelets, gezeichnet worden. Kleiner durfte die Figur nicht werden, weil Albinus diejenige Größe wählte, in der alle Knochen deutlich können erkannt werden. Die Erklärung des Albinus seiner Tafel paßt daher auch ganz genau auf die Sömmerringsche und aus dieser Ursache *sind alle Bezeichnungen* an der Figur mit Buchstaben *oder dergleichen* weggeblieben.

Die oben angegebene Stellung des Skelets ist auch deßwegen die schicklichste, weil dadurch kein wichtiger Theil eines Knochen versteckt wird. Aufs schönste und deutlichste zeigen sich: die Gesichtsknochen, die Näthen des Schädels, der Schädel selbst, die beyden Reihen der Zähne, das Gelenk des Unterkiefers, die Beugungen der Wirbelsäule, der Bau des Thorax, der Bogen der Brustbeine, der Umfang des Beckens, die Pronation und Supination des Vorderarms, der Rücken und die innere Fläche der Hände, die Beugungen der Schenkelknochen, die unbeständige Lage der Kniescheibe, der Rücken und die untere Fläche der Füße.

Frey-

Freylich scheinet es aber bey dieser Stellung des Skelets, als ob das rechte Schlüsselbein und die ganze rechte Seite des Körpers, die linke länger und breiter, die Rippen der rechten Seite näher beysammen, auf der linken aber weiter von einander wären. Daher scheinen auch die Knorpeln zwischen den Wirbeln in der Concavität der Wirbelsäule niedriger, in der Convexität höher zu seyn, welches besonders an den Lendenwirbeln auffällt. — Hingegen drückt diese Stellung die Krümmung der Wirbelsäule, die bey Weibern ohnehin beugsamer ist, sehr gut aus, besonders die mittlere Krümmung der Wirbel des Rückens durch die auffallend näher beysammenstehenden Rippen. Da die linke Seite des Beckens dabey etwas abwärts geneigt ist, so zeigt sich nur auf der rechten Seite die Spina ischiadica.

Vergleicht man die Sömmerringsche Tafel mit der Albinischen in Rücksicht der Geschlechtsverschiedenheit, so findet man leichtlich, daß überhaupt am weiblichen Skelet alles kleiner, dünner, zärter ist, ausser den Schädelknochen; daß die weiblichen Knochen nicht so viele Rauhigkeiten, weniger Spitzen, flachere Furchen, kleinere Gelenkflächen haben, daß sie mehr ausgeschweift und glätter als die männlichen Knochen sind; daß ein weiblicher cylindrischer Knochen mit eben so großen Gelenkflächen als ein männlicher, doch ein

ein weit zärteres dünneres Mittelstück hat, woher denn auch das zärtere schlankere Ansehen des ganzen Skelets herrührt; daß der Umfang der weiblichen Hirnschaale größer, die Stirnhöhlen und die Oefnungen im Schädel enger, die Glabella weniger stark hervorstehend, die Gesichtsknochen weit feiner, die Oefnungen der Nasenhöhlen nicht so weit, die Zahnränder des obern und untern Kiefers mehr elliptisch, die Kiefer selbst glätter, die Zähne kleiner, in der Form von einander nicht so sehr abweichend, so daß der Uebergang von den Schneidzähnen zu den Eck- und *Backenzähnen* nicht so auffallend stark ist; daß die *Mundhöhle* enger und kürzer ist; daß die Körper der Wirbel schlanker, auf beyden Seiten stärker ausgeschweift, ihre Querfortsätze stärker hinterwärts gebogen, so daß die zwischen diesen und den Dornfortsätzen liegenden Furchen tiefer *sind*; daß die Knorpel zwischen den Körpern der *Wirbeln* höher und stärker sind; daß der Thorax obenher kürzer und bis zur vierten Rippe weiter, unter dieser enger, faßartig und vorn gewölbter, vom Becken weiter entfernt, und auch vorn nicht über dasselbe hervorstehend ist; daß die Rippen dünner, glätter und auch schärfer, die Knorpel der wahren Rippen länger sind; *daß* die falschen Rippen schneller kürzer werden; daß die Knorpel der siebenten, achten und neunten

ten Rippe an ihrem obern Rande mit ihren Rippen einen spitzen Winkel machen; daß die Löcher zwischen den Wirbeln weit größer sind; daß die Brustbeine zusammengenommen kürzer, die Lenden länger, und alle Durchmesser des Beckens größer sind; daß die Kämme und Knorren der Hüftbeine und die Schaambeine weiter auseinander stehen; daß das Kreutzbein breiter, gebogener aber weniger stark ins Becken ragend, und die Steißbeine kleiner seyen; daß die Hüftbeine breiter, glatter, mehr auswärts gebogen, der Wirbel der Schaambeine größer, die Knorren der Hüftbeine größer; und der Raum zwischen ihnen und dem Hüftgelenke kleiner, der Ischiadische Ausschnitt und das Hüftbeinloch größer sey; daß die Pfannengelenke weiter von einander entfernt stehen und daher den wackelichten Gang der Weiber verursachen, hingegen auch, weil sie mehr vorwärts liegen in der Schwangerschaft den Körper im Gleichgewicht erhalten; daß die Schenkelknochen mehr vorwärts gekrümmt sind; daß sie mit ihrem Hals einen stärkeren Wirbel bilden; daß der innere Condylus größer, etwas länger und rauher ist, als der äußere; daß die Füße kleiner, die Schultern abgerundeter, und die Gelenke derselben nicht so sehr von einander abstehend sind; daß die Schlüsselbeine nicht so stark gebogen sind, und daß die Schulterblätter

im gehörigen Verhältniß zu den breiten Hüftbeinen von einander abstehen. Die Schlüsselbeine im männlichen Körper sind stärker gebogen, wodurch also die Schulterblätter mehr hervorkommen. Auch liegen die männlichen Schlüsselbeine tiefer als die weiblichen und machen mit den Brustbeinen einen Stumpfen, die weiblichen aber beynahe einen rechten Wirbel. Ferner wird man bey der Vergleichung des männlichen Skelettes mit dem weiblichen finden, daß die Schulterbeine des weiblichen kleiner, dünner, glätter und spitzwinklicher sind; daß die obere Gliedmaßen kürzer, die Knochen der Handwurzel kleiner und die Finger spitzer sind.

Wir hoffen durch die Vorlegung der Vorzüglichkeiten dieser Tafel, den großen Beyfall, den wir ihr oben ertheilten hinlänglich gerechtfertigt zu haben, so wie wir auch überzeugt sind, daß kein Arzt, kein Geburtshelfer, kein Wundarzt, und kein Liebhaber der Naturwissenschaft sie ohne großen Nutzen und vielfache Berichtigung seiner Kenntniße, aus den Händen legen werden, oder, wenn ihm um gründliche anatomische Kenntniße zu thun ist, daß er sie überhaupt unbenutzt lassen dürfe. Dem Besitzer der Albinischen Tafeln ist sie ohnehin unentbehrlich. Auch sorgten die Herrn Verleger dafür, daß der Druck und das Papier der Schönheit der Tafel angemessen ausfielen.

Erfindung.

Papinische Maschine, Papins Digestor ist ein cylindrisches kupfernes inwendig verzinntes Gefäß, welches man durch einen Deckel mit um den Rand gelegter Pappe, vermittelst einer starken eisernen Schraube, sehr genau und fest verschließen kann, um das Wasser darinn in einem hohen Grade zu erhitzen, ohne daß die dadurch entstehende Dämpfe einen Ausgang finden können. Durch diese Vorrichtung kann man im heißen Wasser, in wenigen Minuten, Knochen, Elfenbein und harte Hölzer auflösen, auch aus thierischen Materien kräftige Brühen und Gallerten bereiten.

Der Erfinder dieser Vorrichtung war Dionysius Papin, und die Beschreibung davon erschien 1681. Papin war ein französischer Arzt und Schüler des Huygens und Boyle, nachmaliger Professor zu Marburg, welcher dabey die Absicht hatte, Säfte thierischer und vegetabilischer Körper auf eine leichte und wohlfeile Art auszuziehen. Im Jahr 1761 schlug man vor, den papinischen Topf aus getriebenem Kupfer zu bereiten, welches den Dämpfen besser widersteht, die mit unglaublicher Gewalt auf die Wände der Gefäße wirken. Wilke hat die Papinische Maschine noch mehr zum ökonomischen Gebrauch eingerichtet.

Medizinischer Rathgeber.

Zweytes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 14ten Januar 1797.

Frankfurt am Mayn.

Tolletten-Lectüre für Damen und Herren *in* Rücksicht auf die Gesundheit; von M. A. Weikard. Erster und zweyter Theil. 584 S. mit fortlaufender Seitenzahl. 8°. In der Andreäischen Buchhandlung 1797.

In der allgemeinen deutschen Bibliothek that ein Rezensent bey Gelegenheit der neuen Auflage von Hrn. **Weikards** vermischten medizinischen Schriften den Vorschlag; jene Artikel, welche nicht bloß für Aerzte, sondern Lectüre für jedermann wären, herauszuziehen, und in einem eigenen Bande dem Publicum zu übergeben. Dieser Vorschlag hatte den Beyfall des Verlegers, und so entstand das vorliegende Werk.

Da der Rezensent in der A. G. D. B. die Meynung hegte, daß eine solche Ausgabe unter irgend einem neumodischen Titel guten Abgang finden würde; so glaubt der Hr. Verf. unter allen Titeln den schönsten zu wählen, wenn er die Abhandlung als Toiletten-Lectüre für Damen und Herren ankündigte, da doch unläugbar es die Toiletten sind, wo die schönsten Sachen ausgekramt werden, und wo Damen und Herren sich in ihrem Glanze am schönsten dünken. Natürlicher Weise muß also auch Toiletten-Lectüre, wenigstens dem Namen nach, die schönste von allen scheinen. Der Hr. Verf. sagt übrigens von seinem Werk und dessen Bearbeitung in der Vorrede folgendes: „Wir werden, nach Menschendünken, immer desto klüger, oder sollten es doch werden, je weiter wir in die Jahre kommen. Wenigstens bilden wir uns doch ein, es geworden zu seyn, wenn wir auch ganz das Ziel verfehlt haben. Es ist also leicht zu denken, daß ich mich nun auch völlig überzeugt halte, daß meine zierlich ausgebesserten Abhandlungen, wozu noch neue gekommen sind, dermal werden weit gründlicher und wichtiger befunden werden, als sie es vorher waren. Ich läugne nicht, daß ich in dem Laufe meines Lebens, von Zeit zu Zeit gewisse Meynungen ändere, vorherige Irrthümer einsehe, und alsdenn keinen Anstand nehme, diese

Ver-

Veränderlichkeit menschlicher Urtheile öffentlich an Tag zu geben."

„Ich habe schon lange einige Wahrheiten laut gesagt, welche nun anfangen allgemeiner zu werden. Ich habe manche andere eben so lange im Herzen getragen, und war nur zu schüchtern, sie trotz des scholastischen Wahnes entschlossen vorzutragen. Ich habe z. B. nie einem schwachen Patienten oder kränklichem Kinde das kalte Baden als Stärkungsmittel angerathen; ich suchte allenthalben andere von diesem *Gebrauche* abzubringen; aber ich hatte doch noch nicht Muth, Prüfung und Selbstvertrauen genug, geradezu die Kälte ihrer wahren Natur nach für schwächend auszugeben, und ließ noch, da ich nichts vom kalten Baden hielt, dennoch das kalte Waschen für stärkend passiren."

„Ich muß hier öffentlich das Geständniß ablegen, daß es mir, nach meinem Bedünken, durch Hülfe der Erfahrung, des Nachdenkens, und vorzüglich des Brownischen Systems in allem viel heller geworden ist, und daß ich mir schmeichle, meine Leser durch gegenwärtige Toiletten-Lectüre nicht mit falschen Grundsätzen, wovon alle practische und diätetische Bücher voll wimmeln, auf Irrwege zu führen. Ein bischen Nachforschen und eigene Beobachtung seiner selbst

wird vielleicht jedem unpartheyischen Leser hiervon die beßte Ueberzeugung geben."

Der Inhalt dieses interessanten Werks ist folgender. **Erster Theil:** Betrachtung über die Wahl in Leibesübungen, über Musik und Tanzen. Von der Küche und dem Küchengeschirr. Von Zubereitungen der Speisen. Von der Vermischung und Ordnung der Speisen bey Tische. Soll man Mittags oder Abends Mahlzeiten halten? **Zweyter Theil:** Ueber die Diät der Kranken. Neuere Abhandlung über die Diät der Kranken. Von der Unreinlichkeit. Ob berühmte Aerzte heutiges Tages seltener sind als in vorigen Zeiten? Vom Verhalten bey Krankheiten oder Anlagen zu Krankheiten. Kurze Uebersicht der Brownischen Arzneylehre. Wirkung der Kälte und Wärme. Wie man unterscheiden soll, ob sthenischer oder asthenischer Zustand die Oberherrschaft hat?

Fortsetzung der Bemerkungen über die Viehseuche.

Hat jemand wirklich schädliches Fleisch oder Eingeweide von einem an der Seuche krepirten Stück Vieh genossen, und ist zu vermuthen, daß die giftige Speise noch im Magen liegt, so

muß

muß man einem solchen Subject, schleunig einige Gran Brechweinstein, und eine hinlängliche Portion laues Wasser nachzutrinken geben. Erbrechen und purgieren sie stark von selbsten, so gebe man häufig laues Wasser, oder Haberschleim, oder Gerstenschleim zu trinken, ist ein heftiger Durchfall da, so giebt man Clystiere von Milch und Oel, und laues Wasser mit Oxymel allein zum Getränk. Nach hinlänglicher Entledigung müssen solche Patienten eine große Menge Wasser mit Oxymel, Gerstenbrühe mit Citronensaft, oder mit Cremor Tartari, und vegetabilische Speisen genießen. Auch kann man zuweilen das Gelbe vom Ey, in einer Tasse voll altem Wein verdünnt, nehmen.

Ist die Seuche einmal ausgebrochen, so muß das kranke Vieh sogleich von dem gesunden abgesondert werden, und bey dieser Absonderung thut man am beßten, diejenige Maaßregeln zu befolgen, welche das **Königl. Preußische Patent** vom Jahr 1769 angiebt, nämlich: „daß zur Absonderung des kranken Viehes, in einer gehörigen Entfernung von dem Ort, drey Buchten, Ställe, oder Schuppen angelegt werden sollen, 1) eine Bucht, worin das noch gesunde Vieh von den anfänglich angesteckten einzelnen Höfen zu bringen, 2) die zweyte für das kranke Vieh, und da in einer über sechs bis acht Stücke nicht

stehen dürfen, weil sich das Vieh durch das viele Athemholen und Ausdünsten, zumal in warmen Buchten immer mehr angesteckt (oder kränker macht) so müssen bey zunehmender Zahl des kranken Viehes mehr dergleichen Krankenställe errichtet, jedoch länger nicht als 14 Tage auf einem Ort gelassen, sondern hernach geändert, und da wo sie gestanden, Feuer angemacht werden, damit es den stinkenden Geruch aus der Erde, welche hernach noch umzugraben ist, gänzlich wegziehe. Wenn in diesen Buchten ein von Erde und Steinen aufgerichteter leichter Kamin angebracht werden kann, so wird auf diese Art die Ausdünstung und üble Luft noch mehr verdünnt und in Bewegung gebracht werden: 3) die dritte Bucht ist für das durchgesuchte Vieh und zwar etwas abwärts vom Krankenstall anzulegen. Im Sommer kann das durchgeseuchte Vieh, auch auf einer zu dem Ende umzäunten Hütung bleiben, und des Nachts in eine daselbst errichtete leichte Hütte gezogen, nach Verfließung 14 Tage aber und vorhergegangenem Abwaschen wieder in das Dorf gebracht, auch mit ausgetrieben werden. Diese Buchten müssen möglichst weit vom Dorf entfernt, nicht an Straßen, noch nachbarlichen Grenzen, vielmehr in so weit als nur immer thunlich, nahe am Wasser und auf erhabenen Sandschollen, wo Strauchwerk ist, angelegt wer-

werden, damit daselbst hiernächst, die Gräben zur Einscharrung des krepirten Viehes desto bequemer gemacht werden können. Zur Winterszeit müssen sie in tüchtigen mit Stroh wohlbedeckten Ställen bestehen, deren Eingang gegen Morgen anzulegen, und nach Befinden des Grund und Bodens, auf die Erde zwey Fuß tief rund umher ausgegraben, und als ein Wall zur Erhaltung der Wärme aufgeworfen werden. Zur Sommerszeit kann eine leichte mit grünem Reiß bedeckte geräumige Hütte hinreichend seyn. Diese Buchten müssen nach gehemmter Seuche bey stillem Wetter abgebrannt werden, damit nicht etwa gesundes Vieh hinein lauft, und dadurch inficirt wird. Jede besondere Bucht muß auch ihre eigene Wärter und ihr eigenes Geräthe haben, und täglich gereiniget werden. Das Fortbringen des kranken Viehes nach den Buchten, muß hinterwärts des Dorfs oder des Hofs, und möglichst durch einen Schleifweg, wohin kein Vieh kommt geschehen, und wenn dasselbe im Fortbringen Mist oder ganze Stücke geronnenes Blut fallen läßt, dies alles sorgfältigst und tief genug begraben werden, damit die Schweine und Kazzen es nicht durchwühlen können."

Um die Ausbreitung der Ansteckung zu verhüten, ist es ferner unumgänglich nothwendig, ein gefallenes Stück Vieh so geschwind als nur

immer möglich, im Sommer binnen zwey bis drey Stunden zu verscharren, außer dem Aas selbst muß auch alles was von ihm zurückbleibt, Mist, Futter, Stricke, u. s. w. mitbegraben werden. Wenn das Vieh häufig und zahlreich fällt, hat man im Gebrauch weite Gruben zu machen, und ein Stück nach dem andern, so wie es umfällt, hineinzuwerfen, und die Gruben so lang als sie noch nicht voll ist, unbedeckt oder offen zu lassen, gewiß eine nachtheilige zweckwidrige Gewohnheit. Die Ausdünstung der ansteckenden Theilchen ist in diesem Fall freyer und reichlicher. Hunde, Raubthiere, Füchse, Raben können so zu dem Aas kommen, und Stücke Fleisch und dadurch auch die Ansteckung weiter fortschleppen. Am beßten ist es für jedes gefallene Stück eine eigene gehörige acht Fuß tiefe Grube zu machen; und nimmt die Seuche zu, so kann man in dieselbe zwey Stück werfen. Es versteht sich ohnehin, daß diese Gruben auf abgelegenen Oertern, und nie auf Wiesen oder andern Plätzen angelegt werden dürfen, worauf nach einiger Zeit anderes Hornvieh weiden soll; auch möchte es sicherer und vorsichtiger seyn, für diese Gruben sehr schattigte Gegenden, und einen schwarzen, feuchten und lehmartigen Boden auszusuchen, denn dieser beschleunigt die Fäulniß, und folglich auch die Zerstörung des an-

stecken=

stinkenden Aases, da hingegen ein trockener, thonigter, sandigter Boden, die Fäulniß einigermaßen hindert, und also die Zerstörung des Zunders zu einer neuen Ansteckung wenigstens verspätet. Die Erde, die auf die Aeser geworfen wird, muß recht fest gestampft werden, und über jede Aasgrube, wenn sie mit der Erdfläche gleich ausgefüllt ist, muß man noch eine schräge und spitz zugehende Bedeckung von Erde verfertigen, welche in dem ganzen Umfang, auf allen Seiten, vier Fuß mehr als die Grube selbst haben muß, damit solchergestalt die Bedeckung rund herum fast auf der dicht gebliebenen und nicht auf der durch den Graben locker gewordenen Erde zu liegen komme, und liegen bleiben möge.

In den Monaten Junius, Julius, August und September, darf mit dem krepirten Viehe, gar keine Ablederung vorgenommen, sondern dasselbe muß mit Haut und Haar vergraben werden. In den andern Monaten aber müssen die Häute so fort in besondere Gruben oder Lohkühlen, an einem ganz abgelegenen Orte, so von der Heerstraße und Triften entfernt, geworfen und eingekalket, auch wenn sie mit Kalkbeize versehen in den Gruben gelassen, und noch bis 14 Tage lohgerbermäßig zubereitet, und sodann verarbeitet werden; dasjenige aber, was von den Häuten abgekratzet, auch in besondere dazu

ver-

verfertigte tiefe Löcher geworfen, und wieder mit Erde verfüllt werden, so daß kein Vieh solches auskratzen kann. Bey Seuchen wo die Thiere bey lebendem Körper faulen, wo sie Pestbeulen oder sonst giftige Ausschläge am Leibe bekommen, sollen die Aeser unabgeledert mit Haut und Haar begraben werden, weil dergleichen Häute vergiftet, und wegen der Ausschläge ohnehin verdorben sind.

Aderlassen taugt in dieser Krankheit nichts, und die Merkmale einer Entzündung in dem thierischen Körper, können nichts für dessen Nützlich- und Nothwendigkeit beweisen, denn es ist nicht nur wahrscheinlich, sondern vielmehr durch Versuche bestätigte Gewißheit, daß das Miasma, wenn es in den thierischen Körper eingedrungen, sehr schnell und weit früher wirkt, ehe die äußerlichen Zeichen der Krankheit herfürbrechen. Der entzündungsartige Zustand ist alsdenn vielmehr als eine Folge keineswegs aber als die Ursache der Krankheit anzusehen, und der etwaige volle Puls des Thiers kann uns keinen bestimmten Grund zum Aderlassen geben, derselbe ist jetzt mehr Zeichen der Turgescenz, Folge der aufgelösten Säftenmasse, als Zeichen einer Vollblütigkeit. Ueberhaupt irren wir, wenn wir in jedem Falle, wo Entzündung zugegen ist, ohne alle Einschränkung, das Aderlassen als das

erste

erste Mittel empfehlen, denn die Natur der Entzündung ist doch wahrlich nicht immer eine und dieselbe, ist unendlich verschieden, nach der Beschaffenheit der Konstitution, und nach ihren verschiedenen entfernten Ursachen. Aderlassen würde also hier die Naturkräfte zu sehr schwächen, und den Fortgang der Krankheit mehr befördern als hindern. Schon **Goelicke** hat den Nachtheil des Aderlassens erkannt, wenn er sagt: „Was die allgemeinere Mittel anbetrifft, so wird unter diesen das Aderlassen von dem einen gelobt, von dem andern aber getadelt. Es könnte zwar scheinen, als wenn es beym Rindvieh, weil es an und vor sich sehr dickes Blut hat, in dieser entzündungsartigen Seuche, mit Recht von Ramazzini empfohlen werde: da aber dies nicht durch die Erfahrung bestätiget ist, sondern vielmehr Lancisi und andere wirklich oft beobachtet haben, daß es schädlich gewesen, so wie in allen ansteckenden Krankheiten und nur als Präservation Nutzen geschaffet habe, so widerrathe ich es gänzlich, ja, ich rathe, daß man es auch nicht als Präservirmittel annehme.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Fortsetzung der außerordentlichen Bildungen.

Mißgeburten, an welchen Theile mangeln.

In den Philosophical Transactions Num. 26. findet man folgende Geschichte. Im Jahre 1667 kam zu Paris eine Frau mit einem Kinde nieder, welches anstatt des Kopfs und des Gehirns eine leberähnliche Fleischmasse hatte, die sich zu bewegen schien. Aus gleichem Wesen bestand das Rückmark; diese Mißgeburt lebte vier Tage.

Im Jahre 1751 wurde in dem Kirchspiele zu St. Lambert, nahe bey Saumur, eine Frau von einem Mädchen entbunden, welches weder Aerme noch Füße hatte. Es lebte sechs Wochen.

In den Schriften der königlichen Gesellschaft zu Stockholm findet man ein Beyspiel einer ähnlichen, jedoch etwas geringeren, Verstümmelung an einem jungen gesunden und lebhaften Menschen, dem die rechte Hüfte und der rechte Schenkel mangelte. Man fühlte den Hüftknochen gar nicht. Seit seiner Jugend, — denn damals, wie diese Beobachtung öffentlich bekannt gemacht wurde, war er sechs und zwanzig Jahr alt, — konnte er mit Hülfe der Krücken sehr geschwind laufen; er war im Stande, Pferde und Wagen so gut wie andre Bauern zu regieren.

In

In eben diese Klasse kann man den kleinen Pepin stellen, welcher sich in den Jahren 1757 und 1758 zu Paris zeigte. Er hatte weder Arme noch Füße, seine Hände befanden sich an der Schulter; und der unterste Theil der Füße entsprang unmittelbar aus den Hüften. Er war türkisch gekleidet, und focht zur Belustigung der Zuschauer mit einem kleinen Säbel.

Im Windmonate des Jahres 1673 kam zu Paris eine Frau mit einem Kinde nieder, das bis auf den Kopf, welcher so ungestaltet war, daß er alle bey dieser Niederkunft Gegenwärtige in Erstaunen setzte, eine gute natürliche Bildung hatte. Diesem Kinde fehlte die Stirne. Weil die Augenhöhlen mangelten, so lagen beyde Augen auf dem Gesichte bloß. Der obere und hintere Theil des Kopfs hatte eine rothe, dem geronnenen Blute ähnliche, Farbe, und glich dem Wirbel eines Kalbskopfs. Denys war begierig, dies rothe Fleisch zu untersuchen; er fand unter demselben einen Knochen, der nicht hohl war, und einer Austerschale ähnlich sahe. Dieser Knochen war einzig und allein vorn an den Knochen des Gesichts, und hinten an den Wirbelbeinen des Halses gar nicht befestiget. Es hatte daher das Rückmark keine Gemeinschaft mit dem Kopfe. Diese Mißgeburt soll in Mutterleibe gelebt haben, und erst in der Geburt gestorben seyn.

Crommelin erzählte im Journal de Physique des Abbe' Rozier auf das Jahr 1776 folgenden Vorfall. Am siebenten des Windmonats wurde zu Marcheseuil, nahe bey Autun ein mißgestaltetes Kind gebohren, welches bis nach Bekanntmachung dieser Nachricht lebte. Seine Gesundheit war indessen anfangs sehr schwächlich; allein es erholte sich, so bald die Mutter, nach geheilten Brüsten, wieder im Stande war, es zu säugen. Es sahe, nach Crommelins Erzählung, ältlich aus, und hatte ausserordentlich erhabene Kinnladen. An der rechten Schulter befand sich ein kleiner Stumpf, unter welchem man die Spitze des Schulterblatts und einen kleinen Knochen bemerkte, welcher hin und her geschoben werden konnte. Die zwölf Rippen waren, eine knöcherne an dem Brustbeine befindliche Hervorragung ausgenommen, in ihrer natürlichen Lage. An der Stelle, wo die rechte Hüfte seyn sollte, bemerkte man einen kleinen von unten nach oben stehenden Fuß, welcher, wenn man ihn mit der Hand niederdrückte, sich eben so in die Höhe begab, als wenn er mit einer Sprungfeder versehen wäre. Er war sammt einem sehr kleinen Schienbeine nur sechzehn Linien lang, und hatte zwo übel gebildete Zehen mit ihren Gelenken, an denen man auch die dazu gehörigen Theile des

Mittel-

Mittelfußes bemerkte. An der andern Seite befand sich ein aus Schenkel, Schienbein und Vorderfuß bestehender Fuß von zween Zollen und zwo Linien.

Der Fuß bestand nur aus drey ungestalten Zehen mit ihren Gelenken und Nägeln. Das Rückgrad war kürzer, als gewöhnlich, und das Schwanzbein war sehr einwärts gekehrt. Das heilige Bein war an seinem untern Ende sehr hervorstehend, und von dem daher entstehenden Reiben sehr roth. Es hatte ein funfzehn Linien breites Mittelfleisch, und gar kein Gesäß. Der Rücken endigte sich wie bey einem sehr magern Spanferkel.

Ambrosius Pare' gedenkt eines Kindes, welches dem vorhergehenden in Rücksicht auf seine Füße sehr ähnlich war. Es wurde zu Paovpeville, nahe bey St. Quentin, gebohren.

Im Jahre 1759 kam zu Coudray-Mecouard, nahe bey Chinon, ein Mädchen zur Welt, welcher die zwey Schlüsselbeine, der Brustknochen, und die Rippenknorpel fehlten. Die natürliche Folge dieser Bildung war, daß das Herz und ein Theil der Lungen, welcher in der obern Gegend der Brusthöhle befindlich war, sich außer der Brusthöhle befanden, so daß man das Schlagen des Herzens sehr deutlich bemerken konnte. Wenn

man

man das Herz berührte, so bewegte es sich stärker; dieses Kind lebte 20 Stunden.

Im Jahre 1720 wurde zu Bologna ein Mädchen ohne Kopf, ohne Herz, Lungen, Aerme, Zwergfell, Leber, Milz, und Nierendrüsen (gland. succenturiatae) gebohren. Diese Geschichte findet sich in den nachgelassenen Werken des Valisneri, welcher sie aus einer ihm zugeschriebenen Streitschrift unter dem Titel: Fluidi neruei historia, genommen hat. In dieser Schrift wird überdies noch erzählt, daß dieses Mädchen nach der Geburt sich einigermassen bewegt habe, daß sie ein dickes Rückenmark, sehr große Nieren, einen ungestalteten Magen, Därme, Harnblase, und eine Gebärmutter mit ihren Theilen gehabt habe, daß sie sehr fleischig und dick gewesen sey, und an jedem Fuß nur drey Zehen gehabt habe, wovon die an dem einen Fuße befindlichen ganz mit einander verwachsen, die an dem andern hingegen völlig getrennt waren. Valisneri fand diese Erzählung zu kurz, und konnte sich nicht überreden, daß ein zum Blutumlauf so nothwendiges Werkzeug, als das Herz ist, fehlen sollte, ohne daß die Natur dasselbe durch ein ähnliches schwer zu entdeckendes Werkzeug ersetzt hätte, er schrieb deswegen an Vogli den Verfasser der angeführten Schrift, und bath sich hierüber weitere Belehrung aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer Rathgeber.

Drittes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 21ten Januar 1797.

Etwas über Humoral-Pathologie.

Von jeher war in der Medizin eine stete Ebbe und Fluth von Hypothesen und Meynungen. Was jene herbey führte, spülte diese wieder mit fort. Was wir heute als Glaubens-Artikel bekommen, wurde uns morgen wieder von einem berühmten Manne als Mährchen der Vorzeit dargestellt. Das alte System war gewöhnlich den Stürmen der neuen Gegner von außen und innen ausgesetzt. Der eine flickte und schnitzte am Gebäude durch Wegnehmen und Einschieben, der andere riß vollends nieder, und bauete mit und ohne Mühe ein neues, das der Nachfolgende für ein schönes Kartenhäuschen ansah, und dessen Daseyn durch ein mächtiges Anhauchen umwarf: „In unsern Systemen" sagt Thiery ganz treffend „findet man nur schwankende Begriffe und häufige Ungewißheiten. Man siehet oft die

Theorie auf der einen Seite, und die Ausübung auf der andern Seite fortgehen. Was soll man glauben? Ist dieses deswegen geschehen, weil sich die Kunst bey den Hypothesen so wohl befand, daß sich diese Sucht vervielfältigt hat, oder ist es nicht vielmehr deswegen geschehen, weil man die Unzulänglichkeit der ersten Systeme einsah, daß man andere an ihre Stelle hat setzen müssen, daß einige, indem sie vorwärts gehen, die nämlichen Fußtapfen betreten, daß, wenn man richtig urtheilen will, man noch nicht so bald das Ende hoffen darf." So weit **Thiery**.

Es ist nichts so abgeschmackt, was nicht einmal ein Arzt gesagt, gelehrt und vertheidigt, wohl gar in ein System gebracht hat. Ein Träumer fand immer andere Gesellschafter, welche mit ihm freundbrüderlich träumten. **Humoral-Pathologie** war Jahrhunderte lang das Schiboleth der Aerzte, wurde mehrmals erschüttert, aber nicht ganz umgeworfen, wie andere Systeme. Dies läßt wenigstens einige Haltbarkeit und guten Grund vermuthen. Es liegt in der Natur der körperlichen Einrichtung, daß die vorräthigen Säfte einen beträchtlichen Antheil an der Entstehung der Krankheiten haben müssen, ohne deshalb die festen Theile aufzuschließen, oder die Nervenkraft zu verkennen. Selbst **Hippokrates** übersah dies nicht, und verband beide in seinem

System.

System. Was Galen übertrieb, und seine Nachfolger blindlings nachbeteten oder vielmehr verunstalteten, kann unmöglich dem Ganzen zur Last gelegt oder zur völligen Verneinung angewandt werden. Bey der Unvollkommenheit aller Dinge ist überhaupt die bestimmte und gewisse Grenzlinie sehr schwer zu ziehen. Der unverfangene Beobachter siehet durch das gefärbte Glas des Nervenreizes, der Reizbarkeit, und der Erregbarkeit sehr viel, aber nicht alles, manches wohl gar verkehrt, und ist bey dem Verfolgen der Begriffe mehr als einmal genöthigt, zur *Humoral-Pathologie* zurückzukehren. Vor dem Krankenbette hilft ihm diese weit eher aus dem Gedränge, als jene.

Die neue aus Nord-Britannien zu uns herüber gekommene, der Humoral-Pathologie gerad entgegen gestellte Lehre, setzet folgendes fest. Auf *den* Zustande der Säfte kommt wenig oder gar nichts an; alles was im Körper geschiehet, wird durch Incitabilität befördert, ist eine Folge des Zustandes der festen Theile; Krankheit, Gesundheit, und die Beschaffenheit der Säfte hängt lediglich davon ab. Man wirke daher auf die festen Theile und setze sie in den Zustand der Gesundheit und Kraft, so werden die Säfte von selbst was sie seyn sollen; denn ihre ganze Zubereitung sey das Werk der festen Theile. Alle

Arzneyen wirken unmittelbar auf die festen Theile, die innerlichen blos vermittelst des Magens. Weil aber die festen Theile durch **Incitabilität** allein thätig wären: so bestehe die ganze Kunst des Arztes darin, daß er suche, sich dieser Kraft zu bemeistern, daß er trachte sie zu vermindern oder zu vermehren, oder ihren **sthenischen** oder **asthenischen** Zustand zu heben.

Es ist wahr, dem ersten Anschein nach, muß unsere medizinische Theorie, und die darauf gebaute Praxis nach einem solchen System ungemein einfach werden; allein ich zweifle ob man je die Physiologie und Pathologie auf einen Grundsatz werde zurückführen, und alle Erscheinungen des gesunden als kranken menschlichen Körpers daraus werde herleiten können. — Es wird immer wahr bleiben, was **Gall** so schön und bestimmt sagt: „Nicht die Seele; nicht der Bau der festen oder die Mischung der flüssigen Theile; weder ihre wechselseitige Einwirkung, noch ihre Entwickelung; nicht die Kraft der Elemente, als des elektrischen oder magnetischen Stroms, der Licht und Feuermaterie u. s. w.; nicht Verwandtschaft, Einsaugung, Ausdünstung, Verdickung, Verdünnung, Fäulniß, Gährung, Haargefäße, Reizbarkeit, nicht belebter Organismus, oder sonst ein einziges Etwas; nicht einmal der Inbegriff seiner wesentlichen

Leibes-

Leibes- und Gemüthskräfte; sondern alles dieses hängt unzertrennbar zusammen; unter alles dieses sind alle jene Kräfte ausgetheilt, innigst unter einander verwebt, wodurch der Mensch Bildung und Leben erhält, wodurch er geboren wird, wächst, empfindet, handelt und denkt, erkrankt und geneset, abnimmt und stirbt."

Die flüssigen Theile machen in dem menschlichen Körper die größte Menge aus, nicht sowohl so, wie sie sichtbar in ihren Gefäßen oder Behältern eingeschlossen sind, sondern weil auch in jedem festen Theile Flüssigkeiten enthalten sind, wie solches die chemischen Experimente erweisen. Man rechnet von einer Masse Körper zu hundert Pfund, nur zwanzig Pfund festes, und achtzig flüssiges, und unter fünfzig Pfund Feuchtigkeiten, die sich im Kreißlauf bewegen, acht und zwanzig als wahres Blut, und diese große Menge von Säfte sollte gar keine — oder doch nur eine sehr geringe Nebenrolle in der Oekonomie des thierischen Körpers spielen? Schon der Augenschein, und der Vergleich der verschiedenen Stufen des menschlichen Alters lehret uns das Gegentheil.

Wir wissen die eigentliche Mischung unserer Säfte nicht, die chemische Analyse des Bluts ist noch sehr unvollkommen, wie schon überhaupt die Betrachtung lehrt, daß man nicht im Stande ist, aus den decomponirten Theilen der Blut-

 masse,

masse, einen dem Blut ähnlichen Saft wieder herzustellen. — Die Scheidekunst zeigt zwar in einigen Säften Theilchen, die in andern Säften gänzlich fehlen; doch sind die meisten chemischen Zerlegungen so entsetzlich gewaltsam, daß die sanften und gelinden Verrichtungen in unserm Körper mit ihnen nicht bestehen können. Oft dürfen wir den Theilen nicht trauen, die durch die Gewalt des Feuers herausgebracht werden, die unter einer ganz andern Beschaffenheit sich in unsern Säften finden — und überhaupt gilt hier was Gren sagt: „Die Zusammensetzung der Körper der organischen Reiche ist weit mannichfaltiger, als die des unorganischen Reiches. Die Bestandtheile derselben sind subtiler und flüchtiger, sie sind genauer unter einander verbunden, und in den Verhältnissen zu einander weit mehrern Abänderungen unterworfen. Dies macht die Untersuchung dieser Körper schwerer und mühsamer, und die Flüchtigkeit mehrerer dieser Bestandtheile, und ihr Bestreben zu neuer Vereinigung unter einander während ihrer Scheidung, läßt die genaue Bestimmung des Verhältnisses derselben nicht so leicht zu, als bey den Fossilien. Wenn zur vollständigen chemischen Kenntniß eines Körpers nicht allein das **was?** sondern auch das **wie viel?** seiner Bestandtheile zu wissen nothwendig ist, so müssen wir gleich

An-

Anfangs gestehen, daß unsere Kenntniß der Mischung der organischen Körper noch weit von ihrer Vollkommenheit entfernt ist." So weit **Gren.** Und doch wollen wir aller dieser geringen Kenntniß ohnerachtet dreist aburtheilen, und die Säfte von der Reihe der Ursachen der Krankheiten ausschließen.

Man leitet alles von den Nerven her, und doch giebt es zuverläßig keine physiologische Streitigkeit, wo im ganzen schwerer ist, ohne Partheilichkeit etwas festzusetzen, als in der großen Frage: **Auf welche Art die Nerven im thierischen Körper wirken?** Es giebt manche Einwürfe gegen *die Lehre* vom **Nervensaft**, oder von den thierischen Geistern, aber auch viele Gründe streiten dafür; — daß kein wahrer Saft in dem Sinn, worinnen wir die Säfte in unserm Körper annehmen, der in Kanälen, oder hohlen Röhren liefe, vorhanden sey, lehrt der Augenschein; jedoch ist es *darum* nicht unwahrscheinlich, daß die Materie, welche die erstaunenden Erscheinungen in den Nerven erregt, aus der Klasse von Flüssigkeiten feinerer Art sey; und diese Flüssigkeit sollte bey Nervenkrankheiten keine Rolle spielen? Die Gegner der Humoral-Pathologie begehen hier eine petitio principii, indem sie als ausgemacht annehmen, die Nerven würkten als bloße feste Körper, ohne Beyhülfe irgend einer Flüssigkeit.

Incitabilität, Erregbarkeit ist eine **allgemeine Eigenschaft** aller thierischen Organe ohne Ausnahme und der Grund der Erregbarkeit liegt in der eigenthümlichen Mischung und Form der Materie: sie ist eine Eigenschaft des specifischen Stoffes, die wir durch die Erfahrung wahrnehmen, aber aus der Natur des Stoffs weiter nicht begreifen können. Die Säfte können aus der Reihe von den Ursachen der **Erregbarkeit** keines Tags ausgeschlossen werden. **Weikard** gestehet dieses mit denen Worten ein, wenn er sagt: „Eine große Menge warmen, festen Bluts reizt allzusehr: sie dehnt die Muskelzasern der Gefäßen aus, setzt in größere Erregung oder Thätigkeit, und erregt auf solche Weise Krankheiten, welche auf übermäßigem Reize, auf Stärke und Hitze, beruhen. Aber auch der Mangel des Bluts, obwohl er schwächt, und Krankheiten bringt, welche von Schwäche herrühren, kann doch auch auf seine Art zu den wirkenden, schädlichen oder reizenden Kräften gefühlt werden.“ Hier lehret der berühmte Mann offenbar Humoral-Pathogie, welche er doch sonsten ganz verwirft.

Man hat willkührlich angenommen, „die Lebens-Kraft habe ihren Sitz blos in den festen Theilen.“ Nicht blos feste, sondern auch flüssige Theile sind mit Lebens-Kraft erfüllt, und diese kann mancherley Modifikationen erleiden,

und

und dadurch Gelegenheit zu Krankheits-Ursachen geben. Gehen wir auf den ersten Ursprung, auf die erste Zusammensetzung unserer selbst zurück; Was ist ein Mensch in den ersten Stunden nach der Empfängniß? — Ein kleines, dem Anscheine nach äußerst wenig festes enthaltendes, helles, durchsichtiges Tröpfchen einer homogen scheinenden Feuchtigkeit, an dem eine Spur von Organisation zu zeigen noch kein wahrer Physiologe unternahm. — Und doch ist unser Leben, unser Geist, die ganze Kraft unsers entstandenen Ichs, in selbigem enthalten; so daß selbst der ärgste Sophist es nicht wagen dürfte, diesem einfach scheinenden Tröpfchen — Organisation, Geist und Leben abzusprechen. — Wie rege, wie thätig ist nicht das Leben in diesem Tröpfchen in den ersten Tagen? Kann man nicht sogar arithmetisch mathematisch beweisen, daß je solidere Theilchen die in diesem Tröpfchen enthaltene Lebenskraft sich aneignet, sie sich desto träger gleichsam, wenigstens im Wachsthume zeigt? — Wachsen wir nicht als Embryonen im ersten Monate verhältnißmäßig weit mehr, als im zweiten Monate u. s. w.

Daß das Blut belebt sey, ist für mich eine ausgemachte Wahrheit. Denn das Blut ist ja offenbar die erste Stufe der Organisation, es ist der Uebergang des assimilirten Nahrungssaftes in dem Zustand fester Organe. — Die Beschaffenheit

des

des Blutes stehet ferner mit dem Zustand der Lebenskraft in so genauem Verhältnisse, daß man nothwendig dieselbe Lebenskraft auch im Blute annehmen muß, da man oft augenblicklich, so wie ein heftiger Eindruck auf die Lebenskraft der festen Theile geschieht, auch eine Veränderung im Blute bemerkt. Diese Veränderung läßt sich nicht erst durch den Umweg der Veränderung in den Gefäßen, Nerven und Absonderungs-Organen erklären, (denn da könnte sie weder so allgemein noch so schnell seyn, wie wir sie zuweilen finden) sondern sie beweist, daß dem Blute die nehmliche Lebenskraft beywohne, wie den festen Theilen, und dasselbe sogleich durch gewisse Eindrücke eben so unmittelbar und schnell affizirt und verändert werden kann, als die empfindende und reizbare Faser. Und woraus entsteht am Ende alles Lebende, Hirn, Nerven, Muskeln u. s. w. Blos aus dem zuströmenden Blute. — Blut war eher da, als Nerven und feste Theile. Und was im Anfang bey der Generation geschieht, das geschieht noch immerfort. Das Leben ist eine fortgesetzte Generation aus dem Blute. Wie dieses beschaffen ist, eine solche Beschaffenheit müssen die aus demselben erzeugten Säfte, und folglich auch die von denselben zunehmende und sich nährende feste Theile haben. Und so ist eigentlich der Zustand der festen Theile ganz abhängig von den

Säf-

Säften, und folglich müssen die Fehler der Säfte den grösten Einfluß auf die Gesundheit der Menschen haben.

Demjenigen der alles bestimmt der Reizbarkeit, oder Incitabilität (als besondere Kraft betrachtet) beylegt kann man am passendsten mit dem Gleichniß antworten, das Marcard angiebt, wenn er sagt: „Derjenige Arzt, der nur allein auf das Lebens-Principium, oder auch auf die Reizbarkeit, achtet, kommt mir vor, wie ein Uhrmacher, der allein auf die Feder sieht, die freylich die Quelle aller Bewegung der Uhr ist. *Wenn er nur immer an der Feder spannt, sich nicht um andere Hindernisse des richtigen Ganges bekümmert, so wird er nicht allemal die Uhr in Ordnung bringen.* Sehr einfach kann allerdings das Verfahren dessen werden, der nur allein auf die festen Theile achtet, aber unumgänglich kann es einer im völligen Einverstande mit seiner Lehre bleiben, und doch einer alles thun, was der Erfahrung zu Folge nöthig ist." So weit **Markard.**

(Die Fortsetzung folgt.)

Fortsetzung der außerordentlichen Bildungen.

Die Antwort auf diese Anfrage war, daß diese ungestaltete Leibesfrucht wirklich ein Herz, oder etwas dem Aehnliches gehabt habe, oder daß er wenigstens nichts dergleichen habe entdecken können, und daß Valsalva Bianchi und mehrere andere, welche bey der Oefnung dieses Kindes zugegen waren, auch nichts mehr bemerkt hätten: daß die Wirbelbeine einen krummen, Vogelschnabel ähnlichen Bogen machten, und sich einige Linien über den Schlüsselbeinen etwas seitwärts in eine der weiblichen Brust ähnliche Erhabenheit endigten: daß auf beyden Seiten dieser Wirbelbeine sich die Rippen befanden, wovon keine mangelte: daß endlich die Nieren, die Harngänge, die Harnblase, die Gebärmutter und die Muttertrompeten eine natürliche Bildung hatten, und daß sich unter den Nieren eine Art von Magen mit zusammengedrückten dünnen und widernatürlich kurzen Därmen befand.

Eine Mißgeburt, in welcher der Blutumlauf ohne Herz vor sich gieng, schien dem Valisneri eine so unglaubliche Naturerscheinung zu seyn, daß er sich von derselben nicht überzeugen konnte, ob er gleich in dem Anhange des Blasius zu dem Buche des Licetus *de monstris* ein ähnli-

ches

ches Beyspiel gelesen hatte, und ohnerachtet das wirkliche Daseyn eines ähnlichen zu Bologna durch die bewährtesten Zeugnisse erhärtet wurde. Allein die letztere ihm mitgetheilte Beschreibung machte ihn doch ein wenig irre, und nöthigte ihm das offenherzige Geständniß ab, daß er wenigstens sein Urtheil so lange zurückhalten würde, bis die Beschreibung dieser Mißgeburt, wie man es versprochen hatte, öffentlich erschienen seyn würde.

Folgender Fall ist zwar weniger wunderbar, allein er wird doch durch die Mittel, welche die *Natur* angewendet hatte, den Mangel dieser fehlerhaften Bildung zu ersetzen, ausserordentlich merkwürdig:

Leux und sein Sohn, beydes Aerzte zu Nismes, wurden zu einem vierzehnjährigen Mädchen von einer sehr guten Leibesbeschaffenheit und angenehmen Bildung gerufen. Sie hätte nicht die geringste Spur von Geburtstheilen, noch einen After: die Haut des Unterleibes lief bis zum Mittelfleisch, ohne irgend eine äußere Oefnung, oder ein zu den Ausleerungen des Stuhls und des Harns dienliches Werzeug zu bilden ununterbrochen fort. Dieser Mißbildung ohngeachtet hatte sie eine gute Eßlust, ruhigen Schlaf, und beschäftigte sich nebst ihren Gespielen mit Seidenwickeln. Indessen war doch ein Ausgang für

den

den natürlichen Unrath nothwendig, und die Natur hatte sich ihn auf die widrigste Art gebahnt. Dieses unglückliche Mädchen empfand aller zween oder drey Tage einen stumpfen Schmerz um die Nabelgegend, welcher nach und nach immer so heftig wurde, daß sich Eckel, und endlich wirkliches Wegbrechen des Unflaths einstellte. Sie reinigte hierauf den Mund mit Wasser, und vertrieb sich den übeln Geschmack durch starkschmeckende Speisen.

Eben so wunderbar wurde der Harn aus dem Körper geführt. Die Nieren und die Harnwege waren unthätig, allein die Brüste vertraten ihre Stelle, und sonderten den Tag über verschiedene mal ein helles Wasser ab, wodurch die Blutmasse von den überflüßigen wässerigen Theilen befreyet wurde.

Ich will mich nicht länger bey dieser Art von Mißgeburten aufhalten. Denn jedermann kennt ihre Mannichfaltigkeit, und ich würde meine Leser durch eine noch längere Hererzählung von unglücklichen Personen, welchen irgend ein Theil des Körpers mangelt, oder übel gebildelt ist, nicht angenehm genug unterhalten. Ich will daher zu Beyspielen von Mißgeburten aus der dritten Klasse übergehen, welche sich durch die Lage eines Theils an einem unschicklichen Orte auszeichnen.

Mißgeburten, welche aus einer veränderten Lage der Theile entstehen.

Es ist nichts gemeiner als dergleichen üble Stellung, und es giebt wenige Menschen, bey welchen sich nicht etwas besonders dieser Art, wenn sie zergliedert werden, finden sollte. Allein so weit erstreckt sich der Umfang dieses Artickels nicht, sondern ich will bloß von ausserordentlichen Versetzungen der Gliedmaßen reden, und aus einer Menge von Beyspielen dieser Art nur die auffallendesten ausheben.

Mariane Fulen, die Tochter eines Töpfers, war damals zehen Jahr, wie Ramel der jüngere, ein Arzt zu Aubagne bey Marseille, folgende Beobachtung von ihr bekannt machte. Ihr Herz lag bey ihrer Geburt ausser der Brusthöhle gleich unter dem Zwergfelle bey den schwerdförmigen Knorpel, in der Gegend, welche gemeiniglich den Magen einnimmt. Sie war in ihren jüngern Jahren dem Herzklopfen unterworfen gewesen, welches heftiger wurde, und auf ihre Gesundheit Einfluß hatte, wenn sie zu gehen anfieng. Sie bekam oft Nasenbluten, besonders während des Sommers, wo sie auch sehr mager wurde. Ramel wurde über diese kränklichen Umstände zu Rathe gezogen. Bey der Untersuchung fand er das Herz in der angegebenen Lage so hervorragend, und den äußern Bedeckungen

so nahe, daß man es berühren und mit der Hand fassen konnte. Man konnte die Zusammenziehung und Ausdehnung der Herzhöhlen und die damit abwechselnde Bewegung der Vorkammern leicht wahrnehmen, auch sogar, wenn sie bekleidet war, konnte man das Schlagen des Herzens selbst bey den gewöhnlichen Bewegungen desselben zählen. Zudem fühlte man an dem Orte, wo es eigentlich hätte liegen sollen, nichts von dem allen. Die Rippen waren daselbst einwärts gebogen, und weniger sichtbar, und zwar nicht blos auf der linken, sondern auch auf der rechten Seite. Hierdurch wurde die Brust gleichsam verschoben und bauchig, wobey jedoch die Schultern gerade waren.

Ich will diese Beobachtung weder weiter fortsetzen, noch auch die Mittel angeben, welche dieser erfahrne Arzt zur Linderung dieser übeln Umstände anwendete. Er schmeichelte ihr mit der Hoffnung, daß sie, ohngeachtet dieses besondern Baues, doch ihr Leben eben so hoch bringen würde, als ein jeder anderer natürlich gebauter Mensch, wenn sie nur seine gegebenen Rathschläge befolgte.

(Der Beschluß folgt.)

Medizinischer Rathgeber.

Viertes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 28ten Januar 1797.

Tübingen.

Carl Friedrich Clossius über die Lustseuche, 430 und 18 S. 8. bey Jacob Friedrich Heerbrandt. 1797.

Vorlesungen, welche der Verf. über die Lustseuche hielt, veranlaßten vorliegende Schrift, in welcher die ganze Lehre von den venerischen Krankheiten auf eine zweckmäßige Art vorgetragen ist. Erster Abschnitt. Erstes Kapitel, liefert eine kurze Uebersicht der Geschichte der Lustseuche. Nach des Verf. Meynung hat man keinen Grund den Spaniern das Einführen der Lustseuche nach Europa aus West-Indien, oder den Marranen ihre erste Erscheinung in Europa zuzuschreiben, hingegen wäre es höchst wahrscheinlich, daß es schon vor dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts eine Form von Lustseuche gegeben habe; daß noch

 nicht

nicht ganz aufgeklärte Ursachen um jene Periode eine eigene Form von Lustseuche bestimmt haben; daß die Lustseuche zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts also ganz etwas anders seye, als wie sie sich vorher und nachher zeigte; daß nach Hinwegräumung der damals herrschenden Bestimmungs-Ursachen das Wesentliche oder die Grundlage der Krankheit sich wieder der vorigen Form näher habe zeigen können. Zweites Kapitel. Allgemeine Uebersicht über die Krankheit. Formen in welchen sich die Krankheit gegenwärtig zeigt. Die erste Form ist ein eiterähnlicher Ausfluß aus den Schleimhöhlen der männlichen Harnröhre, in seltenen Fällen ein ähnliches Ausschwitzen aus der Oberfläche der Eichel, bey Weibern ein ähnlicher Ausfluß oder auch ein Nässen aus der Mutterscheide, aus den Schleimhöhlen um die Mutterscheide und um die Harnröhre herum, in seltner vorkommenden Fällen selbst mit aus den Schleimgängen, welche in der Harnröhre selbst sind, ohne daß durch ein Geschwür der Ausfluß bestimmt würde. Die zweite Form der Krankheit äußert sich durch Blädchen oder auch durch Bläschen, welche, so wie sie wachsen, sich immer mehr entzünden, endlich platzen, und weit ausbreitende, mehr in dem Umfange als in die Tiefe fressende, mit einem entzündeten Rand umgebene, speckige, ein schmieriges, zähes, gleichsam

glänzen-

glänzendes Eiter absondernde Geschwüre erzeugen. Wird die erste Form der Krankheit sich selbst überlassen, oder wird sie auch nur, durch die allgemeinsten Mittel behandelt, so verschwindet in den meisten Fällen die Krankheit ohne nachbleibenden Schaden. Anders verhält sich die zweite Form, wo sich der Seuchenstoff vervielfältigt, und durch die einsaugenden Gefäße aufgenommen wird, und mancherley Zufälle erregt. Drittes Kapitel. Muthmaßungen über die Entstehung des Seuchen-Stoffes. Der Stoff der Lustseuche ist blos allein auf den Menschen eingeschränkt, und kann nicht von ihm auf Thiere so übergetragen werden, daß er bey ihnen eine gleiche, oder doch ähnliche Krankheit errege. Eben deßwegen läßt sich auch schließen, daß der Stoff niemals von Thieren auf Menschen übergetragen worden seye. Eben so wenig hat man auch Grund zu behaupten, daß eine außer dem Körper des Menschen gelegene Ursache zum erstenmale die Seuche in ihm erregt habe. Höchst wahrscheinlich hat sie auch nie in einem einzelnen Subjekt den Anfang genommen, sondern es ist wahrscheinlich, daß sie durch die einzig natürliche Vermischung der Geschlechter, das heißt: durch den Beyschlaf, also durch Vermischung und hieraus erfolgte Umänderung der Säfte der Geburtstheile, bey günstigen Umständen entstanden seye.

Wahrscheinlich wird es, daß bey wiederkommendem Eintritt der nämlichen günstigen Umstände die Seuche sich jedesmal wieder von freyen Stücken erzeugen kann. **Viertes Kapitel.** Ueber die Natur des venerischen Stoffes. Der Stoff ist ein sehr fixes Gift, theilt sich nie in der Entfernung, sondern nur durch einige Berührung mit, man findet nichts von dem Schleim oder Eiter abzusonderndes und den Seuchenstoff darstellendes, daher scheint es der Natur der Sache gemäßer zu seyn, gerade den kränklich veränderten Schleim für den Tripperstoff, das in den Geschwüren abgesonderte Eiter für den Chankerstoff, und nicht den Schleim und das Eiter für das den Seuchenstoff aufnehmende Material zu halten. **Fünftes Kapitel.** Vermehrung des Seuchenstoffes in dem Körper. Da in dem Körper keine Bereitung ohne Organ geschiehet, da dieses Gesetz auch im kranken Zustande befolgt wird, so wird der Seuchenstoff nur in eigenen von dem in den Körper gebrachten Stoff selbst erzeugten Organen bereitet. Der in diesen widernatürlichen Organen, zu deren Anlage besondere Theile des Körpers bestimmt sind, da viele Theile des Körpers im geringsten nicht von dem Gifte eine Aenderung leiden, erzeugte Seuchenstoff vermischt sich wieder mit der Blutmasse, in den Organen aber, welche nicht für ihn empfänglich

lich sind, wird er wahrscheinlich wieder zersetzt, in den reinigenden Organen aber aus dem Körper geschafft, daher kann er sich nie in dem Körper anhäufen. **Sechstes Kapitel.** Von der venerischen Ansteckung. Die Ansteckung durch den Gebrauch gemeinschaftlicher Trinkgeschirre kann nur dann als möglich angenommen werden, wenn auch derjenige oder an den Lippen desjenigen, der sich des Geschirres zuerst bedienet, Geschwüre vorhanden sind. Es giebt aber Gründe, welche die **wahrscheinlichkeit** auf diesen Weg angesteckt zu werden, entfernen: Geschwüre auf den Lippen, an der Zunge haben als **nachfolgende** Geschwüre ein viel geringeres Ansteckungsvermögen, als die **ursprünglichen.** Eine flüchtige, nicht innige Berührung vereitelt die Ansteckung, wenn die Theile nicht verwundet sind. Durch das Getränk wird das Gift verdünnet, also in seiner Energie geschwächt. Man hat bis jetzt noch keine unbezweifelte Erfahrung. — Küsse auf die Augen können, wenn etwas von dem Stoff an der innern Fläche der Augendeckel, oder an den Winkeln des Auges kleben bleibt, wegen dem feinen Bau dieser Theile und wegen der Bewegung der Augendeckel, welche das Einreiben des Stoffes begünstiget, die Seuche mittheilen. **Siebentes Kapitel.** Bedingungen, welche die Ansteckung erleichtern. **Achtes Kapitel.**

Zeichen von der Ansteckung während dem Beyschlaf. Man will bemerkt haben, ein ansteckender Beyschlaf seye von einem andern sehr verschieden, die Weiber fühlten bey Ausgießung des Saamens in der Scheide ein ungewöhnliches Brennen, die Männer empfinden fast schon beym Eingang in die Scheide ein ungewöhnliches Kitzeln. Ersteres aber kann bey venerischen Geschwüren, welche der Mann hat, nicht statt finden, letzteres kommt auf die besondere gegenwärtige Fassung des Mannes an. **Neuntes Kapitel.** Vorbauungsmittel. **Zweyter Abschnitt.** Erste Form der durch den Beyschlaf mitgetheilten Krankheit. **Tripper. Erstes Kapitel.** Tripper bey Männern. Der Stoff des Trippers ist von dem Stoff des venerischen Geschwüres gänzlich verschieden, und bis jetzt hat man noch kein unbezweifeltes Beyspiel, daß auf einen Tripper für sich allein die Seuche entstanden wäre. Führen gleich die Beobachter zerstreut Erfahrungen an, so ist immer noch zu bedenken, daß oft ein venerisches Geschwür unbemerkt da seyn, und unbemerkt heilen kann, und daß die Erfahrung bewiesen hat, daß auch die kleinsten nicht gehörig behandelten Geschwüre die Seuche verursachen können. Man findet bey dem Tripper, wenn die Materie sehr scharf ist, stockt, wie bey Personen, welche sich nicht reinlich halten, oder eine lange Vorhaut haben, die stärk-

sten

sten Excoriationen der Eichel, welche wie in Jauche schwimmt, und dem ungeachtet, da doch die Einsaugung hierdurch sehr begünstiget werden sollte, siehet man nicht, daß die Seuche erfolgt.

Zweytes Kapitel. Von der Heilung des Trippers.

In dem ersten Zeitpunkt, so lange sich die Krankheit noch durch Kitzeln und eine manchmal nicht unangenehme Wärme zeigt, kann sie leicht, und ohne Schaden zu befürchten, abgekürzet werden. Die Erfahrung hat hiezu Kalkwasser, eine sehr verdünnte Auflösung des Aezsteines als höchst wirksam angegeben. Man spritzt gewöhnlich diese Mittel ein, es bleibet aber diese Methode immer beschwerlich und schmerzhaft, daher es besser ist, die genannten Flüssigkeiten mittelst eines feinen und langen Pinsels in die Harnröhre einzubringen, wodurch die Anwendung öfters und ohne viele Schmerzen wiederholt werden kann. Sobald die Periode der Entzündung formiret ist, so sind alle Arten von Einspritzungen schädlich, denn die Harnröhre ist sehr empfindlich, enge, leidet nicht die geringste Ausdehnung, daher schon durch den Mechanismus des Einspritzens die Entzündung vermehrt werden muß. — Erstreckt sich die Entzündung weit hinterwärts, so erreichen die Einspritzungen ohnehin die Theile nicht. — Quecksilbermittel innerlich gegeben sind gänzlich unnütz. Zur Heilung

empfiehlt der Verf. blos die bekannten allgemeinen Mittel, magere Diät, Ruhe des Körpers besonders der Geburtstheile, Mohnsaft u. s. w. Wenn sich die Zufälle vermindern, breche man von dem schwächenden Verfahren ab, erlaube, besonders schwächlichen Personen wieder Fleisch und Wein, oder Bier, vermeide aber immer gekünstelte und gewürzte Zubereitungen. Die Vernachläßigung dieser Vorsichtsregel kann langdaurende Nachtripper erzeugen. — So lang das Tröpfeln noch nicht ganz aufgehört hat, muß der Beyschlaf vermieden werden, weil die Möglichkeit der Ansteckungsfähigkeit eines unschmerzhaften Trippers im geringsten nicht geläugnet werden kann. Eben so sehr müssen auch, wenn gleich alles Nässen aufgehört hat, alle willkührliche Saamenergießungen noch einige Zeit vermieden werden, denn sehr oft zeiget sich der Tripper wieder, mit Entzündungs-Zufällen begleitet, oder auch ohne diese, und wird sehr hartnäkig. **Drittes Kapitel.** Unächte Tripper. Außerwesentliche **Zufälle welche den Tripper begleiten.** **Erstes Kapitel.** Bluten aus der Harnröhre. **Zweites Kapitel.** Krümmung der Ruthe. **Drittes Kapitel.** Hoden-Geschwulst. Der Verf. sah in der Periode des Nachtrippers einigemal bey Onanisten Hoden-Geschwülste entstehen. Die ächt entzündliche Hoden-Geschwulst erfordert die

schwächen-

schwächende Behandlungsart in dem großen Umfange. Entsteht sie aber aus Krankheiten Reizbarkeit des Hoden, so dienen krampfstillende Mittel. **Viertes Kapitel.** Phimosis, Paraphimosis. **Fünftes Kapitel.** Harnverhaltung. **Sechstes Kapitel.** Leistendrüsen = Geschwülste. **Siebentes Kapitel.** Wundwerden der Eichel. **Achtes Kapitel.** Auswüchse auf der Eichel und auf der Vorhaut. **Folgen des Trippers. Erstes Kapitel.** Der einfache Nachtripper. Nach einer langen Erscheinung hat der Verf. Pillen aus Olibanum, Mastix, Catechu, Drachenblut, bisweilen mit Terpentin verbunden, vor allen andern Mitteln erprobt gefunden. Sollte mit der topischen Schwäche eine allgemeine mit kränklicher Reizbarkeit verbunden seyn, so werden zugleich auch stärkende Mittel, Fieberrinde, Eisen, Baldrian gegeben. **Zweites Kapitel.** Geschwulst und Eitersammlungen um die Harnröhre herum. **Drittes Kapitel.** Geschwulst der Vorsteherdrüse. Bisweilen formiret sich um die geschwollene Drüse herum Entzündung und Eiterung, man findet nach geschehener Oefnung des Abscesses die Drüse angeschwollen, hart, so wie die Eiterung fortgehet, verkleinert sie sich nach und nach, ohne doch in ihre natürliche Grenzen wieder zurückzugehen, der Kranke erlanget wieder das Vermögen, den Harn zu lassen. Ein Wink der Natur, wel-

welchen der Arzt, ehe es so weit mit der Krankheit kommt, brauchen kann. Sollte der Harn nicht abfließen, folglich seine künstliche Auslesrung angezeigt seyn, so ist es natürlich; daß ein steifer Catheter hiezu gänzlich untauglich ist, man versuche es mit einem biegsamen Instrument, ist aber dieses unmöglich, so muß der Blasenstich über dem Schaamknochen vorgenommen werden, es ist dem Verf. ein Fall bekannt, wo man ihn bey dem männlichen Menschen mehr als zwanzigmal wiederholte. **Viertes Kapitel.** Verengerung der Harnröhre. Die Behandlung der Verengerung vermittelst der Kerzen wird sehr umständlich und weitläuftig vorgetragen. **Fünftes Kapitel.** Fisteln des Mittelfleisches. **Sechstes Kapitel.** Schmerzhaftes nach dem Tripper zurückbleibendes Gefühl in der Blase, in der Harnröhre, in den Hoden. Nie vergesse man genau zu untersuchen, ob nicht Hämorrhoiden, Gicht, Rheumatismus-Disposition, Anpropfungen der Eingeweide des Unterleibes vorhanden seyen, da von diesen bekannt ist, daß sie so vielfältige Uebel der Harnwege und der Geburtstheile zu erregen fähig sind. Ist Schwäche vorhanden, so verschaffe man durch eine nahrhafte Diät, durch alten, milden, nicht auf die Harnwege stark wirkenden Wein, durch stärkende Arzneymittel, unter welchen sich Fieberrinde mit Baldrian

ders besonders auszeichnen, dem Kranken seine Kräfte wieder. Die Geburtstheile können öfters mit einem stärkenden Aufgusse gewaschen werden, sehr gut kann man eine Abkochung von Eichenrinde mit Wein, oder eine Mischung aus Eichenrinde-Abkochung und Weingeist hiezu anwenden. Tripper bey Frauenzimmer mit seinen Folgen. Dritter Abschnitt Zweyte Form der durch den Beyschlaf mitgetheilten Krankheit. Erstes Kapitel. Das venerische Geschwür bey den Männern. Blos der Verlauf der Krankheit kann uns bis jetzt noch am meisten von der wahren Natur des vorhandenen Geschwüre belehren. Denn nicht selten entstehen Geschwüre an den Geburtstheilen der Männer nach dem Beyschlaf mit einer Person, welche sich nicht reinlich hält, oder welche an einem scharfen weißen Flusse leidet, oder welche eine enge Mutterscheide hat, wodurch die Eichel wund gerieben wird, oder auch durch Unreinlichkeit der Mannsperson bey einer langen Vorhaut. Auch werden sehr oft Geschwüre auf der Eichel, an der Vorhaut durch Hämorrhoidal-Trieb erzeugt. Auf das Geständniß des Kranken kann sich der Arzt nicht allemal verlassen, denn er kann nie mit Zuverläßigkeit behaupten, daß die Person, welcher er beygewohnt, wirklich an örtlichen venerischen Uebeln gelitten habe. In den andern Fällen, bey Frauenzimmern besonders,

ders, ist große Vorsicht nöthig. **Zweytes Kapitel.** Von der Heilung der ursprünglichen venerischen Geschwüre. Wie man ein ursprüngliches venerisches Geschwür kurz nach seiner Entstehung zu behandeln habe, oder wäre das Geschwür sehr klein, so daß man wenig eingesaugten Stoff zu befürchten hätte, so ist die äußerliche Behandlung anwendbar, und die mildern Quecksilber-Bereitungen zeigen sich am allervortheilhaftesten und anwendbarsten, man kann hoffen, durch sie das Gift zu tödten, und den Körper vor der Ansteckung zu sichern. Hat aber das venerische Geschwür schon eine Zeit lang gewährt, so muß der innerliche Gebrauch des Quecksilbers zu Hülfe genommen werden. **Drittes Kapitel.** Das venerische Geschwür bey den Weibern. **Zufälle welche an den Geburtstheilen mit den venerischen Geschwüren manchmal verbunden sind, oder auf sie folgen. Erstes Kapitel.** Phimosis, Paraphimosis. **Zweytes Kapitel.** Auswüchse auf der Eichel und auf der Vorhaut. **Drittes Kapitel.** Verdickerung der Vorhaut, zurückbleibende Härte in der Eichel. **Viertes Kapitel.** Verwächsung der Eichel mit der Vorhaut. **Fünftes Kapitel.** Verengerung der Mutterscheide. **Drüsengeschwülste. Erstes Kapitel.** Entstehungsart und Ausbildung der Drüsengeschwülste. **Zweytes Kapitel.** Heilung der Drüsengeschwülste.

Die

Die Lehre von der Vereiterung der Drüsen bey venerischen Geschwülsten ist im Allgemeinen grundfälsch, denn die Beobachtungen zeigen, daß es schwer seye, eine Drüse der einsaugenden Gefäße zur Vereiterung zu bringen — und der sicherste Weg zur Heilung ist die Zertheilung der Geschwulst. **Vierter Abschnitt. Lustseuche. Erstes Kapitel.** Allgemeine Bemerkungen. **Zweytes Kapitel.** Von der Erkenntniß einiger der nachfolgenden **Lustseuchen-Zufälle. Drittes Kapitel.** Verlarvte Lustseuche. Die Lehre von der verlarvten venerischen Krankheit ist im Ganzen genommen ungegründet, und wenn man ja eine dritte außerwesentliche Wirkung des venerischen Seuchenstoffes annehmen will, so kann sich diese blos auf die Lungen erstrecken. **Viertes Kapitel.** Vorhersagung. **Die Heilung. Fünftes Kapitel.** Quecksilber. Seine Zubereitungen. **Sechstes Kapitel.** Methoden das Quecksilber anzuwenden. **Siebentes Kapitel.** Wirkungsart des Quecksilbers. **Achtes Kapitel.** Regeln, welche bey der Anwendung des Quecksilbers zu beobachten sind. **Neuntes Kapitel.** Zeichen von der richtigen Wirkung des Quecksilbers. **Zehentes Kapitel** Nachkur. **Eilftes Kapitel.** Von Verwickelungen der Lustseuche, in so ferne sie den Gebrauch des Quecksilbers hindern, oder zu hindern scheinen. **Zwölftes Kapitel.** Folgen von dem unrechten Gebrauch

brauch des Quecksilbers. Dreyzehntes Kapitel. Von den venerischen Zufällen an den Knochen, an der Knochenhaut, an den Schleimbeuteln. Vierzehntes Kapitel. Von einigen Mitteln, welche außer dem Quecksilber gegen die Lustseuche angewendet worden. Fünfzehntes Kapitel. Von der Lustseuche bey Kindern.

Beschluß der außerordentlichen Bildungen.

Diese unnatürliche Lage des Herzens ist ohnstreitig eine der seltensten Erscheinungen, wovon sich aber doch noch Beyspiele finden. Regis, Arzt zu Montpellier, erzählt in einer öffentlich bekanntgemachten Beobachtung, daß man ihm im Lenzmonate des Jahres 1681 einen kleinen lebendigen Hund, welcher an dem nämlichen Tage früh um sechs Uhr gebohren worden war, gebracht habe. Man glaubte, er sey zerplatzt, weil ihm etwas aus dem Bauche hervorhieng. Regis, sahe aus den abwechselnden Zusammenziehungen und Ausdehnungen dieses Theils, daß es das Herz wär; es schlug lebhaft und regelmäßig, und ohngeachtet es ohnmöglich schien, daß die Brust sich, ohne äußere Luft einzulassen, welche durch ihre Gegenwirkung die Ausdehnung der

der Lunge verhindern mußte, geöfnet habe, so holte doch der Hund sehr frey Othem. An der Oefnung befand sich eine Haut, welche mit der Grundfläche des Herzens fest zusammenhieng. Die Mutter dieses Hundes hatte noch einen andern gebohren, welcher in Ansehung seines Bauchs mit dem ersten übereinkam. Einer von diesen Hunden starb an eben dem Tage, und der andere den Tag darauf.

Mery theilte im Jahre 1688 der königlichen Academie der Wissenschaften zu Paris die Zergliederungsgeschichte eines im zwey und siebenzigsten Jahre verstorbenen Invaliden mit, bey dem man eine allgemeine Versetzung aller in der Brust und Bauchhöhle befindlichen Theile, sowohl der Eingeweide, als der Gefäße antraf. Das Herz lag in die Queere, so, daß seine nach der linken Seite zu gekehrte Grundfläche die Mitte der Brusthöhle einnahm, der übrige Theil des Herzens nebst seiner Spitze nach der rechten Seite zu lag. Die Leber fand man auf der linken Seite, sie nahm daselbst die ganze Rippengegend ein; die Milz befand sich auf der entgegengesetzten Seite. Eben so verhielt es sich auch mit den übrigen Theilen, welche ich jedoch hier nicht anführen will.

Eine ähnliche Bemerkung lieset man in den Philosophical Transactions, doch waren

ren der widernatürlich liegenden Theile nicht so viel, als beym vorigen Falle. Ein Geistlicher aus der Provinz York ward mit Husten und einigen andern Beschwerden behaftet, und genöthiget, nach London zu reisen, um die dasigen Aerzte um Rath zu fragen. Er that diese Reise größtentheils zu Fuße, und starb funfzehn Tage nach seiner Ankunft in der Hauptstadt. Während seiner Krankheit hatte er viel Brantwein getrunken, und sich dadurch seinen Tod beschleuniget. Bey der Leichenöffnung fand man unter andern die Därme in einer ganz unnatürlichen Lage, die sehr große Leber in der linken Rippengegend, und die Spitze des Herzens nach der rechten Seite zu gekehrt. Diese wenigen angeführten Beyspiele mögen zur Erläuterung dieser Art Mißgeburten hinreichend seyn.

Zusatz.

In den Schriften der Pariser Academie vom Jahre 1712 findet man ein Beyspiel von einem todtgebohrnen Kinde zu Grenoble, dessen Herz ausserhalb der Brust ganz frey hieng, so daß man es auf der Brust hin und her bewegen konnte; es hatte keinen Herzbeutel, und war an seinen großen Gefäßen befestiget. Die Mutter hatte bemerkt, daß sich dieses Kind einige Zeit vor der Geburt noch bewegt hatte.

Medizinischer Rathgeber.

Fünftes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 4ten Februar 1797.

Etwas über Humoral-Pathologie.

Fortsezzung.

Es *ist* ungegründet daß die alten Aerzte blos *einzig und* allein auf die **flüssigen Theile** des menschlichen Körpers Rücksicht genommen, und **die festen** ganz außer Acht gelassen hätten. Der um unsere Kunst sowohl verdiente ältere Hebenstreit hat folgenden gedrängten Abriß, was die *Alten* über diesen Gegenstand dachten, geliefert. Er sagt: „Cum duo sint sanitatis momenta; quorum alterum in motoris efficacia, alterum *in* organorum aptitudine ponitur, morborum etiam conceptus summi eodem revertuntur. Quamvis autem ad utramque hanc aegritudinis ideam in quamplurimis exemplis fluidorum rationes multum valent, et indicationes secundum illas componendae sunt; fit tamen etiam, ut in morbis numero haud inferiori-

 bus

bus malorum forma, cauſſa eorum proxima; adquam in cura reſpiciendum eſt, hinc auxiliorum deſtinatio, verſus ſolida plus, quam verſus humores his contentos, proſpiciat. Oportet adeoque, ſive *robur agendi*, ſive *organi fabrica* a ſtatu naturali deflectat, ad ſolidorum indolem animo ſaepe reverti, *mox* eorum minima cogitando amplecti, illa nempe, quae jam compoſiti quidpiam habent, ſiquidem ex ſubtiliore iſta circa fibrillas et prima corporum elementa contemplatione nil quidquam utilitatis eſt, *mox* ſingularem unius cujusque viſceris fabricam, intra quam cauſſa actionis laeſae ſedet, ſecum perpendere medentes. Tunc autem maxime ad minima ſolida animum advertimus, ſi ſine aliqua meditatione; ad quodque organon directa, morbos, ad totum hominem vel plura ſimul organa redundantes contemplamur. Quodſi autem ſingulare viſceris aliusve organi malum eſt; ex omnium, quae illud faciunt, vaſorum aliarumque conditionum circumſtantiis cauſſam, et; quod illi par eſt, medicamenti efficaciam metimur. Fibra adeoque minima, quae; quousque illam mente aſſequi poſſumus; nervi filamentum extremum eſt, fluidi ſui, quod ſpiritus, inopia ſaepe flaccet, et *atoniae*, aut imbecillitatis et fibrae laxae conceptus; qui

gra-

gravissimorum saepe morborum idea est, effingit. Propterea composita ex fibris nerveis minima, ex his majuscula, tandemque majora, laxantur, hinc effecta ex his viscera et instrumenta, uti vasorum sunt congeries, fluidis suis transprimendis parum idoneae, deficiunt. Si quis in his omnibus fluidi ideam dominari putet, disputationi locum habiturus est, cogitatione tamen de *solido imbecillo, fluidis transprimendis haud idoneo*, ubicunque infirmitas est, semper prevevaliturae."

Die Annahme oder die Verwerfung der ganzen Humoral Pathologie hängt lediglich von der Beantwortung der beyden folgenden Fragen ab:

1) **Giebt es überhaupt Fehler in den Säften?**
2) **Kann man mit Erfolg etwas thun in der Absicht, diesen Fehlern abzuhelfen, und wirken unsere Mittel auf die Säfte?**

Was die erste Frage anlangt, so sehe ich gar nicht ein, warum es keine Fehler in denen Säften geben sollte? Versuche welche in England und Italien angestellt worden sind, lassen keinen Zweifel übrig, daß die Operation der Verdauung fast ganz von den Säften abhänge, und daß die Muscular-Kräfte des Magens, und der Därme, fast nur in so weit dabey wirken, indem die Speisen und Materien, welche sie in sich schließen, dadurch fortgetrieben werden, und

etwann der dabey möglichen Ausdehnung der Luft widerstehet. Hieraus siehet man denn, was ein schwacher Magen, wie man die schlechte Verdauung nennt, eigentlich sey; wie man dabey irrig den Magen einer Schlaffheit beschuldige, da doch der Fehler meistens in den zur Verdauung nothwendigen und nunmehr schlecht zubereiteten Säften zu suchen seye, und daß stärkende Mittel in den meisten Fällen schaden, auflösende hingegen nützen. Wiederum im Gegentheil oft der Fall eintrete wo eine Unkräftigkeit der Säfte der Gedärme zum Grunde liegt, welche stärkende bittere Mittel erfordert. Dem seye nun aber wie ihm wolle, so ist doch nichts natürlicher als der Schlüß, da durch die Verdauung keine feste sondern flüssige Theilchen hervorgebracht werden, diese aber wenn obgedachte Funktion nicht gut von statten gehet, unmöglich diejenige Beschaffenheit haben können, die sie in dem gesunden Zustand erlangt hätten, so müssen nothwendig die Säfte in dem Körper durch dieselbe eine Anlage zu Krankheiten erhalten, welche in der Folge auch wirklich entstehen müssen.

Die gastrische Krankheiten beweisen ebenfalls daß Krankheiten von Unreinigkeiten und verdorbenen Säften abhängen und entstehen können. Ich gebe zu, daß in unsern Zeiten, wo alles übertrieben wird viele durch die Kunst hervorge-

gebrachte **Gallenfieber** existiren, welche ihren Grund in dem Mißbrauch auflösender und ausleerender Mittel zu Anfang eines unbestimmten Fiebers haben. Erkennt der Arzt zu Anfang eines Fiebers von anderer Art dasselbe nicht deutlich genug, und glaubt doch etwas thun zu müssen, indem er Salztränke und ähnliche auflösende und gelinde ausleerende Mittel anwendet, so ist ganz begreiflich, daß diese medicamentöse Reize den gastrischen Charakter mehr entwickeln müssen, der doch in der Natur des Fiebers vielleicht gar nicht lag. Ich gebe zu, daß in *vielen* Fällen ein widernatürlicher Reiz auf die Leber wirken, und dadurch die Absonderung der Galle widernatürlich verstärken kann. Allein auf der andern Seite ist es eben so gewiß, daß Unreinigkeiten in den ersten Wegen die Hauptursache abgeben. **Grant** schiebt die Ursache, daß die Gallenfieber zu London so gemein sind, auf den häufigen und durchgehends eingeführten Genuß der fetten Fleischspeisen, wodurch in allen Körpern eine Disposition zu dieser Krankheit entstehe, welche bey Ursachen, die die Ausdünstung unterdrücken, besonders einer feuchten Witterung, dies Fieber hervorbringe. Und überhaupt hat **Hallers** Ausspruch vieles Gewicht für mich: **Humorum morbos omnes excludere, Manifesto est nimium; cum certum sit, ex**

diaeta, ex cibis putridis, maximos et funestissimos morbos subito esse ortos, cum morbi contagiosi corruptos per humores nostros operentur.

Da alle abgesonderten Säfte aus der Blutmasse entstehen, so kann es dem Arzt gewiß nicht gleichgültig seyn, von was vor einer Beschaffenheit diese eigentliche Lebensfeuchtigkeit seye, wie viel oder wie wenig von dieser Masse in dem Körper vorhanden ist. Es gab eine Zeit, wo man die Lehre von der Vollblütigkeit, so wie jetzo überhaupt die Humoral-Pathologie, ganz aus der Reihe der Krankheitsursachen ausschloß, allein diese Behauptung ist längst als irrig widerlegt, und die Vollblütigkeit nimmt wie billig, einen beträchtlichen Platz in der Pathologie ein. Die Wirkungen welche die Vollblütigkeit im Ganzen herfürbringt, bestehen zuvörderst in der Veränderung, welche die reizbaren und empfindlichen Theile von der überflüssigen Menge des Bluts erleiden, und in der veränderten Bewegung des Bluts. Das Herz und die Schlagadern, zu stark und zu häufig von der großen Menge Bluts gereizt, werden in unordentliche Thätigkeit gesetzt, oder dieselbe wird völlig unterdrückt. Es entsteht also Herzklopfen, Beängstigungen in der Brusthöhle und in der Herzgrube, ein ungleicher, zu starker, oft unterdrückter, aber

be-

beständig voller Puls: und das Blut wird in alle Theile des Körpers bald zu stark und regellos eingetrieben, bald häuft es sich in einzelnen Blutgefäßen zu sehr an, und erzeugt in denselben Stockungen. Daher werden auch die Absonderungen unregelmäßig vermehrt, und oft völlig unterdrückt. Die reizbaren Theile des Körpers, zu vielen Reizen ausgesetzt, bekommen eine Neigung sich unwillkührlich und zu stark zusammenzuziehen: Daher das Zittern und die Krämpfe, wovon vollblütige Menschen gewöhnlich befallen werden. Auch das System der empfindlichen Theile leidet unter diesen Umständen. Es entstehen von den zu häufigen Eindrücken einer zu großen Menge Bluts getäuschte Empfindungen, Gefühl von Hitze und Kälte in einzelnen Theilen, nachdem die Thätigkeit derselben bald vermehrt, bald vermindert wird; Gefühl von Schwere und Trägheit der Glieder, öfters Schmerzen in einzelnen Theilen, ohne offenbare Ursache. Verdunklung des Sehvermögens, Funken vor den Augen bey der geringsten Bewegung des Körpers. Auch pflegt der Mittelpunkt des Nerven-Systems, das Hirn, allezeit dabey zu leiden. Schwindel, Wahnsinn, Schlagfluß, Ohnmacht, Lähmungen können aus der Vollblütigkeit entstehen.

Der entgegengesetzte Fehler ist die zu geringe Menge oder der Mangel an Blut. Dadurch ge-

geschiehet es, daß der Körper bleich und die geringe Menge von Blut, nicht gehörig bewegt wird. Dadurch entsteht wirklich Verderbniß der Säfte, die Absonderungen werden entweder ganz unterdrückt, oder widernatürlich verändert. In den Drüsen entstehen Stockungen und Anhäufungen: daher auch Ausdehnungen des Zellgewebes von Wasser und gerinnbarer Lymphe. Ein kleiner, schwacher, langsamer Puls; Magerkeit des Körpers, oder schwammige, blasse und selbst Ausdehnungen des Zellgewebes sind daher gewöhnliche Folgen und Zeichen dieser Armuth an Blut.

Ausartung des Bluts ist der Fehler desselben, wo seine entfernten Bestandtheile hervorstechen, und folglich einen widernatürlichen Eindruck auf die ersten Theile machen. Daß eine solche Ausartung des Bluts möglich sey, davon überzeugen uns alltägliche Erfahrungen. Wir schmecken es, daß auch das gesundeste Blut salzigt ist. — Noch mehr aber überzeugen uns chemische Untersuchungen von dem Daseyn solcher Bestandtheile im Blute, welche sehr leicht hervorstechen, und dadurch Schärfe und Ausartung erzeugen können. Ausser dem Ammoniak, welches durch Wärmstoff verflüchtigt wird, enthält das Blut Phosphorsäure und Kohlensäure, in Verbindung mit Mineral-Alkali, Eyweisstoff, Kalcherde und Eisentheilen. Diese Bestandtheile sind es, welche

aller-

allerdings, wenn sie hervorstechen sollen, nachtheilige Wirkungen hervorbringen können. In den abgeschiedenen Säften, dem Schweiß, Speichel, Urin und Fett, so wie im Magensaft, finden wir auch oft genug so wenig zweydeutige Zeichen eines solchen Hervorstehens der freyen Säure, oder des freyen Alkali, daß man wirklich glauben sollte, das Blut müßte eben die Beschaffenheit in solchen Fällen angenommen haben, als diese abgeschiedenen Säfte: wenn man vollends bedenkt, daß in manchen Krankheiten das Ansehen des Bluts seine große Flüssigkeit oder Ausartung zu beweisen scheint. Allein auf der andern Seite, muß man ebenfalls zugestehen; daß das Blut eines gesunden Menschen, an sich selbst nicht leicht fehlerhaft wird, sondern die Wärme des Körpers, die beständige Bewegung, die reinigende Organen, und besonders der ununterbrochene Zuwachs, den es durch die wohlverdaueten Nahrungsmittel bekommt, erhalten es in seinem natürlichen Zustande. Man muß daher bey den Fehlern des Bluts, jedesmal auf die Beschaffenheit der Verdauung, der rohen Säfte, der Kräfte des Körpers, der Circulation, und selbst auf die Beschaffenheit der abgesonderten Säfte Rücksicht nehmen, denn von den letztern, wird immer ein Theil, wieder in das Blut zurückgeführt. Auch sind die Fehler des Bluts, unstreitig oft als Folgen feh-

lerhaften Begebenheiten der festen Theile anzusehen. Indessen kann doch nicht geläugnet werden, daß das Blut an sich gewisser Verderbnisse fähig ist, die, sollten sie auch erst von einem Fehler der festen Theile veranlaßt seyn, doch wieder als Ursachen angesehen werden müssen, die nachtheilige Würkungen auf die festen Theile hervorbringen.

Auch die andern Säfte des menschlichen Körpers können vollkommen ausarten. So lehret die Erfahrung, daß der Magensaft in Verderbnisse übergehen kann, welche sich durch einen schleimichten, nidorösen, hepatischen, alkalischen, fäulichten Geruch der aufstoßenden Luft zu erkennen geben. Es entstehen dadurch nach und nach alle die Folgen, welche man von dieser Ausartung erwarten kann. Gänzlicher Verlust des Appetits, Empfindung von Völle und Schwere in der Herzgrube, Geneigtheit des Blutes zur Aufhäufung, und Uebergang aller abgeschiedenen Säfte in die gleiche Verderbniß. Ein hoher Grad der Ausartung des Magensafts greift endlich den Magen selbst an, und erzeugt in demselben brandige Flecken, welche man oft nach dem Tode solcher Kranken zu finden pflegt, die am Faulfieber gelitten hatten.

So kann die Galle fehlerhaft werden, theils indem ihre Consistenz zunimmt, wenn nämlich

der

der Eyweisstoff, nebst der fettigen, wallrathähnlichen Substanz und den erdigten Bestandtheilen, sich zu sehr vermehren, und dagegen das Verhältniß der wässerichten Bestandtheile abnimmt: Dieser Fehler wird die Verdickung genannt. In langwierigen Krankheiten, besonders bey der englischen Krankheit, und in der Wassersucht, wo die Ernährung nicht gehörig von statten gehet, nimmt die Galle eine zu dünne Beschaffenheit an. Höchst selten findet man in dieser Feuchtigkeit wahre Fäulniß, obgleich man deswegen nicht läugnen kann, daß die Galle in einigen Fällen diesen hohen Grad der Verderbniß erleidet. Gewöhnlich sind es weit geringere Grade, welche sich durch Farbe und Geruch folgendermaßen von einander unterscheiden: **Erster Grad** Eygelbe Farbe und saurer scharfer Geruch der Galle. Bey Kindern und auch bey Erwachsenen, die am Gallenfieber leiden, wird dieser Grad der Ausartung nicht selten beobachtet. **Zweiter Grad.** Röthliche Farbe und saurer scharfer Geruch. In hitzigen Fiebern, besonders solchen, die auf die Leber wirken. Zugleich ist ein röthlicher Bodensatz im Urin vorhanden, der das Extrakt der Galle, als den Grund des Färbestoffs enthält. **Dritter Grad.** Lauchgrüne Farbe, und saurer Geruch, bisweilen aber auch ein flüchtig ammonikalischer Dunst. Dies ist eine der gewöhnlich-

sten

sten Ausartungen, die aus den beiden vorigen entsteht, ohne daß diese nothwendig vorhergegangen seyn müssen. Diese Ausartung gehört zu den schlimmen Gattungen, und erregt Krämpfe und andere Fehler der beweglichen und empfindlichen Theile, daher sie auch bey Kindern am häufigsten während der Zahnarbeit, von Erkältungen, und von übler Diät beobachtet wird. **Vierter Grad.** Schwarze oder dunkelbraune Farbe, und saurer, äußerst scharfer, oder laugenhafter, oder moschusartiger Geruch. Diese Ausartung geht sehr viele Nüancen durch, und man findet sie mehrentheils im höhern Alter, nach dem Mißbrauch geistiger Getränke, und unverdaulicher zäher Speisen. **Letzter Grad.** Aschgraue Farbe und moschusartiger oder gar kein Geruch. Jener moschusartige Geruch wird in dem Extraktivstoff der Galle mehrerer Thiere bemerkt, und sticht, bey der gänzlichen Zersetzung des letztern, im letztern Grade der Verderbniß der Galle hervor. Die Galle ist in diesem Falle ganz unfähig, der thierischen Natur wieder verähnlicht zu werden. **(Die Fortsetzung folgt.)**

Erfindung.

Physik oder Naturlehre ist eine Wissenschaft von den Eigenschaften, Kräften und Wirkungen der

der Körper. Unter den Alten waren schon die Egyptier, Chaldäer und Phönizier wegen ihrer astronomischen, mechanischen und chymischen Einsichten berühmt. Die Kenner und Lehrer dieser Wissenschaften hießen bey ihnen Magi oder Weise. Unter den Phöniziern soll besonders Mochus oder Moschus die atomistische Naturlehre zuerst erfunden oder doch zuerst öffentlich gelehrt haben.

Bey den Griechen wurde anfangs auch die Physik, besonders die Lehre von der Entstehung der Welt, vorzüglich vom Thamyras, Linus, Musäus und Orpheus in poetischen Fabeln vorgetragen. Sie nannten ihre Lehrer der Physik *Philosophen* oder Freunde der Weißheit. Der erste unter den Griechen, von dessen Naturlehre man etwas gewisses weiß, ist Thales, der Stifter der Jonischen Secte, welcher zuerst die Physik ohne Allegorien und Fabeln vortrug; er machte das Wasser zur Grundsache aller Dinge, verband aber mit dieser materiellen Ursache auch schon einen Geist. Dem Thales folgte Anaximander, der vier Elemente annahm. Diesem folgte Anaximenes, der die Verdickung und Verdünnung der Luft für die Grundursache aller Dinge ausgab und Geist und Luft für eins hielt. Sein Schüler, Anaxagoras von Clazomene in Jonien, geb. im ersten Jahr der 70 Olymp., nahm eine einzige materielle Grundursache an, und lehrte,

daß

daß ein Geist, ein göttliches Wesen oder der göttliche Verstand die Materie in Bewegung gesetzt, geordnet und das Chaos aus einander gewickelt habe. Einige glauben, er sey der erste gewesen, der mit der materiellen Grundursache einen Geist verbunden habe, aber Thales hatte schon dieses gethan. Indessen war Anaxagoras der erste, der die Physik aus Jonien nach Athen brachte und sie daselbst lehrte. Man hat dieses Verdienst dem Archelaus, einem Sohne des Apollodorus, zuschreiben wollen, daher er auch den Namen Physicus bekommen haben soll, aber Anaxagoras lehrte schon 30 Jahre vor ihm die Physik zu Athen. Archelaus war ein Schüler des Anaxagoras und nahm eine doppelte Grundursache der Dinge an, nemlich eine unkörperliche oder einen Geist, und eine körperliche, nemlich die Luft. Anaxagoras sowohl, als Archelaus waren beyde die Lehrer des Socrates. Plato machte die Materie Gott gleich ewig und diesen zur Seele der Welt. Da er in der Moral moralisch zu schließen gewohnt war: so wollte er in der Physik alles mit Uebereinstimmungen erklären und verwandelte die Naturlehre in eine Metaphysik. Sein Schüler, Aristoteles übertraf ihn noch hierin und legte in der Physik wenig Ehre ein, ob er gleich viel darüber geschrieben hat. Er verwandelte die Naturlehre in einen logischen Kampfplatz.

platz. Indessen lehrte er doch schon, daß das Licht dem Schalle ähnlich sey, welches auch die jetzigen Physiker behaupten. Die Eleatische Schule, deren Stifter Xenophanes war und in der Zeno von Elea und Gorgias berühmt worden, blieb fast bis auf den Epicurus bey der Physik allein. Xenophanes und Parmenides trugen ihre Lehren noch in Versen vor. Heraclitus, Zeno und Parmenides hielten die gemäßigte Wärme für die Grundursache aller Körper. Besonders lehrte Heraclit von Ephesus, der den Hippasus, nach andern den Xenophanes zum Lehrer hatte, es besteht alles aus Feuer und werde auch alles wieder darein aufgelöset. Diesem Satze folgte noch Hippocrates, geb. in der Insel Cos, im ersten Jahr der 80 Olympiade. Leucippus, ein Schüler des Zeno von Elea, und Democritus von Abdera, der 461 Jahre vor Christi Geburt geboren wurde und ein Schüler des Leucippus war, nahmen beyde die Atomen, das ist, kleine, untheilbare, einfache Körperchen, als die Elemente der theilbaren und zusammengesetzten Körper an. Democrit schrieb auch eine Physik und führte die Lehre des Leucippus von den Atomen weiter aus. Diese atomistische Physik kommt dem Begriffe nahe, den sich die besten neueren Physiker von der Zusammensetzung der Körper machen. Epicur

statuir=

statuirte zwey Grundursachen, die Stäubchen und das Vacuum, wie schon seine Vorgänger gethan hatten. Empedocles behauptete eine Sympathie unter den vier Elementen, woraus die Welt entstanden sey und wodurch sie noch erhalten werde.

Pythagoras machte die Einheiten oder Monaden zur Grundursache der Körper und hüllte seine Sätze in Gleichnisse und Eigenschaften der Zahlen ein. Die Pythagoräer hatten aber doch schon den Gedanken, den nachher Copernikus von der Weltordnung ausführte. Philolaus von Croton, der ein Pythagoräer war, soll die Naturlehre der Pythagoräer zuerst bekannt gemacht haben nach andern aber hat Plato das Buch des Philolaus von einem Schüler desselben bekommen, nachdem er diesem durch seine Fürbitte beym Dionysius das Leben gerettet und völlige Freyheit zu Wege gebracht hatte; noch andere sagen, Plato habe es in Sicilien von des Philolaus Blutsfreunden für eine große Summe Geld gekauft. Andere behaupten aber, daß nicht Philolaus, sondern Alcmäon von Croton, ein Schüler des Pythagoras, die erste Pythagorische Physik geschrieben habe. Ocellus Lucanus, der eine ewige Welt behauptete und dessen Enkel zu des Plato Zeit lebte, schrieb de ortu universi, welches das älteste philosophische und physische Buch ist, das auf unsere Zeiten kam; es wurde 1539 zu Paris, in 4°, griechisch herausgegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer Rathgeber.

Sechstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 11ten Februar 1797.

Bremen.

Gründliche Anleitung alle Arten der venerischen Krankheiten genau zu erkennen und richtig zu behandeln, zur Vorbauung der Empirie mit den nöthigen Arzneyformeln nach dem Muster der bewährtesten Aerzte versehen, für Aerzte, Wundärzte und Layen in der Arzneywissenschaft, von D. Johann Valentin Müller, ausübendem Arzte in Frankfurt am Mayn. Zweyter Band, 386 S. 8. bey Friedrich Wilmans. 1796.

Dieses Werk zerfällt in folgende Rubriken. Erstes Kapitel. Vom Chanker überhaupt. So wie jeder in die Harnröhre gebrachte Reiz einen Tripper erregt, eben so verursacht auch jeder von

 aussen

aussen an die Zeugungs-Theile gebrachter Reiz, Entzündung, Eiterung und Geschwüre, die von wirklichen venerischen beynahe gar nicht zu unterscheiden sind. Dergleichen nicht venerische Chankers kommen häufiger vor, als man glaubt, und entstehen öfters nach dem Beyschlafe mit dem gesundesten Frauenzimmer. — Es werden hiervon überhaupt einige Beispiele angeführet. Auch eine feine humoralische Verderbniß der Saamen-Feuchtigkeit kann Schuld haben, daß nach Pollutionen Chankers entstehen, wie nicht weniger vernachläßigte Reinlichkeit des Geburts-Gliedes. Auch wenn ein Frauenzimmer ein scharfes monatliches Geblüt hat, und die Mannsperson ihr während demselben, oder kurz vor- oder nachher beywohnt. Dieses waren die Unreinen der Vorzeit. Der Chanker war der Anfang aller venerischen Krankheit, und **Marcellus Cumanus** hat die erste anschauliche Beschreibung davon gegeben. Nach einer blos flüchtigen Berührung einer der Ansteckung fähigen Stelle, von dem venerischen Gifte, entsteht noch kein Chanker, daher kommt er viel seltener vor, als der Tripper, zu dessen Entstehung nur eine sehr flüchtige Berührung von der Tripperschärfe erfodert wird. Diagnosische Zeichen der venerischen Geschwüre am Hals und an den Brüsten. Eintheilung der Chankers überhaupt nach drey Classen. Es ist übrigens ganz rich-

richtig, daß man die Chankers so geschwind als *möglich* zu heilen suche, aber eben so richtig ist es, daß dieses am besten und ohne Schaden der Patienten geschehen könne, wenn man die äusserlichen Mittel, mit dem innerlichen Gebrauch des Quecksilbers verbindet. Der innerliche Gebrauch des Quecksilbers allein, wird wenn man keine äußerliche Mittel damit verbindet, nicht immer die Chanker heilen, und überhaupt entstand die Methode, dergleichen Geschwüre durch das innerlich gegebene Quecksilber zu heilen aus der irrigen Meynung, als ob die venerischen Geschwüre jeder Art von einer Ansteckung der ganzen *Leibesbeschaffenheit* ihren Ursprung hätten. **Zweytes Kapitel.** Von den venerischen Drüsengeschwülsten. Die Kenntniß der Krankheiten der lymphatischen Drüsen ist ein wichtiger Theil der Pathologie. Ein Reiz des lymphatischen Systems kann verursachen, daß diese Drüsen auf*schwellen*, sich entzünden, vereitern, ja gar scirrhös werden. — Daher man bey der Heilung jederzeit bestimmen muß, ob die Krankheit von einem Fehler der Drüsen selbst, oder von einer zufälligen Ursache herrühre. Aber auf der andern Seite werden Drüsen-Geschwülste auch erzeugt, wenn eine fremdartige Materie sich auf dieselbe absetzt — und von dieser Art ist meistentheils der venerische Bubo. Verschiedene Art von Entzün-

dung der Bubonen. Ob die Bubonen gleich Anfangs ein Symptom der Lustseuche gewesen? Wird gegen Astruc bejahet. Auch in der Vorzeit gab es Bubonen, die ihren Ursprung der weiblichen Unreinheit zu danken hatten. — Diagnostik der Bubonen von andern Geschwülsten. Zertheilungs-Methode — Eiterungs-Methode nebst den dahin einschlagenden Mitteln. Der Verf. glaubt, daß im Anfang alles darauf ankomme das venerische Miasma zu zerstören, und man bey den ersten Zeichen eines Bubo denselben durch innerliche und äußerliche Quecksilbermittel zu zertheilen suchen solle. — Wenn aber die Entzündung und der klopfende Schmerz zunimmt, alsdenn von der Zertheilung abzustehen, und die Eyterung zu befördern. Mittel gegen verhärtete Bubonen. Behandlung der aus denselben entstandenen bösartigen Geschwüre. **Drittes Kapitel.** Von den venerischen Warzen und Auswüchsen. **Viertes Kapitel.** Von der allgemeinen Lustseuche. Im allgemeinen erregt das venerische Gift einen gelinden Reiz, und eine ganz besondere Verderbniß der lymphatischen Feuchtigkeiten, wodurch aber bald die festen Theile des Körpers selbst auf mannichfaltige Weise angegriffen werden. Ueberhaupt hat die Lustseuche niemals eine recht bestimmte Gestalt, sondern sie zeigt sich bey verschiedenen Kranken verschieden,

so daß man das Gemälde derselben in der Natur bald mehr, bald weniger vollkommen antrift. Es ist daher schwer, eine vollständige Beschreibung der Lustseuche zu geben. Diagnosis mancher venerischer Zufälle von ähnlichen in andern Krankheiten. Vorhersage bey der Lustseuche. Fünftes Kapitel. Allgemeine Bemerkungen über die Kur des venerischen Uebels. Keine venerische Krankheit, und am wenigsten die Lustseuche selbst, kann den Heilkräften der Natur überlassen werden, und es gilt im allgemeinen die Regel. Alle von dem venerischen Gifte herrührende Uebel müssen durch die Kunst geheilet werden. Nicht jedes Mittel, das uns in irgend einer Rücksicht, bey Venerischkranken Dienste leistet, kann ein antivenerisches Mittel genannt werden. Diesen Nahmen verdienen nur diejenigen, von denen mehr unmittelbar die Ueberwindung des venerischen Gifts abhängt. Das Quecksilber ist das einzige Mittel, welches im Stande ist, das in dem Körper befindliche venerische Gift jedesmal zu überwinden, wenn nicht besondere ausserwesentliche Umstände dieses unmöglich machen. Das Quecksilber erreget im lymphatischen System einen specifischen Reiz, wodurch jene venerische Reizung aufgehoben wird: nach dem allgemeinen Gesetze der thierischen Oekonomie, daß es specifische Verschiedenheiten der Reizung giebt, und daß

eine Art von Reizung die andere aufheben und vernichten kann. — Es besitzt ferner eine Kraft, die specifische venerische Schärfe zu neutralisiren und zu verbessern, eine Eigenschaft, die der Merkur gegen mehrere animalische Gifte zu besitzen scheint. Allgemeine Regeln bey dem Gebrauch des Quecksilbers. Mittel welche das in dem Körper befindliche Gift unter gewissen Umständen überwinden können. Als Lignum Guajacum. Mittel welche blos einige Erscheinungen, die von dem venerischen Gift mehr unmittelbar abhangen, entweder wirklich heben, oder doch erträglicher machen. Mittel die sich nur gegen gewisse Folgen bey der Lustseuche wirksam zeigen. **Sechstes Kapitel** Von den Wirkungen des Quecksilbers auf den menschlichen Körper, bey Heilung der Lustseuche. Tabelle der vorzüglichsten Quecksilber-Bereitungen. **Siebentes Kapitel.** Von der Vorbereitung zu den Quecksilber-Kuren überhaupt. Bemerkungen über das Aderlassen, Abführen, Brechmittel und Bäder. Wo verdünnende — wo stärkende Mittel angezeigt sind. **Achtes Kapitel.** Allgemeine Vorschriften zur Heilung der mit der Lustseuche complicirten Krankheiten. **Neuntes Kapitel.** Von der Räucherkur, den Mercurial-Pflastern und der Speichelkur. **Zehentes Kapitel.** Sublimateinreibungen, antivenerische Bäder, Mercurialwaschwasser, und anti-

antivenerische Klystiere. **Eilftes Kapitel.** Dämpfungskur vermittelst der Mercurialeinreibungen. **Zwölftes Kapitel.** Von dem Gebrauch des fressenden Sublimats. **Dreyzehntes Kapitel.** Von dem versüßten Quecksilber. **Vierzehntes Kapitel.** Hahnemanns auflösliches Quecksilber. **Funfzehntes Kapitel.** Von der **Plenkschen** Auflösung und den übrigen Quecksilbermitteln, die durch Vermischung und Verkalchung bereitet werden. **Sechszehntes Kapitel.** Salpetersaures Quecksilber, phosphorsaures Quecksilber. **Siebenzehntes Kapitel.** Von den übrigen Quecksilbermitteln. **Achtzehntes Kapitel.** Von einigen geheimen Mitteln. **Neunzehntes Kapitel** Von den Mitteln aus dem Pflanzenreich. **Zwanzigstes Kapitel.** Von den Mitteln aus dem Thierreiche. **Ein und zwanzigstes Kapitel.** Von einigen Zufällen der Lustseuche, welche eine besondere Behandlung erfodern. **Zwey und zwanzigstes Kapitel.** Von der Lustseuche bey Kindern. **Drey und zwanzigstes Kapitel.** Von der besondern Gestalt, unter welche sich die venerische Krankheit in Schottland und Canada gezeigt hat. **Vier und zwanzigstes Kapitel.** Mercurial-Krankheit. **Fünf und zwanzigstes Kapitel.** Praktische Haupt-Schriftsteller über die Lustseuche. **Anhang.** Haupt-Geschichtschreiber, welche der Lustseuche Erwähnung thun.

 Heil-

Heilbronn am Neckar und Rotenburg an der Tauber.

Magazin der verbesserten theoretischen und praktischen Arzneykunst; für Freunde und Feinde der neuen Lehre; herausgegeben von M. A. Weikard. Ersten Bandes zweytes Stück, 216 Seiten gr. 8. bey Johann Daniel Claß. 1796.

Vorliegendes Stück liefert folgende Aufsätze. Ueber den Gang der wissenschaften, und besonders der Arzneykunst; von *D.* Joh. Brown. Der Verf. dieses Aufsatzes zeiget durchgehends, daß die Geschichte der Medizin ihm ganz fremde ist, daher seine vielen übel angebrachten Tiraden. Zur Probe und wie vom Partheygeist eingenommen Brown seine Gedanken dahin wirft, mag folgende Stelle dienen. „Die Lehre vom Krampf wurde das erstemal auf den Platz gebracht von einem Manne, der ihrer wahrhaft würdig war, von dem schwärmerischen Träumer van Helmont; sie wurde hernach in ein verworrenes und unverdautes System gesetzt durch das schwerfällige wortreiche wahrhaft deutsche Bestreben Hofmanns. Nachdem sie vorher durch den Namen und das größere Ansehen Boerhavens unterdrücket, und selbst von dem Lande ihres Ursprungs verdränget war,

zwar, fand sie zuletzt, da sie aufs Neue von den Zöglingen Boerhavens, welche die Catheder zu Edimburg besassen, verfolget wurde, einen Freund und Schützer an Doctor Cullen, welcher erst kürzlich als Lehrer auf dieser Universität angestellet war. Diese verunglückte Geburt eines wahnsinnigen Kopfes, dieses armselige Product der gröbsten systematischen Ignoranz, mußte nun wieder empor gebracht werden, mit allen unverdaulichen Materialien, welche sonst zur Errichtung der ersteren irrigen Systeme gedienet haben; es müßte mit aller fremden Auszierung, und zwar in solcher anderwärts hergeborgten und ganz heterogenen Gestalt verschönert werden; anstatt eines abschreckenden Ungeheuers, welches blos dazu taugte, die Verspottung des Menschengeschlechts zu erwecken, mußte es der Welt mit aller Praleren als eine neue ehrwürdige Lehre dargestellt werden, und wurde gleichsam als ein furchtbarer Nebenbuhler einem glänzenden und scharfsinnigen Systeme entgegen gestellt. **Beschaffenheit der im Jahr 1795 in Mantua beobachteten Krankheiten von Herrn** Doctor Domenico Luigi Gelirette, **Censor der physischen Fakultät;** aus dem Italienischen. Der Verf. ist ein guter Beobachter, führt die herrschenden Krankheiten an und die allgemeinen Heilarten, wornach sie behandelt wurden, er hält auch eine

ge-

gewisse Mittelstraße zwischen dem **Brownischen** und dem gewöhnlichen System. Ein Verfahren, welches lobenswerth ist, und Nachahmung verdient. Am Ende hat er einige aus seinen Erfahrungen gezogene Resultate angezeigt, wovon wir einiges beyfügen wollen. Es ist bekannt, daß der Aderlaß, welcher in großen Zwischenräumen unternommen wird, in starken Entzündungs-Krankheiten großen Nutzen bringet. Aber man findet ihn noch weit nützlicher, wenn er in Zwischenräumen von wenigen Stunden wiederholet wird. In schweren Entzündungs-Krankheiten, wie in der Lungensucht, Bräune u. s. w. ließ der Verf. alle zwey Stunden vier Unzen Blut abzapfen, oder in dringenden Fällen jede Stunde zwey Unzen. — Bey dem sogenannten **gastrischen** Fiebern ist es unläugbar, daß manchmal Troz aller versuchten Ausleerungen von aller Gattung, sich doch noch das Fieber unterhält, vielmehr zunimmt, und zuweilen tödtlich wird: Zweitens daß es die entzündungsartige Eigenschaft annimt, und ein hiergegen abgemessenes Verhalten erfodert. Es ist daher der Vernunft gemäs zu schließen, daß gastrischer Unrath gleichwohl ein Fieber erwecken kann, welches richtig als eine örtliche Krankheit zu betrachten ist: allein wenn bey den dazu disponirteu sich eine entzündungsartige Anlage findet, so werden wir ein

Fie-

Fieber haben; welches gastrisch-inflamatorisch heisen kann; so wie wir es gastrisch nervös nennen werden, so oft die Schädlichkeiten in dem Systeme der Nerven jene Beschaffenheit haben werden, welche dem Nervenfieber den Ursprung giebt. Der Verf. lehrt also nichts anders, als was alle gute Aerzte längstens wußten: *D.* **Kramers medicinisch-praktische Beobachtungen von den Faulfiebern.** Enthält die Beschreibung desjenigen Fiebers welches in dem Winter 1793 nnd Anfangs 1794 in den obern und mittlern Gegenden des Rheins, und in den Niederlanden herrschte. Der Verf. gab nach Umständen Brechmittel, China, mineralischen Liquor, Vitriol-Aether, Sydenhams Laudanum, Bisam, Wein, Virginische Schlangen-Wurz. Lauter Mittel deren Anwendung man in Vogels Handbuch, bey Pringle, Monro und allen guten neuern praktischen Schriftstellern angegeben findet. Gewiß wird kein vernünftiger Arzt der eine allgemeine Therapie in dem Kopfe hat und selbige anzuwenden weiß, alle und jede Kranken mit ausleerenden Mitteln behandeln — er wird aber im Gegentheil die stärkende und reizende Methode keineswegs als einen allgemeinen Scharwenzel anempfehlen. **Bemerkung über ungereimten Tadel eines Anti-Brownians.** Es wäre am besten gethan, beide Parthien beobachteten

die

die goldene Regel des Apostels: „Prüfet alles und das beste behaltet" ließen sich keineswegs das Vorurtheil des Ansehens, und der Neuheit blenden, so würde die Kunst jederzeit gewinnen, denn die Wahrheit liegt doch jederzeit in der Mitten: Ausbruche von gelehrter Irritabilität, und litterarische Klopfechtereyen schaffen keinen Nutzbn. **Abhandlung über wahre und falsche Schwäche der Aelteren (Aerzte) und Browns direkte und indirekte Schwäche, mit einem Blicke auf die vermehrte Stärke von D. Röschlaub** ist hier keines Auszuges fähig, und muß in extenso beym Verf. nachgelesen werden. **Prüfung der von D. Pfaf in der Einleitung zu seiner Uebersetzung des Brownischen Systemes gegen selbiges gemachtem Einwurfe. Herausgekommene Bücher.**

Erfindung der Physik.

Fortsezzung.

Nach dem Ocellus folgte Timäus, der die Welt für einen gezeugten Gott hielt, auch behauptete, daß sie ewig bleibe, wie sie geschaffen sey. Die Griechen schätzten auch den Werth der Beobachtungen; das beweisen die Naturgeschichten des Theophrast und Aristoteles, besonders

aber

aber die Werke des Hippocrates, in denen man ächten Beobachtungsgeist und eine musterhafte Methode, aus Erfahrungen zu schließen, antrift. Diese Methode wurde aber nur in der Arzneykunde und nicht in den übrigen Theilen der Naturlehre befolgt. Man betrachtete die Natur nur so, wie sie sich zeigte, und vernachläßigte die Versuche, die doch zur Entdeckung der Naturgesetze so nothwendig waren. Auch war der Beobachtungskreis durch die Schwierigkeit der Mittheilung zwischen entlegenen Orten sehr eingeschränkt und die fleißigsten Sammler von Beobachtungen wurden oft durch Erdichtungen von Reisenden betrogen.

Der erste Naturlehrer, den man bey den Römern antrift, ist Titus Lucretius Carus, der dem Epicur folgte und in seinen sechs Büchern de rerum natura, die in Versen geschrieben sind, das epicurische System erhielt. Ihm folgte Cicero, der den Timäus des Plato übersetzte, dann Lucius Annäus Seneka, der einige physikalische Untersuchungen nach den Grundsätzen der Stoiker vortrug und VII Libros Naturalium Quaestionum schrieb; er zog die Physik sogar der Moral vor. Auch die 37 Bücher des Cajus Plinius Secundus von Verona, der ein Epicuräer war, enthalten einen reichen Schatz von physikalischer Gelehrsamkeit.

In

In den mittlern Zeiten, wo sich einige mit der Physik verwandte besonders mathematische und medicinische Kenntnisse bey den Arabern erhielten, wurden doch einige wichtige practische Entdeckungen, z. B. der Magnetnadel und der Brillen gemacht. Kenner der Physik aber, wie Roger Baco, ein Franziscaner Mönch in England, der unter die Eclectiker in der Physik gehörte, hatten das Unglück für Zauberer gehalten zu werden. Albertus Magnus, der auch ein Eclectiker war, ist der erste Deutsche, der in der Physik etwas geschrieben hat. Die erste ordentliche Physik unter den Deutschen schrieb aber Hildegard de Pinguin, wiewohl in schlechtem Latein. Nach Albert dem Großen that sich der Franzos Arnoldus de Villa Nowa, der um 1300 geboren wurde, in der Physik, besonders in der Chemie, hervor. Raymundus Lullius von Barcellona, erlernte noch in seinem Alter von ihm die Chemie und lebte noch 1330, nach andern aber starb er 1310 oder 1313 und erfand das aurum potabile.

Die Scholastische Philosophie, welche um diese Zeit allgemeiner wurde, begriff dem Namen nach auch die Physik mit in sich, aber diese Physik war in dem traurigsten Zustande und bestand in leeren Terminologien. Diejenigen, welche von der Scholastischen Physik abgiengen, hießen Eclectiker, die sich wieder in solche theilten, die sich

meist

meist mit Experimenten abgaben, und dann in Dogmatiker, welche die Physik systematisch behandelten.

Johann Müller Regiomontanus verband im 15ten Jahrhundert die Physik zuerst mit der Mathematik.

Im 16ten Jahrhunderte that sich Paracelsus in der Chemie hervor, er war 1493 zu Einsiedeln in der Schweitz geboren. Sein Lehrer soll Basilius Valentinus und nachher Siegmund Fugger gewesen seyn. Er lernte von Basilius, daß man von den meisten Körpern Wasser, Oele und Salze absondern könne, daher machte er diese drey Dinge zu dem Grundstoff aller Körper und bezog alle Krankheiten auf eins derselben.

Im 16ten Jahrhundert machte Copernikus wider die Scholastische Philosophie seine Weltordnung bekannt. Philipp Melanchton vertheidigte noch die Grundsätze des Aristoteles in der Physik. Honoratus Fabri schrieb eine nützliche Physik und erklärte des Aristoteles Grundsätze vernünftiger, als sie eigentlich waren. Friedemann Bechmann brachte die Aristotelische Philosophie in ein deutliches und ordentliches Compendium. Joh. Amos Comenius nahm drey Grundursachen an, Materie, Geist und Licht. Franciscus Baco von Verulam, ein Engländer, hielt sich zuerst in der Physik blos an Erfahrung und an Vernunft.

Er theilte die Physik in speculativam und operativam, und machte die mathematische Physik zu einem Anhange. Er legte zuerst den Grund zur Experimentalphysik. Cardanus, geb. zu Mayland 1498, gest. zu Rom 1576, schrieb 21 Bücher de subtilitate und 17 Bücher de varietate rerum, die von der Pyhsik handeln; er selbst rühmte von sich, er habe gezeigt, daß das Feuer kein Element sey, daß alles kalt sey und daß es nur zwey wahre Qualitäten, nemlich Wärme und Nässe gebe. Galileus legte in Italien den Grund zu einer neuen Physik; er entdeckte die Gesetze fallender, geworfener und schwingender Körper, er bestätigte durch seine Entdeckungen am Himmel die Wahrheit des Copernikanischen Weltsystems, und hat auch die Materie von der Festigkeit und dem Widerstande fester Körper zuerst untersucht und ins Licht gesetzt. Tycho de Brahe verbesserte die praktische Sternkunde und sammelte einen Schatz von Beobachtungen, der in Keplers Hände kam, welcher daraus die Hauptgesetze der Bewegung der Planeten entwickelte und das copernikanische System ins volle Licht setzte. Er wandte die Geometrie auf die Erklärung des Sehens und auf die Phänomene der Brechung an. Um eben diese Zeit schrieb Gilbert in England über Magnetismus und Electricität.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer Rathgeber.

Siebentes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 18ten Februar 1797.

Jena:

Die Kunst das menschliche Leben zu verlängern von D. Christoph Wilhelm Hufeland, der Arzneykunst ordentlichen Lehrer zu Jena. 696 S. gr. 8. In der Akademischen Buchhandlung 1797.

Das menschliche Leben ist, physisch betrachtet, eine eigenthümliche animalisch-chemische Operation, eine Erscheinung durch die Concurrenz vereinigter Naturkräfte und immer wechselnder Materien bewirkt; diese Operation muß, so wie jede andere physische, ihre bestimmten Gesetze, Grenzen und Dauer haben, in so fern sie von dem Maaß der verliehenen Kräfte und Materie, ihrer Verwendung, und manchen andern äußern und innern Umständen abhängt — aber sie kann, so wie jede physische Operation, befördert oder ge-

G ändert,

Bayerische Staatsbibliothek

ändert, beschleunigt oder retardirt werden, — durch Festsetzung richtiger Grundsätze über ihr Wesen und Bedürfnisse, und durch Erfahrung lassen sich die Bedingungen bestimmen, unter welchen dieser Prozeß beschleunigt und verkürzt, oder retardirt und also verlängert werden kann— es lassen sich hierauf Regeln der diätetischen und medizinischen Behandlung des Lebens, zur Verlängerung desselben, bauen, und es entsteht hieraus eine eigene Wissenschaft, die **Macrobiotik**, oder die Kunst das Leben zu verlängern, die den Inhalt des gegenwärtigen Buchs ausmacht.

Man darf diese Kunst nicht mit der gewöhnlichen Medizin oder medizinischen Diätetik verwechseln, sie hat andere Zwecke, andere Mittel, andere Grenzen. Der Zweck der Medizin ist Gesundheit, der Macrobiotik aber langes Leben; die Mittel der Medizin sind nur auf den gegenwärtigen Zustand und dessen Veränderung berechnet, die der Macrobiotik aber aufs Ganze.— Die Medizin muß jede Krankheit als ein Uebel ansehen, das nicht bald genug weggeschafft werden kann, die Macrobiotik zeigt, daß manche Krankheiten Verlängerungsmittel des Lebens werden können; die Medizin sucht durch stärkende und andre Mittel, jeden Mensch auf den höchsten Grad seiner physischen Vollkommenheit und

Stärke

Stärke zu erheben, die Macrobiotik aber zeigt, daß es auch hier ein Maximum giebt, und daß ein zu weit getriebener Grad von Stärkung das Mittel werden kann, das Leben zu beschleunigen und folglich zu verkürzen; die praktische Medizin ist also, in Beziehung auf die Macrobiotik, nur als eine Hülfswissenschaft zu betrachten, die einen Theil der Lebensfeinde, die Krankheiten, erkennen, verhüten und wegzuschaffen lehrt, die aber selbst dabey den höhern Gesetzen der Macrobiotik untergeordnet werden muß.

Dem würdigen und um unsere Wissenschaft so verdienten Hrn. Verf. schien es nützlich und nöthig die Begriffe über diesen wichtigen Gegenstand zu berichtigen, und auf gewisse feste und einfache Grundsätze zurückzuführen, wodurch diese Lehre Zusammenhang und systematische Ordnung bekäme, die sie bisher nicht hatte. Sein Hauptzweck war der, die Lehre von der Kunst der Lebensverlängerung systematisch zu gründen, und die Mittel dazu anzugeben, allein zugleich schien ihm dies der beste Weg zu seyn, um mancher diätetischen Regel ein höheres Interesse und allgemeinere Gültigkeit zu geben, und da man unmöglich vom menschlichen Leben schreiben kann, ohne mit der moralischen Welt in Verbindung gesetzt zu werden, so mußte der Gegenstand nicht blos medizinisch, sondern auch moralisch behan-

delt werden. Einen Auszug aus diesem Original-werk zu geben, verstättet der Raum dieser Blätter nicht, wir begnügen uns unsern Lesern die Uebersicht desselben darzulegen. I. **Theoretischer Theil. Schicksale dieser Wissenschaft.** Bey den Egyptiern und Griechen. Gerocomik, Gymnastik, **Hermippus** — Zustand derselben im Mittelalter, **Theophrastus Paracelsus**, astrologische Methode — Talismans. **Thurneyßen Cornaro** und seine strenge Diät, Transfusionsmethode — **Baco, St Germain, Mesmer, Cagliostro, Graham. Untersuchung der Lebenskraft und der Lebensdauer überhaupt.** Eigenschaften und Gesetze der Lebenskraft, Begriff des Lebens, Lebensconsumtion als unzertrennliche Folge der Lebensoperation selbst, Lebensziel, Ursachen der Lebensdauer, Retardation der Lebensconsumtion, Möglichkeit der Lebensverlängerung. — Geschwind und langsam leben. — Intensives und extensives Leben. — Der Schlaf. **Lebensdauer der Pflanzen.** Verschiedenheit derselben. — Einjährige, zweyjährige, vieljährige Erfahrungen über die Umstände die dies bestimmen — Resultate daraus — Anwendung auf die Haupt-Principien der Lebensverlängerung. Wichtiger Einfluß der Zeugung und Kultur auf die Lebenslänge der Pflanzen. **Lebensdauer der Thierwelt** Erfahrungen von Pflanzenthieren, Würmern, Insekten —

ten — Metamorphose, ein wichtiges Lebensverlängerungsmittel — Amphibien, Fische, Vögel, Säugthiere — Resultate — Einfluß der Mannbarkeit und des Wachsthums auf die Lebenslänge — der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit der Organisation — der rapidern oder langsamern Lebensconsumtion — der Restauration. **Lebensdauer der Menschen.** Erklärung des unglaublich scheinenden Alters der Patriarchen — das Alter der Welt hat keinen Einfluß auf das Lebensalter des Menschen — Beyspiele des Alters bey den Juden, Griechen, Römern, Tabellen des Census unter Vespasian, Beyspiele des hohen Alters bey den Kaisern, Königen und Päbsten — **Friedrich** *II.* Bey Eremiten und Klosterbrüdern — Philosophen und Gelehrten — Schulmännern — Dichtern und Künstlern — das höchste Alter findet sich nur unter Landleuten, Jägern, Gärtnern, Soldaten und Matrosen — weniger bey Aerzten. — Kürzestes Leben — Verschiedenheit des Alters nach dem Clima. **Resultate aus den Erfahrungen. Bestimmung des menschlichen Lebensziels.** Unabhängigkeit der Mortalität im Ganzen vom hohen Alter einzelner — Einfluß der Lage, des Clima's, der Lufttemperatur und Beständigkeit auf Lebensdauer — Inseln und Halbinseln — die Alterreichsten Länder in Europa — Nutzen des naturgemäßen

Lebens. — Die zwey schrecklichsten Extreme der Mortalität in neuern Zeiten — Lebensverlängernde Kraft des Mitteltons in Allem — des Ehestandes — des Geschlechts — der Thätigkeit — der Frugalität, der Kultur, des Landlebens. — Auch bey Menschen mögliche Verjungung — Bestimmung des menschlichen Lebensziels — absolute und relative Dauer desselben — Tabellen über die letztere. **Genauere Untersuchung des menschlichen Lebens, seiner Hauptmomente und des Einflusses seiner höhern und intellectuellen Vollkommenheit auf die Dauer desselben.** Das menschliche Leben ist das vollkommenste, intensivstärkste, und auch das längste aller ähnlichen organischen Leben. — Wesentlicher Begriff dieses Lebens — seine Hauptmomente — Zugang von außen — Assimilation und Animalisation — Nutrition und Veredlung der organischen Materie — Selbstkonsumtion der Kräfte und Organe durch das Leben selbst — Abscheidung und Zersetzung der gebrauchten Theile — die zum Leben nöthigen Organe — Geschichte des Lebens — Ursachen der so vorzüglich langen Lebensdauer des Menschen — Einfluß der höhern Denkkraft und Vernunft darauf. — Wie kommt es, daß bey den Menschen, wo die Fähigkeit zum langen Leben am stärksten ist, dennoch die Mortalität am größten ist? **Specielle Grundlagen und**

Kenn-

Kennzeichen der Lebensdauer einzelner Menschen. Hauptpunkte der Anlage zum langen Leben — Guter Magen und Verdauungs-System, gesunde Zähne — gut organisirte Brust — nicht zu reizbares Herz — gute Restaurations- und Heilkraft der Natur. — Gehöriger Grad und Zertheilung der Lebenskraft, gut Temperament — harmonischer und fehlerfreyer Körperbau, mittlere Beschaffenheit der Textur des Körpers — kein vorzüglich schwacher Theil, vollkommene Organisation der Zeugungskraft — das Bild eines zum langen Leben bestimmten Menschen. Prüfung **verschiedener neuer Methoden zur Verlängerung des Lebens**, und **Festsetzung der einzig nützlichen und auf menschliches Leben passenden Methode.** Verlängerung durch Lebens-Elixire, Gold-Tincturen, Wunder-Essenzen — durch Abhärtung — durch Nichtsthun und Pausen der Lebenswirksamkeit — durch Vermeidung aller Krankheitsursachen, und der Consumtion von außen — durch geschwindes Leben — die einzig mögliche Methode, menschliches Leben zu verlängern. — Gehörige Verbindung der vier Haupt-Indicationen. Vermehrung der Lebenskraft, Stärkung der Organe, Mäßigung der Lebens-Consumtion, Begünstigung der Restauration — Modificationen dieser Methode durch die verschiedene Constitution, Temperament,

Lebensalter, Clima. Praktischer Theil. Erster Abschnitt. Verkürzungsmittel des Lebens. Die schwächliche Erziehung. Ausschweifungen in der Liebe, Verschwendung der Zeugungskraft, Onanie sowohl physische als moralische. Uebermäßige Anstrengung der Seelenkräfte. Krankheiten, deren unvernünftige Behandlung — gewaltsame Todesarten, Trieb zum Selbstmord. Unreine Luft — das Zusammenwohnen der Menschen in großen Städten. Unmäßigkeit im Essen und Trinken, die raffinirte Kochkunst, geistige Getränke. Lebensverkürzende Seelenstimmungen und Leidenschaften, üble Laune, allzugroße Geschäftigkeit. Furcht vor dem Tode. Müßiggang, Unthätigkeit, Langeweile. Ueberspannte Einbildungskraft — Krankheitseinbildungen, Empfindeley. Gifte, sowohl physische als contagiöse. Das Alter — frühzeitige Inoculation desselben. Zweyter Abschnitt. Verlängerungsmittel des Lebens. Gute physische Herkunft. Vernünftige physische Erziehung. Thätige und arbeitsame Jugend. Enthaltsamkeit von dem Genuß der physischen Liebe in der Jugend und außer der Ehe. Glücklicher Ehestand. Der Schlaf. Körperliche Bewegung. Genuß der freyen Luft — mässige Temperatur der Wärme. Das Land- und Gartenleben. Reisen. Reinlichkeit und Haut-Kultur. Gute Diät und Mäßigkeit im Essen

und

und Trinken — Erhaltung der Zähne. Ruhe der Seele — Zufriedenheit — Lebensverlängernde Seelenstimmungen und Beschäftigungen. Wahrheit des Karakters. Angenehme und mäßig genossene Sinnes- und Gefühlreize. Verhütung und vernünftige Behandlung der Krankheiten, gehöriger Gebrauch der Medizin und des Arztes. Rettung in schnellen Todesgefahren, das Alter und seine gehörige Behandlung. Kultur der geistigen und körperlichen Kräfte. Wir empfehlen allen Aerzten und dem ganzen lesenden Publikum, die Lectüre dieses interessanten und zur Erhaltung der Gesundheit unentbehrlichen Werks.

Erfindung der Physik.

Beschluß.

Stevin fand die Gesetze des Gleichgewichts mehrerer Kräfte und des Drucks flüßiger Körper; Snellius aber fand das richtige Gesetz der Strahlenbrechung. Um die Physik machten sich noch verdient Johann Baptista du Hamel, geb. 1624 zu Viria in der Normandie, gest. 1706, Joh. Laurentius Bauschius in Schweinfurt, der um 1652 berühmt war, der Breßlauische Arzt von Sachse, der 1661 lebte, Franziscus Patritius aus Istrien, der zu Rom 1597, und zwar 67 Jahr

alt

alt starb, Thomas Campanella, Daniel Sennert aus Breßlau, der 1637 im 65. Jahre seines Alters starb, sich nicht mehr an das Scholastische System band und die damals verhaßte Chemie zuerst in Wittenberg empfahl; ferner Johann Sperling, der 1603 zu Zeuchfeld bey Laucha in Thüringen geboren wurde, bey Sennert hörte und 1658 starb; Boyle, der sich bemühete, die verschiedenen Eigenschaften der Körper durch Versuche zu entdecken.

Durch den Cartesius, der 1650 starb, und in der Physik mehr dogmatisch war, bekam die Physik eine neue Gestalt, er benutzte alle bereits gemachte Entdeckungen und stürzte die Scholastisch-Aristotelische Physik völlig um; er nahm drey Elemente an und legte bey der Physik zwar die Mathematik zum Grunde, fehlte aber darinn, daß er die Erklärung der ganzen Welt wie ein mathematisches Problem behandelte, zu dem Materie und Bewegung die einzigen Data waren, ohne jedoch von der Materie und Bewegung richtige, mit der Erfahrung übereinstimmende Begriffe zum Grunde gelegt zu haben; das Wesen der Materie bestand nach seiner Meynung in der Ausdehnung. Nach seiner Meynung bestand die Welt aus unzählbaren Wirbeln, deren Mittelpunkte die Fixsterne waren. Diese Wirbel in unendlichen Haufen beständig durch einander beweg-

ter

ter Theilchen, bewegten sich sämtlich ohne einander zu verderben, und zwar ein jedes nach der Gegend, wie es mit dem Ganzen übereinkommt. Malebranche nahm nur eins von den drey Elementen des Cartesius an, nemlich die subtile Materie, die er zur Triebfeder des ganzen Weltgebäudes machte und bildete das System des Cartesius von den Wirbeln noch weiter aus. Vom Cartesius selbst haben wir kein völliges System; das erste Cartesianische System schrieb Henricus Regius 1646.

Zu den Eclectikern, die sich mit Experimenten abgaben, gehören Torricelli, der ein Schüler des Galilei war und durch Versuche im Jahr 1643 das Barometer entdeckte, wodurch der Druck des Luftkreises bekannt und der Aristotelische Begriff von Abneigung der Natur gegen den leeren Raum völlig widerlegt wurde. Torricelli und Viviani brachten die Physik unter die unveränderlichen Gesetze der Bewegung, die vorher fast unbekannt waren. Mit Versuchen gaben sich ferner ab Otto von Gericke, geb. 1602. †. 1686, der die Luftpumpen und die electrische Schwefelkugel erfand, Clauberg, Kircher, der nebst seinem Schüler Caspar Schott, welcher 1666. zu Würzburg starb, viele Versuche und Beobachtungen zusammentrug; Pascal, der in Frankreich die Lehre vom Drucke der Luft aus Erfahrung erklärte;

klärte; Mersenne, der in Frankreich die Schwingungen gespannter Saiten untersuchte und durch seinen Briefwechsel die Gelehrten in nähere Verbindung brachte, Petrus Gassendi und Riccioli in Italien, welche die erfundenen Wahrheiten durch neue Versuche bestätigten; besonders verbesserte Gassendi, der mehr sceptisch war, die Grundsätze des Epicur und that mehr eigenes hinzu; ferner machten Rohault um 1673, Franciscus Tertius de Lanis, besonders Robert Boyle 1677 und Hook in England, Grimaldi und Borelli in Italien, Marotte und Picard in Frankreich, wie auch der Holländer Anton Loewenhoeck, geb. zu Delft 1632, durch die Experimental-Untersuchung eine Menge wichtiger Entdeckungen.

Auch wurde das Studium der Physik durch die Londner Societät, durch die Florentiner und Pariser Akademie, die um die Mitte des 17. Jahrhunderts entstanden, ungemein befördert. Wallis und Wreen, Mitglieder der Londner Akademie, entdeckten die wahren Gesetze des Stoßes; Huygens, auch ein Mitglied der Londner Akademie, erweiterte durch die Erfindung der Penduluhr, der Gesetze des Pendels und der Schwungkraft, wie auch durch seine dioptrische und astronomische Theorien, alle Theile der angewandten Mathematik. Newton, geb. 1642, gest. 1726, sonderte in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts

den

den hypothetischen Theil von der Physik ab, da er hingegen den Umpfang der unbezweifelten Thatsachen und Gesetze ansehnlich erweiterte und solche im schönsten Zusammenhange darstellte. Selbst Bernoulli und Euler mußten oft Newtons Sätze zum Grunde legen, ob sie gleich dem Descartes sehr ergeben waren. Jetzt wird das Newtonsche System allgemein als Grundlage der mathematischen Physik angesehen.

Zu den Dogmatikern in der Physik, die über die ganze Physik geschrieben haben, gehören de Stair, Franciscus Boyle, Joh. Christoph Sturm, geb. 1635, gest. zu Altdorf 1703, welcher der erste Professor der Experimental-Physik in Deutschland war, der zwar noch nach dem System des Descardes schrieb, aber doch, so wie auch Wolferd Senguerd, der um 1655 schrieb, Versuche zum Grunde legte.

Lehrbücher der mathematischen Physik schrieben Johann Keil, ein Schottländer, 1719, er las auf der Universität zu Oxford zuerst Experimental-Physik und starb 1721; ferner Desaguliers 1717, s'Gravesande 1719, Mußchenbrock 1734, Hamberger 1735, Kraft 1750; andere Lehrbücher der Physik schrieben noch Nicolaus Hartsöker, der um 1713 berühmt war, Joh. Jacob Scheuchzer, Wierus Guilielmus Muys, Rüdiger, Denyse, Joh. Melchior Verdries,

Joh. Friedr. Wucherer, Christian Wolff, der um 1721 die Naturlehre durch deutsche Schriften mehr auszubereiten suchte.

Ueber einzelne Theile der Physik schrieben noch Joh. Joachim Becher, Thomas Burnet, William Whiston, Detlef Cluver und Leibnitz.

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts fiengen die Physiker an, die Unentbehrlichkeit der chymischen Lehren zu fühlen. Die erste Veranlassung dazu gaben die chymischen Erklärungen von der Ausdünstung und den davon abhängenden Luftbegebenheiten, und die Lehre vom Feuer überhaupt, in welcher ohne chymische Betrachtung eine allzu sichtbare Lücke offen bleibt. Die Entdeckung der Gasarten änderte noch dazu die bisherigen Begriffe von der Luft und machte es nothwendig, auch die chymischen Eigenschaften derselben zu betrachten.

In den neueren Zeiten thaten sich in der Physik hervor, von Segner 1747, Eberhard 1752, Winkler 1754, Maler 1767, Boeckmann 1775, Erxleben 1772, dessen Lehrbuch vom Hrn. Hofrath Lichtenberg in Göttingen fürtrefliche Zusätze und Verbesserungen erhielt, Ebert 1775, Wünsch und Gabler 1778, Karsten 1780, der die mathematischen Lehren von der Physik ausschloß, weil sich die eigentliche Physik nur mit Qualitäten, aber nicht mit Quantitäten beschäftigen soll,

wor-

worinne ihm aber Scheibel nicht beytrat; ferner van Swinden 1786, Green 1788, Schurer, der 1786 die Physik in Tabellenform vortrug und Gebler durch sein fürtrefliches physikalisches Wörterbuch. Vergl. Experimental-Physik.

Erfindungen.

Puls ist das Schlagen der Puls- oder Schlagadern, welches vornämlich am Ende des Arms, gegen die Faust empfunden wird. Die Chineser sollen schon 2697 vor Christi Geburt ein Buch über den Puls gehabt haben, welches sie dem Kaiser Hoangti zuschrieben. Auch soll Tsiou-ho-ki, auf den Befehl des chinesischen Kaisers Chinnong, ein Buch vom Pulse geschrieben haben. Galenus behauptet, daß Aegimius von Elis, der noch vor dem Hippocrates lebte, der erste gewesen sey, der die Lehre vom Pulse untersucht habe. Sonach wäre denn Hippocrates nicht der erste, der das Schlagen des Pulses genau beobachtete und gewisse Anmerkungen darüber machte, wie einige behauptet haben. Daß Herophilus aus Calcedon, der 3648, also etwas später noch als Hippocrates, lebte, zuerst den Puls genau beschrieben haben soll, wie einige unter den Alten behaupten, ist noch weniger wahrscheinlich. Doch hat er viele Beobachtungen

über

über den Puls angestellt; er wußte die Pulsschläge der menschlichen Körper, nach dem Unterschiede des Alters, künstlich in musicalische pedes einzutheilen, und lehrte auch, daß die Pulsschläge nach musicalischen Rhythmen bewegt würden. Nachher haben noch Apollonius von Memphis, ein Sohn des Strato, ferner Chrysermus und Heraclides vom Pulse geschrieben.

Struthius, Leibarzt des Königs Siegmund August, suchte 1540 die Lehre vom Pulse wieder bekannt zu machen.

Pulsadern. Daß diese nur mit wenig Blut und mehr mit einem Dunst angefüllt sind, der den größten Theil des thierischen Lebens ausmacht und von dem das Schlagen der Pulsadern herrührt, hat Herr Rosa, Professor der Arzneykunst zu Modena, entdeckt, und durch Versuche bewiesen.

Medizinischer
Rathgeber.

Achtes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 25ten Februar 1797.

Jena.

Journal der practischen Arzneykunde und Wundarzneykunst; herausgegeben von C. W. Hufeland, der Arzneykunde ordentlichem Lehrer zu Jena. Dritter Band. Erstes Stück. Nebst einem Kupfer. 197 S. 8. In der Academischen Buchhandlung 1797.

Dieses vortrefliche und jedem Freund der Kunst interessante Journal liefert vor diesesmal folgende merkwürdige Aufsätze. **Erläuternde Aufschlüsse über die letzte tödtliche Krankheit des Ritter Zimmermann aus seiner Operationsgeschichte, von einem Augenzeugen.** Der würdige Greiß **Theden** ist der Verf. dieses lehrreichen Aufsatzes, welcher zugleich als ein Muster dienen kann, wie begangene Fehler eines Collegen

mit Bescheidenheit zu censiren sind. Er zeigt, daß, ob er gleich Gehülfe bey der Operation gewesen, Herr **Schmucker** doch keineswegs die Operation, und die Art und Weise wie er dabey Assistenz leisten sollte, keineswegs mit ihm verabredet habe — daß das Netz, dessen Zurückbringen durch große Schwielen nicht verhindert wurde, nicht weggenommen ward, durch dessen Schwere das Colon, nach der Operation gehindert wurde, seine natürliche Lage wieder einzunehmen. Herr **Theden** bemerkt ferner, daß Herr **Schmucker** die Methode, die Scrotalhaut von der Brustsackhaut zu trennen, noch aus der Pariser Schule beybehalten, daß er selbsten vormals dieselbe befolgt, aber nicht mit glücklichem Ausgang, und dieselbe deswegen schon vor der Zimmermannschen Operation verlassen. Seine Methode bey allen Bruch-Operationen ist folgende: Er macht die Falte so stark, als möglich, durchsticht selbige mit einem Bistouri, dessen **Schneide** aufwärts gekehret, und in demselben Moment durchschneidet er sie ganz, so, daß mit diesem einzigen Stich und Schnitt eine Oeffnung der Haut von wenigstens 4 Zoll Länge erhalten wird, welche sich über den Bauchring eines Zolles lang erstreckt. — 2) Befreyet er den Bruchsack nur etwa 1 Zoll weit von Fett und Zellgewebe; 3) eröffnet er denselben mit Vorsicht; 4) erweitert

weitert nachher denselben samt der Scrotalhaut auf der Hohlsonde nach den Umständen; bey dem Wasserbruche ist die Falte nicht nöthig, sondern die Durchstechung desselben an dem Ort, wo nicht der Testikel verlezt werden kann, zugleich mit Erweiterung von etwa 1 Zoll, um eine Sonde einzubringen nöthig, 5) bey verhärteten und verdorbenen Testikel, und bey Netz- oder Darmbrüchen ist die Falte nothwendig, aber keine so große Abschälung der Scrotalhaut von dem Bruchsacke. Niemals unterbindet er den Bruchsack, hat man bey eingeklemmten Brüchen den Bauchring erweitern müssen und zugleich scarificirt, so wird durch die Verwachsung desselben eher die neue Hervortretung als durch unnütze Unterbindung verhütet. — Allgemein ist ebenfalls noch die Methode, daß man nach jeder Operation trocken verbindet, daß man erst den zweyten oder dritten Tag den Verband erneuert, wenn noch ein großer Theil der Charpie sich nicht durch die noch nicht hinreichende Eiterung abgelöset hat. Hierdurch verursacht man unnöthige Schmerzen, wie solches der Fall bey **Zimmermann** so häufig war. Herr **Theden** bemerkt, daß alle Operationen bey welchen man nicht Knochen, Bänder und Nervenstämme entblößt hat, den nassen Verband mit seiner Arquebusade vertragen. Es ist wahr, sie erreget bey der ersten Anwendung

 ein-

empfindlichen Schmerz, welcher aber in kurzer Zeit aufhöret, und nicht wieder eintritt, wenn der Verband immer mit derselben feuchte oder naß erhalten wird, und ist alsdenn ein sicheres Mittel gegen die auf alle Operationen mit trockenem Verbande folgende Entzündung. Die Eiterung folgt hierauf einen oder andern Tag später, selbige aber wird auch geringer, als nach trocknem Verband und erfolgter Entzündung seyn, mithin auch weniger resorbirt werden, und die Heilung erfolget hierdurch gewiß viel früher als bey jener, wie hundertfältige Erfahrungen den Verf. belehret haben. **Ueber die Hypochondrie. Fortsetzung.** Man darf bey einigen Hypochondristen gar nicht müde werden, ihnen die Mäßigkeit anzupreisen. Der Verf. fand bey einem Manne, der eine gar wollüstige Zunge und so großen Appetit hatte, daß er fast alle drey Tage an Indigestion litt, sich genöthiget, ihm von seinen Speisen ein gewisses Maas in kleinen Schälchen zu bestimmen, und ihn dann ganz allein, entfernt von dem Vorrathe der ganzen Tischgesellschaft essen zu lassen. — Auch das unmäßige Trinken muß man den Hypochondristen verbieten, und eine besondere Schädlichkeit hat das häufige Wassertrinken bey der Mahlzeit. Besser ist für Hypochondristen bey der Mahlzeit gar nicht zu trinken, weil sie dann besser verdauen,

dauen, und weniger an Blähungen leiden. Derbe Kost bekommt ihnen gemeiniglich besser als reichliche Speisen. Der Verf. hat bemerkt daß einige Hypochondristen sich sehr wohl dabey befanden, und viel weniger an Beschwerden nach der Mahlzeit litten, wenn sie blos trockenes Rindfleisch oder rohen Schinken (ohne Fett) mit trockenem Brode assen. Thierische Speisen sind den Hypochondristen viel zuträglicher als vegetabilische, weil sie (ceteris paribus) leichter zu verdauen, leichter zu verähnlichen und stärker nährend sind. Dies ist nicht blos theoretisches Raisonnement, die Erfahrung lehrt es offenbar; so ist auch starke Fleischbrühe, die nicht fett, oder sonst durch nachtheilige Zusätze verdorben ist, ein äußerst wohlthätiges Nahrungsmittel bey schwacher Verdauungskraft. Man lasse demnach hypochondrische Patienten, alle Mittage, oder auch eine Stunde vor Mittage, solche Fleischbrühe geniessen; doch jedesmal wenig, etwa zwey bis drey Caffeetassen voll, und nicht heiß, um nicht durch Erschlaffung zu schaden. Saure Dinge sind schädlich, auch süße Dinge, wenn sie nicht in sehr kleinen Quantitäten genossen werden, bekommen den Hypochondristen eben so übel, ja gemeinigltch noch schlimmer, als Sauren. Brod, Reiß und Sago ist ihnen zu empfehlen, wie nicht weniger der Genuß einer Suppe von gutem

 wein-

weinartigen Bier mit Eydotter. Ein Paar Tassen Caffee ohne Milch eine Stunde nach der Mahlzeit sind auch nützlich. Das Weintrinken vertragen die Hypochondristen im Ganzen nicht gut. Die leichten säuerlichen Weine bekommen vorzüglich denen übel, deren Magen schwach und zur Säure geneigt ist, die schwerer und geistiger denen, welche sehr reizbar sind. **Amputationsgeschichte eines monströsen männlichen Gliedes mit der Abbildung.** Gleich nach Abnehmung wog der penis zwey Pfund drey Loth, sein länglichter Durchmesser hatte 16 Zoll, und der kleinere 14 Zoll. **Ueber die trefflichen Wirkungen der *Chamomilla vulgaris* in alten Geschwüren, Scropheln, Krebsschäden, und andern Krankheiten, von D. Collenbusch.** Der Verf. läßt bey trockener Witterung die Pflanze samt der Wurzel ausreißen, zerhacken und in eine Abziehblase thun, behält das davon erhaltene Wasser auf, und benutzt das aus dem residuo, bis zur Honigdicke eingekochte Extract, welches dann zum Gebrauch wieder in dem abgezogenen Wasser aufgelöset wird, und zwar eine Quente zu zwey Unzen Wasser gerechnet. Von dieser Auflösung giebt er nach Maaßgabe des Alters täglich 4, 6 bis 8 Eßlöffel voll in verschiedenen Krankheiten, läßt Charpie oder feine Lappen damit anfeuchten und auf veraltete unreine Geschwüre

schwüre legen, auch benutzt er diese Auflösung nach Operationen, zur schnellern Ergänzung der verlohrnen Theile. Der Verf. glaubt, daß die Kamillen eine eigene Kraft besitzen, den Bildungstrieb im menschlichen Körper zu vermehren, so wie die Empfänglichkeit für Lebenskraft, oder daß sie den Einfluß des Wurmstoffs begünstigen oder dessen Entweichen verhindern. Daß sie daher in allen Krankheiten, die aus dieser großen Quelle entspringen, eines der kräftigsten Mittel sind, hingegen in allen denjenigen Krankheiten, die eine andere Ursache zum Grunde haben, als z. B. wo ein Ueberfluß an Bildungskraft statt hat (morbi inflammatorii) nicht zuträglich sind, auch keinesweges, als angenommenes krampfstillendes Mittel, bey allen Arten von Krämpfen gegeben werden dürfen. Die Kranken-Geschichten müssen in Extenso nachgelesen werden. Ueber eine Unfähigkeit von Dauer im Stehen und Gehen, ohne Lähmung oder Verunstaltung vom *D.* Stiegliz in Hannover. Das Uebel hat eine Aehnlichkeit mit der von Uebeln in dem Rücken — oder Lendenwirbeln abhängigen Lähmung der untern Gliedmaßen. — Es mangelt hie hauptsächlich das Vermögen, das Gewicht des Körpers zu tragen, vorzüglich wenn es in der von Borell sogenannten linea propensionis geschehen soll. Es kommt hier offenbar al-

les nur ursprünglich von einer Schwäche des Fußgelenkes und da dasselbe befestigenden Bänder, oder der Theile, welche die Verbindung zwischen dem Fuße und Beine constituiren, welche sobald das Gewicht des Körpers in aufrechter Stellung auf sie fällt, das Verschnappen des Fußes zulassen. Nach vielen vergeblichen Versuchen hat D. Stiegliz sein ganzes Vertrauen, auf die zu keiner Stunde des Tages ausgesetzten Uebungen der Füße behalten. Die Kranke muß, wie ein Kind, das Gewicht ihres Körpers stehend und gehend tragen lernen. Schade nur, daß einer erwachsenen, dem soliden Lesen ergebenen Person, das mannichfaltige Kriechen, ewige Auffstehen vom Boden und Hinsetzen, die Versuche zu stehen u. s. w. kein Zeitvertreib wie einem Kinde seyn können. **Eine plötzlich geheilte Kolikodynie, von D. S. Hahnemann.** Nachdem eine Menge Mittel vergeblich angewandt worden, und der Anfall bey dem Genusse des mindesten vegetabilischen Zusatzes zu Fleischspeisen zu entstehen pflegte, so beschloß Herr **Hahnemann** eine möglichst ähnliche Krankheitszufälle erregende Arzney zu geben. Die ähnlichen Leibschmerzen, die Angst, die Verengerung der Brust, das Fieber, der Verlust der Kräfte, u. s. w., die die **Weißnieß-wurzel** (Veratrum album) erregt, schien ihm der Absicht angemessen, eine dauerhafte Hülfe

schaf=

schaffen zu können. Er gab ihm vier Pulver, *jedes von vier* Gran, und befahl ihm täglich früh *eine* Gabe zu nehmen. Er verbrauchte aber die Arzney in zwey Tagen, worauf diese künstliche Nervencolik, auf einen so fürchterlichen Grad stieg, daß er nach seiner Aussage mit dem Tode gerungen, von kaltem Schweiße bedeckt und fast erstickt wäre. Nachher hat er keinen Anfall von dieser Krankheit wieder gehabt, ohnerachtet er von Zeit zu Zeit die ihm sonst schädlich gewesenen Speisen genossen. **Epidemische Constitution eines Theils der Grafschaft Ravens bey im Herbste 1795 und Frühling 1796, von Herrn *D.* Coosbruch zu Bielefeld. Kurzer Beytrag zu einer nähern Bestimmung, auf welche Art und zu welcher Zeit die künstlichen Luftarten in Brustkrankheiten anzuwenden sind. Kurze Nachrichten und medizinische Neuigkeiten.** Krankheitszustand in London vom Jahr 1796. Epidemische Constitution zu Harburg und Fürstenstein. Empfehlung der gelben Chinarinde.

Erfindungen.

Pflaster in der Heilkunde sind in großer Menge erfunden worden; ich begnüge mich damit, die mehresten nur dem Namen nach zu nennen und die Erfinder derselben anzuzeigen. Wer die Re-

cepte dieser Pflaster kennen lernen will, findet sie in der am Ende dieses Artikels angeführten Schrift.

Ein allgemeines Pflaster, das sich 30 Jahre gut erhält, erfand Purmann.

Altschaden-Pflaster erfanden Barbette, Kokal und Purmann.

Ein anhaltendes Bruchpflaster erfand Purmann.

Beinbruchpflaster erfanden Felix Würzen und Gründling.

Das Bertrampflaster erfand Fuller.

Ein blutstillendes Pflaster erfand Bräuner.

Ein Bruchpflaster für Kinder erfand Bräuner.

Ein erweichendes und zeitigendes Pflaster erfand Purmann.

Fieberpflaster erfanden Doläus und Michaelis.

Fontanellpflaster erfanden Bräuner, Purmann und Scultetus.

Froschleichpflaster erfanden Brandenburg, Zwelfer und Johann Agricola.

Das Pflaster aus Fröschen mit Mercurius erfand Johann von Vigo, der um 1510 Leibarzt des Pabsts Julius II. war.

Graues Pflaster, das gewaltige Haut setzet, erfand Grünling.

Grünes Pflaster erfand Scribonius Largus.

Gummipflaster erfanden Paracelsus und Sylvius.

Haupt=

Hauptpflaster erfand Fuller.

Herzstärkendes Pflaster erfand Conrad Khunrath.

Käsepflaster erfand Bräuner.

Das königliche Hauptpflaster erfand Zwelfer, der auch ein königliches Magenpflaster und königliches Wundpflaster bereiten lehrte.

Das königliche Bruchpflaster erfand Purmann.

Kropfpflaster erfanden Barbette, Doläus, Jungken, Overkamp, Petit, Purmann und Tozzi.

Kühlpflaster erfand Agricola.

Leberpflaster erfand Zwelfer.

Ein linderndes und aufhaltendes Pflaster im Krebse erfand Friedrich Decker.

Magenpflaster erfanden Zwelfer, Charas, Hofmann, Doläus, Jungken, Hartmann, le Mort, de Spina, Joh. Allens und Joh. Schmidt.

Magnetpflaster erfanden Paracelsus, Angelus Sala, Rosa, Sennert, Hofmann, Hartmann und Doläus.

Magnetisches Pflaster erfand Johann Agricola.

Milzpflaster erfanden Grünling und Teuber.

Mutterpflaster erfanden Timäus von Güldenklee, Hofmann, Mynsicht und Zwelfer.

Nervenpflaster erfanden Johann Vigo, Hofmann, Zwelfer und Jungken.

Ohrdrüsenpflaster erfand Wedel.

Opodel-

Opodeldochpflaster erfanden Jungken, Minderer, Paracelsus, Felix Würtzen und Agricola.

Palmpflaster erfand Zwelfer.

Pestpflaster erfand Michaelis.

Pestbeulenpflaster erfanden Dorerus, Agricola und de Spina.

Pfefferpflaster erfand Galen.

Polycrestpflaster erfanden Charas, Doläus, Hofmann und Lemery.

Reinigendes Pflaster erfand Schröder.

Rhabarbar-Pflaster erfand Joh. Manard.

Rindfleisch-Pflaster erfand Mynsicht.

Rothes Pflaster erfand Doläus.

Sandelpflaster erfanden Mesua und Zwelfer.

Schierlingspflaster erfanden Schröder und de Spina.

Schlagpflaster erfanden de Spina und Hofmann.

Schmerzstillendes Pflaster im Podogra erfand Bräuner.

Schutzpflaster, das man auf die Stelle legt, wo ein Glied abgenommen worden, erfand Fabricius.

Schwarzes Pflaster erfand Lemery.

Schwefelpflaster erfanden Ruland, Schröder und Jungken.

Schweißpflaster erfanden Mynsicht und Zwelfer.

Seifen-

Seifenpflaster erfanden Tacken und Barbette.

Stärkendes Pflaster erfand Fuller.

Stichpflaster erfanden le Mort, Mynsicht, Paracelsus, Felix Würzen und Conrad Khunrath.

Stillendes Pflaster erfand Mynsicht.

Stinkendes Pflaster erfand Mynsicht.

Stopfendes und anhaltendes Pflaster erfanden Croll, Mynsicht, Paracelsus.

Tabackspflaster erfand le Mort und Sereta.

Theepflaster erfand Doläus.

Thränenfistelpflaster erfand de Spina.

Wallrathpflaster erfand Mynsicht.

Wasserscheupflaster erfanden Barbette und Ettmüller.

Wassersuchtpflaster erfand Zwelfer.

Wermuthspflaster erfand Lemery.

Widderfellpflaster erfand Arnold de Villanova.

Wohlriechendes Nervenpflaster erfand Jungken.

Wundpflaster erfanden de Spina, Hofmann, Zwelfer, Schulz und Madame Fouqvent.

Wunderpflaster erfand Rudolpb Siltemann.

Das wunderthätige Pflaster erfand Schulz.

Zahnpflaster erfanden Hofmann, Lemery, de Spina und Wepfer.

Zertheilende Pflaster erfanden Bräuner und Heister.

Pflaster

Pflaster, womit man Abscesse und Geschwüre öfnet, erfand Bräuner.
— für alte Schäden, erfanden Bühlmeyr, Joh. Allen, Conr. Khunrath.
— das Gesicht weiß und klar zu machen, erfand Conr. Khunrath.
— zu Arm- und Beinbrüchen, erfand Purmann.
— für aufgesprungene Warzen, erfand Hellwig.
— für Augenblattern, erfand Purmann.
— zu Beinbrüchen, erfand Joh. Agricola.
— wider den Biß giftiger und toller Thiere, erfand Conr. Khunrath.
— zum Blasenziehen, erfand Joh. Agricola.
— wider böse Augen, erfand Grünling.
— wider böse Brüste, wie auch zu bösen und übelheilenden Geschwüren, erfand Purmann.
— für böse Hälse, erfand Bräuner.
— in der Bräune, erfand Barbette.
— in Brüchen, erfand Grünling.
— für Brustgeschwüre, erfand C. Khunrath.
— in Darm- und Netzbrüchen, erfand Purmann.
— von dreyen Stücken, erfand Zwelfer.
— welches das Eisen anzieht, erfand C. Khunrath.

Pflaster wider entzündete Brüste, erfanden Hofmann und Grünling.

— bey Entzündung der Nieren, erfand J. Agricola.

— bei Entzündung der Schäden, erfand C. Khunrath.

— wider den Erbgrind, erfand C. Khunrath.

— wider das Erbrechen, erfanden Bräuner und Friedr. Decker.

— zu erfrornen Gliedern, erfand Grünling.

— wider erhärtete Brüste, erfanden Barbette und Bräuner.

— wider die fallende Sucht, erfanden Hofmann, Jungken, Mynsicht und Sennert.

— zu faulen Schäden, erfand J. Agricola.

— zu Fisteln, erfand Purmann.

— zu dem Fleischbruche, erfanden Lotichius, Münnik, Paracelsus und Purmann.

— zu fressenden Schäden, erfand J. Agricola.

— wider die Gebrechen der Wangen erfand C. Khunrath.

— zu gelähmten Gliedern, erfanden Hofmann und Plater.

— zu Gemächtbrüchen, erfanden Krabrier, und Purmann.

— zu Gerstenkörnern und Augengewächsen, erfand Purmann.

Pflaster

Pflaster die geschlossenen Schäden zu heilen und was in selbigen steckt, herauszuziehen, erfand C. Khunrath.

— zu geschossenen Wunden, erfand Purmann.

— das Geschwür zu schließen, erfand Bräuner.

— über geschwollene Glieder zu legen, erfand Agricola.

— für Geschwüre in den Augenwinkeln, erfand Purmann.

— für Geschwüre im Halse, erfand Grünling.

— für Geschwulst und Härte der Gebärmutter, erfand Purmann.

— für Gewächse, erfand Purmann.

— für verletzte Nerven, erfand C. Khunrath.

— für giftige Schäden, erfand Agricola.

— für giftige Verletzungen, erfand Purmann.

— für Gliederschmerzen, erfanden J. Agricola und Paul Barbette.

— wider Gliedersucht, erfand C. Khunrath.

— wider Glieder- und Gelenkwunden, erfand Purmann.

— wider Gliederschwämme, erfand Purmann.

— wider harte Beulen, erfand Friedr. Decker.

— wider Hasenscharten, erfand Purmann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer
Rathgeber.

Neuntes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 4ten März 1797.

Erfindung.

Phosphorescenz der Körper ist diejenige Eigenschaft, nach welcher manche an sich dunkle Körper in der Nacht einen Glanz von sich geben oder leuchten. Diese leuchtende Körper sind entweder natürliche, die nicht durch menschliche Kunst erst zubereitet werden durften, oder künstliche. Von den letzteren wird unter dem Worte Phosphorus gehandelt. Hier gedenke ich blos der leuchtenden Körper, die von Natur die Eigenschaft haben, daß sie leuchten, ohne erst künstlich behandelt worden zu seyn. Die von Natur im Dunkeln leuchtende Körper (von denen jedoch hier die Himmelskörper ausgeschlossen sind, weil das Leuchten derselben nichts ungewöhnliches ist) sind entweder aus dem Thierreiche, wohin die Laternenträger, die Johanniskäfer, eine Gattung der Asseln u. s. w. oder

aus dem Pflanzenreiche, wohin faules Holz, Blumen, Wäsche u. s. w. oder aus dem Mineralreiche, wohin die Diamanten und Smaragde gehören. Einige dieser Körper leuchten im Dunkeln nicht eher, als bis sie eine Zeitlang durch die Sonne, durch Tageslicht, oder auch nur Kerzenlicht vorher erleuchtet worden sind, daher man sie Lichtsaugende Körper nennt, weil sie im Dunkeln von dem Lichte leuchten, welches sie vorher erst von einem andern leuchtenden Körper eingesogen haben.

Plinius bemerkte schon, daß die Pholaden, eine Art von Muscheln, welche sich in kalkartige Felsen, Korallen und Schiffe einbohren, und die Plinius Dactylos nennt, des Nachts mit einem phosphorischen Glanze leuchten. Reaumür und Beccaria haben viele Versuche über dieses Leuchten der Pholaden angestellt.

Das Leuchten des faulen Fleisches bemerkte Fabricius ab Aquapendente zuerst am Lammfleische, und machte dieses 1600 bekannt. Bartholin beschreibt eine 1641 zu Montpellier gemachte Probe, da ein Stück Fleisch in einzelnen Punkten leuchtete, als ob es mit Diamanten überstreut wäre. Boyle sahe 1672 etwas ähnliches an einem noch eßbaren Stücke Kalbfleisch, an frisch geschlachtetem, auch abgekochtem Hammelfleisch, und in Salzwasser gelegtem Schweinefleisch.

fleisch. Eben dieser Boyle machte 1667 die meisten Versuche über das Leuchten des faulen Holzes; er bemerkte ferner, daß ein Weißfisch, der in die Fäulniß übergehen wollte, des Nachts leuchtete, und entdeckte, daß das Leuchten durch Hinwegnehmung aller Luft oder im luftleeren Raum abnehme oder ganz verschwinde.

D. Beal fand eine Salzbrühe, worinn frische Makrelen gesotten worden waren, nach einigen Tagen leuchtend. Canton hat die genauesten Versuche über das Leuchten der Weißfische gemacht, aus welchen erhellet, daß das Leuchten aus der Neigung zur Fäulniß herrührt, die, wie Pringle behauptet, durch Seewasser oder schwach gesalzenes Wasser befördert wird.

Forster und Sömmering entdeckten, daß das Leuchten der Körper in dephlogistisirter Luft weit stärker und anhaltender wird.

Das Leuchten einiger Diamanten und Smaragden bemerkte Du Fay zuerst. Sie leuchteten vorzüglich stark, wenn sie an der Sonne gelegen hatten, und verloren diese Eigenschaft wieder, wenn sie dem Tageslicht lange nicht ausgesetzt gewesen waren. Nach dem Du Fay nahm auch Jacob Bartholomäus das Leuchten der Diamanten wahr.

Auch der Regen leuchtet zuweilen, wenn er viel Elektricität bey sich führt. Bergmann sahe

1759 im September zwey solche Feuerregen, deren Tropfen auf dem Felde und gegen andere Körper Funken gaben, so daß es in diesen zwey dunkeln Nächten nicht anders aussahe, als ob das ganze Feld mit Feuer überzogen wäre.

Das Meer wirft bey Nacht ebenfalls einen leuchtenden Schein von sich. Bey stiller See erscheint dieses Licht wie tausendfältige Sternchen auf der Oberfläche zerstreut; bey der Bewegung der See erscheint es da, wo die Wellen brechen oder an feste Körper anschlagen; oft leuchtet nur die nächste Gegend um das Schiff, besonders die Furche, die das Schiff im Wasser gemacht hat, auch die Spur der schwimmenden Schiffe.

Americus Vespucci soll, wie Kircher erzählt, dieses Leuchten des Meeres bey Nachtzeit zuerst entdeckt haben.

Bourzes leitet diese Erscheinung von einer fetten klebrichten Materie im Seewasser her, die vielleicht von der Fäulniß herrührt, womit auch Cantons Versuch übereinstimmt, daß das Leuchten der Seefische und des Wassers, worinn man sie schüttelt, mit dem ersten Anfange der Fäulniß verbunden sey. Vianelli, Grisellini und Nollet schreiben dieses Leuchten einem phosphorischen Insecte zu, Nollet sahe diese leuchtende Punkte auf dem Seegrase des Bodens wie Insecten sprin-

springen. Le Roi bemerkte, daß das Schiff im *Segeln bey* Tage eine Menge kleinere Theilchen in die Höhe warf, die bey Nacht feurig schienen; er fieng sie mit dem Schnupftuch auf, konnte aber keine Merkmale eines Insects daran entdecken. Fougeroux de Bondaroy schreibt dieses Leuchten einer kleinen Nereide und Forskal nach Niebuhrs Erzählung einer Menge von Medusen zu. Auch Bartholin und Donati haben es von Meergewürmen abgeleitet. Franklin schrieb es dem electrischen Feuer des Meersalzes zu, aber Monsieur V . . . hat im dem Gentlemens Magazine, Monat Nov. 1753. deutsche Uebers. dargethan, daß es von kleinen lebendigen Thieren, von einem besondern Bau, deren Floßfedern oder Flügel immer in Bewegung sind, herkommt. Er seigete Seewasser durch ein leinen Tuch und betrachtete die zurückgebliebene Theilchen durch ein Vergrößerungsglas, wo sie als Thierchen erschienen. Die Theilchen sahen ganz glänzend aus, und das Leuchten derselben zeigte sich zur Nachtzeit bey den Küsten der Stadt Chioggio auf der See, da wo die Alga marina wächst, auf der diese glänzende Theilchen sitzen.

Forster unterscheidet drey Arten des Leuchtens der See. Die erste, die sich blos in der Nähe des Schiffs zeigt, wenn man mit dem Vordertheil des Schiffs die See durchschneidet, erklärt

er für ein electrisches Phänomen; die zweyte, die sich bey langen Windstillen über die ganze See verbreitet, hielt er für ein phosphorisches, durch Fäulniß erzeugtes Licht; die dritte entsteht nach ihm aus dem Leuchten unzählbarer großer und kleiner Thierchen.

Man hat auch Personen, die sich den Kopf wuschen, worauf Feuerfunken aus den Haaren strömten. Daß die Regenwürmer leuchten, hat Herr Flaugergues, der Jüngere, gegen 1779 entdeckt. Man hält dieses Leuchten für ein phosphorisches Licht.

Phosphorus oder Lichtträger; dieser Name kömmt einem jeden im Dunkeln leuchtenden Körper zu, wovon man jedoch die Sonne, die Sterne, wie auch die brennenden und glühenden Körper ausnimmt, und nur diejenigen Substanzen darunter versteht, deren Licht im Dunkeln ehedem zu den seltnern und unerwarteten Erscheinungen gezählt wurde. Diese Phosphore sind entweder natürliche oder künstliche. Von den ersteren ist bey dem Worte Phosphorescenz gehandelt worden, daher werden hier die künstliche Phosphore den Hauptgegenstand dieses Artikels ausmachen.

Um das Jahr 1630 entdeckte Vincenz Cascariolo

riolo, ein Schumacher in Bologna, in der Nachbarschaft dieser Stadt am Fuße des Berges Paterno einen Stein, der im Dunkeln durch seinen eigenen Glanz sichtbar ward, wenn er eine Zeitlang im Lichte gelegen hatte, oder calcinirt worden war. Vorzüglich stark leuchtete der Stein, wenn er fein zerstoßen, mit Wasser oder Leinöl durchknetet und calcinirt ward. Der Graf Marsigli, Galeati Beccari, und nach ihnen Zanotti, untersuchten die Erscheinungen dieses Steins genauer. Er ward sowohl vom Sonnenlichte, als auch von Kerzen leuchtend, nicht aber vom Lichte des Monds oder eines andern Phosphors. Diese Entdeckung führte auf die Meynung der Körperlichkeit des Lichts, welche bald hernach der Grund zu Newtons Theorie des Lichts ward. Zanotti hielt dafür, daß der Bononische Stein sein eigenes Licht habe, welches nur von außen her belebt werde; es ist aber sicherer, daß dieser Stein das eingesogene Licht wieder im Dunkeln von sich strahlt, und also unter die Lichtsauger oder Lichtmagnete gehört. Poterius, Montalban und Menzel haben verschiedene Arten zur Calcinirung dieses Steins angegeben, aber sie waren alle fruchtlos, und man konnte dadurch die Calcinirung desselben nicht bewerkstelligen. Homberg brachte diesen Bononischen Wunderstein wieder zuerst hervor, und die Erleuchtung dieses Steins durch

durch das electrische Licht rührt von John Canton her.

Dieser Bononische Stein blieb fast ein halbes Jahrhundert hindurch der einzige bekannte Lichtsauger, bis kurz vor 1675 ein Amtmann zu Großenhayn in Sachsen, Christoph Adolph Balduin, zufälliger Weise entdeckte, das das Rückbleibsel der Destillation einer Kreidenauflösung in Scheidewasser ebenfalls Licht einsauge. Dieser Balduinische oder hermetische Phosphorus ist das aus Kalkerde und Salpetersäure entstehende Mittelsalz, oder der Kalksalpeter. Er läßt sich am besten in hermetisch verschlossenen Glasröhren aufbewahren.

Nachher entdeckte Homberg eine ähnliche Eigenschaft an dem fixen Salmiak, oder der Verbindung der Kalkerde mit der Salzsäure, welches 1693 bekannt gemacht wurde.

Johann Bernoulli, Professor in Gröningen und nachher zu Basel, erfand einen Phosphorus aus Mercurius, der mit Wasser oder spiritus vini so lange gewaschen wird, bis diese Feuchtigkeiten nicht mehr schwarz werden. Dieser Phosphorus leuchtet wenigstens ein Jahr, Bernoulli beschrieb ihn im Jahr 1729.

Du Fay fand endlich um 1730 eine große Menge Körper, welche die Eigenschaft, das Licht einzusaugen, durchs Calciniren erhalten. Hierunter

unter gehören die Austerschaalen, kalkartige Versteinerungen, Gyps, Kalkstein, Marmor und der gemeine Topas.

Die chymische Untersuchung der erdigen durch Calciniren bereiteten Lichtsauger brachte endlich Marggraf 1749 zur Vollkommenheit, und gab leichte Methoden zur Verfertigung solcher Phosphorn an. Leibnitz hatte schon bemerkt, daß gepülverter und erhitzter Schwerspath leuchte, und Marggraf fand, daß der Bononische Stein ein Schwerspath sey, und entdeckte bald, daß sich aus allen Schwerspathen Lichtsauger bereiten ließen.

Cantons Phosphorus ist unter allen am leichtesten zu bereiten, er wird aus Austerschaalen, Kalk und Schwefelblumen gemacht.

Beccaria hat die Lehre von den Phosphoren zuerst in das wahre Licht gesetzt und behauptet, es gäbe beynahe keinen Körper in der Natur, der nicht unter gewissen Umständen zur Classe der Phosphore gerechnet werden könne. Er behauptete auch, daß die Phosphore sogar das Licht mit prismatischen Farben vermischt annehmen; aber Wilson behauptet, daß in seinen Versuchen weder die Farbe des Glases, noch die Beleuchtung mit verschiedenen prismatischen Farbenstralen, den geringsten Unterschied im Lichte der Phosphoren gemacht.

Bomare vermuthete zuerst, daß viele Körper leuchtend erscheinen würden, wenn man sie einige Zeit dem Sonnenlichte aussetzte, ihre Stralen einzusaugen, und dann erst an dunkle Oerter brächte.

Die chymischen Untersuchungen lehren, daß die vorzüglichsten Lichtsauger aus einer Säure, einer Erde und Phlogiston bestehen.

Der Harnphosphorus ist ein chymisches Produkt, eigentlich ein unvollkommener Schwefel, der geneigt ist, sich selbst aufzulösen, und so, daß er durch bloße Berührung der Luft Feuer fängt. Daß er schon dem Isaac Holland und seinem Sohne Johann Isaac Holland bekannt gewesen und von ihnen am Ende des 16ten Jahrhunderts unter dem Namen des vestalischen Feuers beschrieben worden seyn soll, dafür hat man keinen hinlänglichen Beweis. Die sicheren historischen Umstände, die man von der Erfindung des Harnphosphorus weiß, sind folgende: Kunkel hatte eine Spur zur Verfertigung des Steins der Weisen mit Hülfe des Harns angegeben, welche ein verunglückter Hamburgischer Kaufmann und Chemikus, Namens Brandt, verfolgte, um Gold im Harne zu suchen, aber dafür im Jahre 1669, oder wie Leibnitz will, um 1677, durch Zufall den Harnphosphorus entdeckte, der auch Brandts Phosphorus genannt wird. Brandt theilte dieses

ses Geheimniß einem gewissen Dr. Kraft in Dresden mit, aber keiner von beyden wollte es Kunkeln entdecken. Brandt starb und Kraft reisete 1679 nach England, um seinen Phosphorus dem König und der Königinn zu zeigen. Hier sahe Boyle den Phosphorus zum erstenmal in Krafts Händen und ohne weiter etwas davon zu wissen, als daß etwas vom menschlichen Körper dazu käme: so erfand Boyle einen ähnlichen Phosphorus, welches 1680 angezeigt wurde, und wovon er den Prozeß einem Deutschen, Namens Hankwitz, mittheilte, der diesen Phosphor häufig zum Verkauf verfertigte, und ein Gewerbe damit trieb. Inzwischen hatte Joh. Kunkel von Löwenstern zu Dresden angefangen, für sich allein zu arbeiten, und machte durch beharrliche Arbeit die Erfindung des Harnphosphorus zum zweytenmale, daher er auch Kunkels Phosphorus genannt wurde. Kunkel gab diesem Phosphorus die Gestalt etwas großer Steine, womit man, wenn sie in der Hand erwärmt waren, auf Papier Buchstaben machen konnte, die im Finstern ganz leserlich waren. Aber alle Methoden dieser Chemiker und selbst noch die von Hellot im Jahr 1737 beschriebene, waren mühsam und kostbar. (Der Beschluß folgt.)

Beschluß.

Beschluß von der Erfindung der Pflastern.

Pflaster wider Hauptwassersucht, erfand Jungken.
— wider Hauptwunden, erfand Purmann.
— wider Herzensbeschwerung, erfand C. Khunrath.
— wider hitzige Geschwüre, Knollen und Rothlauf, erfand C. Khunrath.
— wider Hodenbrüche, erfand C. Khunrath.
— wider Hühneraugen, erfanden Bräuner, Conr. Khunrath und Purmann.
— die Kälte aus den Gliedern zu ziehen, erfand C. Khunrath.
— wider den kalten Brand, erfanden Joh. Agricola und Bräuner.
— wider kalte Geschwülste, erfand Purmann.
— wider kalte und feuchte böse Schäden, erfand C. Khunrath.
— wider Kindermäler, erfand Purmann.
— die Knoten der Glieder zu vertreiben, erfand C. Khunrath.
— die aufgelaufenen Knoten zu zeitigen, erfand C. Khunrath.
— das Splitter, Glas, Bley und Eisen aus den Wunden zieht, erfand Bräuner.
— wider den Krebs, erfanden Purmann und Agricola.
— wider die Lähmung, erfand Agricola.

Pflaster wider Lendenweh, erfand Fuller.
— wider große Lippen, erfand C. Khunrath.
— wider einen bösen Magen, der keine Speise hält, erfand C. Khunrath.
— zur Wärmung des Magens und zur Beförderung der Verdauung erfand Khunrath.
— wider das Mißgebähren, erfand Burnet.
— wider Mutterbeschwerung, erfanden Hellwig und C. Khunrath.
— wider Nabelbrüche, erfand Purmann.
— die Nägel an Händen und Füßen abzustürzen, erfand C. Khunrath.
— das Nasenbluten zu stillen, erfand C. Khunrath.
— wider Nasengeschwüre, erfand Purmann.
— auf die offenen Pestbeulen, erfand Bräuner.
— die Pestbeulen zu zeitigen, erfand Bräuner.
— auf die Pestblattern, erfand Bräuner.
— zu den Pestcarbunkeln und Löchern, erfand C. Khunrath.
— zum Podagra, erfand Hofmann, Tacken und Zwelfer.
— zum Purgiren, erfand Agricola.
— zur Rose, erfand Dygbius und Purrmann.
— wider die rothe Ruhr, erfand Friedr. Decker.

Pflaster

Pflaster wider den Rothlauf erfand C. Khunrath.
— wider die Ruhr, erfand C. Khunrath.
— wider die rothe Ruhr und Durchlauf, erfand J. Agricola.
— die Rüsse abzuheilen, welche die Pestblattern gewinnen, erfand Bräuner.
— wider die Schlagader-Geschwüre, erfand Friedr. Decker.
— wider Schlag- und Hauptbeschwerung, erfand C. Khunrath.
— wider Schlagaderbruch, erfanden Jungken und Purmann.
— wider Schlangenbiß, erfand J. Agricola.
— wider schleimichte Wassergeschwülste erfand Purmann.
— die Schmerzen der Glieder zu stillen, erfand C. Khunrath.
— welches die Schmerzen der Geburtstheile nach der Geburt stillet, erfand Bräuner.
— wider Schußwunden, erfand Jungken.
— zu schweren Fällen, erfand J. Agricola.
— wider das Schwinden der Glieder, erfand Grünling.
— wider scirrhöse Geschwülste, erfanden Hildanus, Schröder, Barbette und Hofmann.
— im Seitenstechen, erfand Friedr. Decker.

Pflaster den Speichelfluß zu erwecken, erfand Epiphanius Ferdinandus.

— vom Spießglase, erfand Angelus Sala.

— wider Steckflüsse, erfand Timäus von Güldenklee.

— wider den tollen Hundsbiß, erfanden J. Agricola und Purmann.

— von sonderbaren Tugenden, wovon man ein Stück wohl acht Tage lang auflegen kann, ehe es seine Kraft verliert, erfand J. Agricola.

— wider Ueberbeine, erfanden Blankard, Jungken und Purmann.

— zu venerischen Beulen und Schäden, erfanden Zwelfer und Purmann.

— im verborgenen Krebse, erfanden Bräuner und Woyt.

— zur verdorbenen Hüfte, Schulter und Rücken, erfand Purmann.

— wider verhärtete Brüste, erfand Hofmann.

— wider Verhärtung der Milz, erfand J. Agricola.

— wider Verrenkungen, erfand Joh. Agricola und Purmann.

— wider verstockte Milch, erfand Mynsicht.

— wider Verstopfung der Milz, erfand J. Khunrath.

Pflaster wider Verstopfung der Mutter, erfand C. Khunrath.

— wider beständigen Abgang des Urins, erfand Timäus von Güldenklee.

— zu Warzen und Hühneraugen, erfand Joh. Vulpius.

— wider Wasserbrüche, erfand Purmann.

— wider Wasserköpfe, erfand Purmann.

— in der Wassersucht, erfand Friedr. Decker.

— wider die Wassersucht, erf. C. Khunrath.

— welche die Menses und die Nachgeburt befördern, erfand C. Khunrath.

— zu Windbrüchen, erfand Purmann.

— wider die Würmer, erfand C. Khunrath.

— zu allen Wunden, erfand Purmann.

— die Wundlefzen zu vereinigen und zusammen zu leimen, erfand Barbette.

— zu allen Wundschäden, erfand C. Khunrath.

— zum Wurme, erfand Purmann.

— wider den Wurm an den Fingern, erfanden Beutekoe und C. Khunrath.

— wider Zahnschmerzen, erfand Purmann.

— wider allzustarken Zuschuß der Milch, erfand Höfer.

Medizinischer

Rathgeber.

Zehentes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 11ten März 1797.

Von dem medizinischen Zustand von Persien.

Wir haben schon bereits von einigen persischen Provinzen geredet, und angezeigt, daß es am Caspischen Meere herrliche und sehr fruchtbare Gegenden gebe. Kämpher nennt z. B. die Gegend von Nisabat Elysische Felder. Das gilt auch von Gilan und Mazanderan: sie sind aber, wie bereits oben gesagt worden, nicht gesund.— Zu Schameisi, der Residenz des medischen Vicekönigs; zu Adherbeizan und Tauris, der größten Stadt in dem alten Medien, verspürt man sowohl zuweilen Erdbeben, als Pest; obgleich sonst die Gegend um Tauris fruchtbar und gesund ist. Was den übrigen Theil von Persien anbetrift; so enthält er nicht allein hohe Berge, sondern auch sehr ausgestreckte dürre sandige Wüsten, wo kein Mensch wohnen kann. Daher ist auch kaum der zwölfte Theil des ganzen Landes mit

Menschen besetzt. Außer dem Berge Taurus, der gleichsam Persien in zwey Theile theilt, giebt es der Berge noch mehrere; aber an Flüssen ist das Land äußerst arm: da nun auch selten Regen fällt; so ist zwar der Himmel fast immer heiter, die Luft rein, aber am Wasser ist in vielen Oertern großer Mangel, wie z. B. in der Provinz Kirman und in andern Gegenden. Dies macht daher die Luft so trocken, daß viele deshalb den Mund mit einem Tuche, das angefeuchtet ist, verbinden müssen, so wie man auch zu Ispahan, den Sommer über, deswegen Leute unterhält, die die Straßen beständig mit Wasser begießen. Diese so sehr absorbirende Luft hat auch noch die Eigenschaft, die Fäulung sowohl, als den Schweiß zu verhindern, weil die ausgedünsteten Theile zu geschwind weggeführet werden. — Ein Kameel ist z. B. in wenig Tagen ganz ausgedörret. Indeß leidet diese Sache doch bey einigen Oertern Ausnahme, so wie überhaupt der Theil von Persien, der diesseits des Berges Taurus gelegen ist, ein ganz anderes Clima hat, als derjenige, der jenseits des Berges, nach dem persischen Meerbusen hin, liegt. Der nördliche Theil ist lange nicht so warm, als der südliche. Wie schon oben gemeldet, so fällt zu Tauris, dem ehemaligen Eckbatana, oft Schnee; ja man hat, den 14ten Julius, im Lande Gilan, Schnee

fallen

fallen sehen, und die Berge wurden damit bedeckt. Ueberhaupt sind in der Mitte des Landes die Winter ziemlich strenge; im Frühjahr und Herbst giebts viele Stürme, und nur im Sommer ists zwar heiß, doch nicht so, daß man es zu Ispahan nicht in den Häusern sollte aushalten können. Im Winter friert es sogar. Ganz anders ist aber das Clima von Schiras bis zum persischen Meerbusen hin beschaffen: hier hat man keinen rechten Winter, sondern nur eine trockene und nasse Jahreszeit. Im Sommer fällt in der Gegend von Schiras kein Regen; wohl aber des Nachts vieler Thau, der aber ganz unschädlich ist, und nicht die geringste Schärfe besitzt; daher dauern hier alle Sachen, die sonst von der Witterung angegriffen werden, lange; der blankste Degen bleibt es in dieser trocknen Luft, und nimmt keinen Rost an; man siehet auch das Ausdauern an den Ruinen von Persepolis, die von der Zeit nichts an ihrer Schönheit gelitten haben. Es scheint auch, daß dieser beständig heitere Himmel auf den Geist der Einwohner von jeher einen wohlthätigen Einfluß gehabt habe: die größten Dichter der Perser, als Hafiz, Sadi und Jani, sind aus Schiras gebürtig gewesen; und der dichterische Geist lebt auch noch unter den jetzigen Einwohnern: in allen ihren Reden bringen sie Stellen aus diesen

Dichtern an. — Die Stadt liegt in dem reizendsten Thale von der Welt, und hat alle nur erdenkliche Lebensmittel; die Luft ist mit den herrlichsten Düften angefüllet, und weder zu warm, noch zu kalt. Das Thermometer stehet im Sommer zu Mittage selten über 73 Grad; des Abends steht's auf 62. Der Herbst ist die schlimmste Jahreszeit, weil alsdenn vieler Regen fällt; es stellen sich alsdenn Schnupfen, Durchfälle und Fieber ein: im Winter fällt wohl Schnee, aber zum Gefrieren kömmt es nicht. — Aber so gelind ist die Witterung in andern Orten von Persien nicht. Z. B. in der Wüste Kirman ist die Luft brennend heiß, und bey jedem Athemzuge glaubt man Feuer einzuathmen; hier lag Chardin einmals, der unausstehlichen Hitze wegen, den ganzen Tag auf Leder; auch die Landeseinwohner flüchteten in die Dattelwälder: — die brennenden und tödtlichen Winde Arabiens lassen sich auch hier oft verspüren. — Zu Candahar ists ferner eben so beschaffen, wie zu Bassora: der Schweiß fließt hier gleichsam wie durch ein Sieb aus der Haut. Am gesundesten ist es also in dem mittlern Theile von Persien, als zu Schiras, Ispahan, und in ganz Irack Agemi, welches das ehemalige Land der Parther ist. — Die nördlichen, als Medien oder Aderbizan, Masanderan und dergl. sind es weniger; die schlimm-

schlimmsten von allen aber sind diejenigen, welche nahe an dem persischen Meerbusen liegen, besonders Ormus und Gamroon. Der erste Ort, der voller Salz ist, und voller Steinsalz sitzt, das so scharf ist, daß es nicht gebraucht werden kann, hat von Morgen gegen Abend eine Kette schneeweißer Gebürge, welche die Sonnenstrahlen mit solcher Heftigkeit auf die Thäler zurückwerfen, daß die Einwohner, um sich von der entzündeten Luft zu befreyen, ins Wasser ihre Zuflucht nehmen müssen; ja sie sollen darin sogar schlafen. — Viele Einwohner verlassen bey der schlimmsten Zeit den Ort, und ziehen weiter ins Land. Die aber zurück bleiben, leiden viel an Augenentzündungen, und die Blattern sind auch hier sehr schlimm. — Die Luft von Gamroon oder Bander Abassi ist die allerheißeste und schädlichste von ganz Asien. Kämphers eigene Worte werden dies bestätigen. „Die Hitze allhier, sagt er, ist nicht sowohl der Obliquität des Zodiaci, in der die Sonne ad tropicum verweilet, als der eigenen Constitution des Grundes zuzuschreiben, so trocken, salzig, sulphurisch, voller heißen und theils schädlichen Bäder und arsenikalischen Exhalationen; sechs Monate kann kein Mensch eine halbe Viertelstunde in einer Kammer leben; Hunde und Menschen werden alsdann in der Sonne mit Schwindel befangen, und fallen

 plötz-

plötzlich todt danieder. Die heißesten Winde ersticken auch, was sie auf dem Felde ergreifen. Sechs Wintermonate sind erträglich, und des Tages nicht heißer, als unsere Hundstage; des Nachts aber, ob patentiam poporum, so unerträglich und schädlich kalt, daß man sich mehr denn in Schweden davor schützen muß. Ein bloses Messer verrostet in einer Nacht, plötzlich wirds so extrem feucht, daß alles, was die Luft berührt, in Wasser genetzt zu seyn scheint, ein wenig darauf wirds so trocken, daß einem die Haut zusammenschrumpft. Die heißesten Winde allhier, so sie nicht feucht, machen das Wasser und alle Flüßigkeiten erkalten, so gar, daß es fast untrinkbar, und an der Haut unleidlich wird, und dieses, je heißer und trockner die Winde seyn, die oft als eine Flamme brennen, auch was in einer Kammer verschlossen, erkaltet alsdenn, doch nicht so sehr, als was dieser Wind im offnen ergreift." Diese schädliche Beschaffenheit der Luft hatte auch auf Kämpher die schlimmste Würkung. Denn zuerst verfiel er in ein bösartiges Fieber, das sich nachher mit der Wassersucht endigte, wovon er durch ein Quartanfieber befreyet wurde.

Auch Neuhof, Chardin und Lind erwähnen der bösartigen Fieber, und der Ruhren, die jährlich an diesem Orte gefunden werden.

den. Carthheuser nennt die Krankheit Anthraxtarantatus, weil mit dem Fieber unmäßiger Schweiß und Foruncul gepaart gehen, die in ungeheurer Anzahl ausbrechen, und ein unerträgliches Jucken, wogegen nichts als Geduld hilft, verursachen. — Es erhellet demnach aus dem Vorhergesagten, daß es auch in dem sonst seiner Gesundheit wegen, so geprieſenen Persien höchst schädliche Städte und Gegenden gebe. — Will man aber wissen, welche Oerter man nach den verschiedenen Jahreszeiten ehemals hier für die angenehmsten und gesundesten gehalten habe; so waren es folgende: im Winter wohnten die Könige von Persien zu Susa; im Sommer zu Eckbatana, das nun Tauris heißt; im Herbste zu Persepolis, und die übrige Zeit des Jahres zu Babel.

Was die Lebensart der Perser anbetrift, so halten sie ihren Ramazan oder Fasten genau, ob er gleich einen ganzen Monat lang dauret. Von Sonnenaufgang bis Untergang genießen sie alsdenn nichts, auch nicht einen Tropfen Wasser. Doch sind die Weiber, während der Monatszeit, kleine Kinder und Kranke davon ausgenommen. Was ihre übrige Lebensart anbetrift; so lieben sie sehr das Obst: nüchtern genießen sie schon dasselbe des Morgens, wie auch Weintrauben und was sonst die Jahreszeit liefert. In diesem Stü-

cke sind die Perser wahre Schwelger. Man hat Personen gesehen, sagt Graf Büffon, die 35 bis 40 Pfund Melonen in einem Tage verzehrt haben. Sie beschließen ihre Mahlzeiten, die gewöhnlich aus Zugemüsen, geronnener Milch, Brod, und zum Abendessen aus Pillau oder gekochtem Reiß bestehen, immer mit einer Menge kostbarer Früchte. Fleisch essen sie selten, außer etwas geröstetes und dann gießen sie auch zum Pillau eine starke Fleischbrühe. Alle Speisen werden bey ihnen stark gewürzt. — Mehr als eine Speise essen sie selten. Was ihr Getränke anbetrift; so genügen sie sich fast allein mit Wasser und Sorbet. Chardin sagt: Wein trinken sie nicht; aber Fränklin versichert, daß sie dies oft öffentlich thäten, ja oft im großen Uebermaaß. — Vom Kaffee sind sie große Freunde, nur trinken sie ihn ohne Milch und Zucker. Die Persianerinnen glauben: der Kaffee mache zum Beyschlaf ungeschickt, wenigstens war die Gemahlinn des Sultan Mahmud Casnin dieser Meynung. Denn als sie einsmalen aus ihrem Fenster einen Hengst verschneiden sahe, und auf Befragen, was man dem Thiere anthue, die Ursache erfuhr; so sagte sie; die Operation sey nicht nöthig, man solle dem Thiere nur Cahwa, d. i. Kaffee zu trinken geben.

Nicht allein von köstlichen Weinen sind die

Perser

Perser Liebhaber, sondern auch von andern berauschenden Sachen. — Die gemeinen Perser gebrauchen dazu einen Aufguß von Hanf- und Mohnsaamen; andere das Opium, das bey ihnen ein Bedürfniß der Natur geworden ist. Hasselquist erzählt: ein persischer Prinz, der auf Reisen gehen wollte, entdeckte, daß seine Bedienten Opium mitzunehmen vergessen hatten. Kaum war er eine halbe Tagereise von Hause, und es wurde sogleich ein Eilbote abgesandt; aber die Zurückkunft desselben dauerte schon viel zu lange, und ehe er ankam, war der Prinz todt. — In Persien ist die Verführung zum Opiumessen eben so groß, als bey uns die Verführung zum Brannteweintrinken. Ein junger Mensch, schrieb Herr Doctor Reinegg aus Persien, der sich durch böse Beyspiele hinreißen läßt, um sich an den unmäßigen Genuß des Opiums zu gewöhnen, wird dazu von seinen Gesellen auf folgende Weise initiirt. Sein Vorgänger und Meister giebt ihm zuerst etliche Gran dieses Safts in Wein oder Branntewein: er läßt ihn noch viel von diesem Getränke nachtrinken, bis ihm ein starker Rausch alle Empfindungen raubt und in Schlaf versetzt; nach sieben oder acht Stunden wird er durch Schütteln ermuntert, und so sehr ihn auch des Schlafes Uebermacht fesselt, genöthiget, vieles kaltes

Wasser

Wasser zu trinken. — Allein er giebt jeden Becher mit Ekel, Uebelkeit und Erbrechen wieder von sich, und mit thränenden Augen starret er die Umstehenden an, ohne sie jedoch zu kennen, noch zu wissen, was mit ihm vorgehet. Endlich giebt man ihm einige Schalen warmen Wein mit Muscatennuß vermischt. Er bricht sich nicht mehr; allein schläfrig und ohne Bewußtseyn jähnt er oft, und schon droht ihn der Schlaf wieder zu überfallen, als ihm der alte Opiphagus eine abermalige doch doppelte Dose Opiums giebt. Lachen, schreyen, tanzen, und das Geräusch der Musik erhalten den Schüler etliche Stunden lang in einem ganz bewußtlosen Zustand. Er will reden, allein die Werkzeuge der Sprache bleiben unbeweglich bey offenem Munde — endlich schläft er ein — nach einer viertelstündigen Ruhe wird der Schlafende wieder aufgeweckt, mit kaltem Wasser begossen, die Augen werden ihm mit Essig gewaschen, und alle nur mögliche Kunst und Reize angethan, um den Schlaf zu vertreiben. Man zieht ihn von seinem Lager weg, zwingt ihn zu gehen, aber kaum wollen seine taumelnde Füße gehorchen, bis sie endlich mit vieler Mühe in einige Bewegung gesetzt werden. Der Schüler stammelt halb verständliche Worte, und beklagt sich, daß ihn friere, worauf man ihm warmen Wein giebt; er befindet sich besser, und er verlangt

langt zu essen: aber bald darauf erfolgt wieder Schlaf: man weckt ihn wieder; giebt ihm nochmals eine Quantität Opium, und verfährt auf die erst bemeldete Weise. — So wird dann der Körper mit jedem Tage immer mehr an dieses Mittel gewöhnt, und schon am 8ten oder 11ten Tage empfindet der Lehrling die an ihm gewünschten Folgen der bisherigen Behandlung. Er gehet zwar mit aufgedunsenem Gesichte einher, allein sein ganz eigener bedeutender Blick zeugt von einem innern glücklichen Gefühl eines ruhigen Zustandes. Allein auch diese Freude währt nicht lange, sondern wenn sich die Wirkung des Opiums wieder verliert, welches bey Anfängern gemeiniglich in 24 Stunden zu geschehen pflegt, empfindet er große Beängstigung, Unruhe, allerhand schreckhafte Vorstellungen, Zittern und Uebelkeiten, die nicht eher vergehen, als bis er eine abermalige Menge dieses Safts genommen hat: alsdann verlieren sich diese Zufälle, und es entstehet ein stiller angenehmer Rausch, der 10 bis 12 Minuten anhält, und sich mit der lebhaftesten Vorstellung derjenigen Idee endiget, welche der Opiumesser empfinden wollte. Viele können es täglich bis zu einer Unze bringen, ja Garcias ab Orta kannte einen Corsaren, der täglich zehn Quentchen brauchte.— Dergleichen Menschen werden aber durch den häu-

häufigen Genuß dieses Safts, der ihnen zuletzt selbst zuwider wird, den sie aber doch, zur Verhütung der unausbleiblichen gefahrvollen Zufälle, nicht entbehren können, ganz verstellt. Ihre Gestalt wird umgeformt; das Gesicht schwillt; die Muskeln desselben werden unbeweglich, schlapp, hängend; die Augen triefend; der ganze Körper wird schwach und fällt zusammen; er wird frostig; der Mensch wälzt sich in allen warmen Orten, Bädern, Aschenheerden herum; er wird allen Menschen ein Scheusal, und verfällt zuletzt in die Wassersucht. In diesem ekelhaften Zustand, bey dem gänzlichen Mangel an Reitz, nehmen viele ihre Zuflucht zum Mercurio corrosivo, den sie kauen und mit dem Speichel häufig aus dem Munde fließen lassen: allein kurze Zeit darauf siehet man zerfressene krebsartig-schwärende Lippen und Kinn.

Durch den häufigen Gebrauch des Essigs können einige noch am besten die quaalvollen Empfindungen tilgen, denen sie unterworfen sind, wenn sie sich entschlossen haben, vom Opium abzustehen. Ein Mensch, der eine schwere Strafe befürchtete, hatte sich mit anderthalb Unzen Opium vergiftet, woran er auch starb. Nach dem Tode giengen die Haare, beym geringsten Zuge, aus dem Körper; die Hunde wollten sein Fleisch nicht fressen, und die Vögel fraßen nur

die Lenden. Fäulung war nicht an ihm zu merken, und es wurden die Glieder nicht steif. — Da die Asiaten so sehr ans Opium gewöhnt sind; so kann man ihnen entweder mit Laudanum liquidum, oder Massa de styrace helfen. Zu Erzerum hatte Reinegg einen 64jährigen Obristen der Spahis an einem bösen Husten in der Cur: nur mit vier Opiumpillen, wovon jede die Größe einer Flintenkugel hatte, legte sich die Heftigkeit desselben, nachdem er sie auf einmal verschluckt hatte. — Wenn Opium, wie viele behauptet haben, gegen die Venusseuche ein sicheres Mittel wäre, so müßte man, zufolge des oben Gesagten, davon kaum in Persien einige Spuren haben. Allein Thiery sagt: nach der einstimmigen Nachricht des Chardin, Bernier, Bontius, Dellon, Dapper und mehrerer, ist hier die Seuche so gemein, daß kaum unter tausend davon einer frey ist. Doch das Uebel ist hier von sehr milder Art, und führt nicht solche schlimme Folgen als anderwärts mit sich. Er setzt hinzu: mit dieser Krankheit ist in Persien so wenig Schande verknüpft, daß man von ihr öffentlich in Gesellschaften spricht: man siehet Knaben von acht bis zehen Jahren schon damit behaftet. Außer dieser Seuche macht Chardin noch folgende Krankheiten nahmhaft, die in Persien häufig vorkommen sollen; als die Rose, Colik,

Colik, Friesel, Pleuresie, rothe Ruhr, Wechselfieber, Wassersucht und falsche Pocken (veroles volantes). Am persischen Meerbusen soll besonders die Vena medinenses häufig vorkommen. Dieser nemliche Verfasser führt an einem andern Orte an, daß bey Dedomba ein offener Brunnen sey, welcher im Sommer mit einer Menge rother fliegender Insekten angefüllt seyn soll, die ihrer Zartheit wegen mit durch die Leinwand giengen, und er ist der Meynung, daß jener Fadenwurm daher seinen Ursprung nehme, welches aber doch wohl nicht wahrscheinlich ist. Fügt man zu allen diesen Beschwerden noch Schwäche der Verdauung hinzu, denn nichts leidet in den heißen Ländern mehr als Kopf und Magen; so kennt man die meisten Krankheiten Persiens, und man wird gestehen, daß sie deren, im Vergleich mit andern, nicht sehr viele haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beschluß der Erfindung des Phosphorus.

Endlich zeigte Marggraf im Jahre 1743, dessen Versuche über das Verhältniß des Phosphorus gegen Metalle, Halbmetalle, Schwefel und andere Mineralien, wie auch über die Bereitung der Säure aus dem Phosphorus und deren Verhalten

halten gegen Alkalien und Metalle meistens ganz neue noch nicht bearbeitet gewesene Gegenstände waren, zwey weit leichtere Methoden, den Harnphosphorus zu verfertigen, die sich blos auf die Destillation einer eigenen bisher unbekannten Säure mit brennlichen Dingen gründeten. Hierdurch zeigte er zuerst die wahren Bestandtheile des Phosphorus, die sicherste Bereitung desselben, und machte die Chymiker mit der ganzen Natur des Phosphorus am besten bekannt.

Lavoisier hat ein antiphlogistisches System dargestellt, nach welchem die Phosphorsäure durch die Verbindung der in der reinen Luft enthaltenen *Base oxygène* mit dem Phosphorus erzeugt wird; daher die Säure schwerer wird, als der Phosphorus selbst. Was aber Lavoisier durch dieses System zu erreichen sucht, das läßt sich auch noch durch die gewöhnliche Stahlische Theorie vom Phlogiston erklären.

Dr. Slare hat auch viele Versuche mit dem Phosphorus gemacht und gezeigt, daß flüssiger Phosphorus, d. i. der solide in einem von den wesentlichen Oelen aufgelöset, selbst keine Frauenzimmerhand verletzet, und daß die Hand oder das Gesicht, welches man damit wäscht, nicht allein im Finstern leuchtet, sondern auch sogar die Gegenstände in der Nähe zu erhellen im Stande ist.

Scheele

Scheele erfand einen Phosphorus aus Schaafsknochen. Man macht auch einen Phosphorus aus Käse.

Man hat die leichte Entzündlichkeit des Phosphorus zur Verfertigung der Turiner Kerzen, die man auch Glaskerzen nennt, und zu dem tragbaren Feuer genutzt. Die Turiner Kerzen sind dünne polirte Wachskerzchen, die man in eine Glasröhre steckt, in die man vorher etwas Phosphorus mit einigen Körnchen Schwefel gethan und mit dem Dochte der Kerze an der Lampe verschmolzen hat, bis der Phosphorus nicht mehr leuchtet, worauf man die Glasröhre hermetisch zuschmelzet. Bricht man nun die Glasröhre von einander: so entzünden sich die herausgezogenen Kerzen von selbst. Einige schreiben die Erfindung dieser Kerzen dem Hrn. Peibla in Turin zu; andere halten den Grafen von Challant für den ersten Erfinder derselben. Pilatre de Rozier erfand eine andere Art solche Glaskerzen zu machen. Das tragbare Feuer ist ein Fläschchen mit Eisenfeile, Sand oder Knochenasche, oben mit einer Schicht von fest angedrücktem Phosphorus, auf den man beym Gebrauch den in ein Pulver von Schwefel und Bärlappsamen getauchten Docht einer Kerze reibt, welcher sich nach dem Herausziehen entzündet.

Medizinischer

Rathgeber.

Eilftes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 18ten März 1797.

Von dem medizinischen Zustand von Persien.

Beschluß.

Gewiß die Mäßigkeit, die die meisten in Speisen und Getränken beobachten, und der sparsame Genuß des Fleisches haben, nebst der gesunden Luft, den meisten Antheil daran. Einige Krankheiten, als z. B. Gicht und Stein, sind unter den mahomedanischen Persern ganz unbekannt, obgleich die Armenier damit geplagt werden. Sie haben weder Zahn- noch Kopfweh: man hat weder Schwindsucht noch Schlagfluß; auch keine Epilepsie. Selbst die Pest gehöret in Persien nicht zu Hause. — Die Banianen, sagt endlich Chardin, die nie Fleisch essen, haben noch weniger Krankheiten als andere: indeß hat er sich nicht überzeugen können, daß sie darum auch ein höheres Alter erreichten. — Was die Blat-

tern anbetrift, so sagt zwar Chardin, daß auch die hier nicht zu finden wären. Da aber Gmelin behauptet, daß die Inoculation eine längst eingeführte Sache in Persien sey; so läßt sich an der Richtigkeit der Chardinischen Behauptung zweifeln. — Sie sind gewiß hier vorhanden, aber, wie Hensler sagt, sehr gelinde. — Zwey Wissenschaften stehen in Persien in größter Achtung, die Medizin nemlich, und die Astrologie, die aber von verschiedenen Personen bedient werden. Wenn die Perser alle übrige Wissenschaften durchgegangen sind, so machen sie mit diesen den Beschluß. Das Land ist voll dieser Leute, weil sie sich alle gut dabey stehen. Der König allein hält derselben eine nicht geringe Anzahl, und sie kommen ihm jährlich auf 2 Millionen und 500000 Livres zu stehen. Daß unter den Aerzten und Astrologen eben nicht das beste Einverständniß herrsche, kann man daher vermuthen, weil jeder seiner Kunst den Vorzug will eingeräumt wissen. — Es entstehen daher unendliche Collisionen. Die Aerzte wollen die Mittel denen bey den Krankheiten vorkommenden Erscheinungen gemäß einrichten; da hergegen die Astrologen behaupten: man müsse auf die Erscheinungen des Himmel acht haben, um bestimmen zu können, zu welcher Zeit es am dienlichsten sey, Medizin zu nehmen. — Es fehlt also

nie an Gelegenheit zum Streite: einsmal, als es dabey sehr hitzig hergieng, sagte ein Astrologe sehr beißend und oft eintreffend: unsern Fehler deckt der Himmel auf; aber der Aerzte Fehler deckt ein wenig Erde zu. — Ganz wahr ist indeß dieser Satz nicht. Denn sehr oft tritt auch der Fall ein, daß man den Arzt von angeschuldigten Fehlern würde frey erklären, wenn man die Todten, anstatt sie der Erde zu übergeben, erst öffnete, und das, was verborgen ist, ans Tageslicht brächte. — Ich will gern zugeben, daß die Aerzte in aller Welt Fehler machen, weil sie Menschen sind, die irren können; aber zu bewundern ist es eben nicht, wenn der Fehler in Persien, verhältnißmäßig, viele gemacht werden, weil sich zu diesem Amte alles drängt. Die Weiber waren zu Thevenots Zeiten noch in dem allgemeinen Besitz des Rechts, die Arzeneyen für die Kranken zu verfertigen. Auch sind ihre Schulen eben nicht darnach eingerichtet, daß diese Wissenschaft gründlich erlernt werden könnte. Nur blos Sprache, Philosophie, Moral, Mathematik und Physik wird darin getrieben: will jemand ein Arzt werden, so muß er sich an einen erfahrnen Mann wenden; gemeiniglich erbt aber der Sohn die Wissenschaft vom Vater. Krankheiten der Weiber und Kinder werden in Persien sehr gering geachtet. Ein Arzt hält es sich zur

 Schan-

Schande, solche zu besuchen, und diese sind ganz den Weibern überlassen. Auch geben sich die Missionarien, die gewiß darauf sich nicht gelegt haben, überall für Aerzte und Wundärzte in Persien und im ganzen Orient aus. Aber selbst ihre besten Aerzte sind in vielen Stücken sehr unwissend. Es giebt unter ihnen nicht einen einzigen, der einen todten Körper offen gesehen hätte. — Ihre Physiologie ist sehr mangelhaft: dies leuchtet allein aus der Eintheilung der Thiere hervor, in solche, bey denen das Blut circulirt, und solche, bey denen es nicht circulirt. — Von dem Umlauf des Bluts haben sie indeß nicht allein Begriffe, sondern sie behaupten sogar, daß derselbe längst unter ihnen bekannt gewesen sey. — Sie besitzen ferner einige schlechte anatomische Zeichnungen, und es fehlt auch nicht an sogenannten Herbariis vivis. Unter allen ihren Aerzten ist Hermes trismegistus, den sie Ormus nennen, der erste. Doch ist ihr Hauptbuch, die Summe des Königs von Careschm, der vor 500 Jahren regieret hat. So sehr auch die Medizin in Persien in Achtung stehen mag; so verachtet ist dagegen die Chirurgie, worauf sich sehr wenig legen. Die Wunden und Geschwüre heilen auch hier ohne Pflaster und Operation von selbst. — Uebrigens ist es hier, wie überall: die Aerzte halten auch ihre Consultationen. — Sie verordnen

nen Tränke und Emulsionen in großer Quantität. Da muß oft ein Patient drey bis vier Maaß von einem solchen Getränke in einem Tage verschlingen: sie verordnen oft Bäder, wobey sich aber der Patient wohl in Acht zu nehmen hat, die geheimen Theile nicht zu entblößen; sie rathen zwar selten zum Aderlaß; indeß sind doch die Perser große Freunde davon, und Chardin versichert, wohl tausendmal gesehen zu haben, daß sich die Leute auf den Straßen von den Barbierern haben die Ader öffnen lassen. Forscht man noch näher nach der Kenntniß ihrer Wissenschaft, so ergiebt es sich, daß sie alles aus dem Pulse, wovon sie nur den schwachen und starken kennen, wollen beurtheilt wissen; auf Urin und Excremente achten sie wenig. Das weibliche Geschlecht behält sich sogar die Freyheit vor, den Puls ihrer Hand, welche der Arzt nur allein zu sehen bekömmt, mit einem Tuche bedeckt fühlen zu lassen. — Die Arzeneymittel theilen sie in solche von kalter und von warmer Natur ein, wobey sie vielerley Stufen annehmen. Um ein Beyspiel ihres Verfahrens zu geben, so öffnen sie bey Kopfschmerz von Vollblütigkeit die Ader Makal; man giebt Brod mit Fenchel, und Gerstentrank mit Corinthen. Bey Nasenbluten läßt man den ausgepreßten Saft von Eselskoth in die Nase ziehen, oder man öffnet die Ader an

 der

der Stirne. Gegen Kurzathmigkeit kocht man Rettig in Wasser. Schmerzhafte Gelenke beschmiert man mit Kameelkoth und Butter. Geger Knochenbrüche ist die Mumia, ein schwärzlicher dem Peche ähnlicher Balsam, der aus Felsen herausfließt, ein herrliches Mittel, worauf sie das größte Vertrauen setzen. Kämpfer stellte damit folgenden Versuch an. Er zerbrach das Bein eines Küchleins, setzte die Knochen wieder in die rechte Lage, und verband darauf den Fuß mit der Mumia. Am folgenden Morgen konnte das Thier wirklich schon laufen. Er schlachtete nun das Thier, und untersuchte den zerbrochenen Knochen, wo es sich denn zeigte, daß der Balsam die Knochenhaut und die Enden der Knochen, wie durch den besten Leim, verbunden hatte: ein Callus war aber nicht da. — Von verschiedenen wirksamen Mitteln siehet man die Aerzte keinen Gebrauch machen. Sie setzen z. B. kein Clystier, auch wenden sie den stinkenden Asant, ob er gleich hier zu Hause ist, nicht an. Indeß thun es doch die Bauern, und Kämpfer war Augenzeuge, daß sich ein gemeiner Mann, der sechs Wochen lang, alle Morgen, eine Portion davon nahm, von einer Trommelsucht dadurch befreyete. — Abergläubische Dinge siehet man auch oft die Perser thun. Hat jemand z. B. Zahnschmerzen, so berührt er

den

den Zahn mit einem Nagel, und schlägt ihn nun *genau in der Höhe* in einen Baum ein, die der Zahn *bey* dem Menschen hatte. Ist eine Frau unfruchtbar; so verrichtet sie eine Wallfahrt nach einer Moschee, so wie sie nun die Treppe hinauf steigt, knacket sie einen Korb voll Nüsse los, welche sie bey ihrer Rückkehr denen austheilt, die ihr begegnen. Man nennt dies das Auflösen der Hosen. Es ist aber hierbey zu bemerken, daß es in Persien für ein Frauenzimmer eine Schande sey, unbeerbt, und noch mehr, unverehlicht zu sterben. Bey den Gauren wird auch, selbst noch nach dem Tode eines ehelos verstorbenen Mädchens, die Feyerlichkeit der Verehlichung vorgenommen. Die alten persischen Könige theilten auch jährlich den Frauen Belohnungen aus, die die meisten Söhne gebohren hatten, und um den Ehestand recht fruchtbar zu machen, mußten die Hochzeiten im Frühlings-Aequinoctio geschehen; auch mußte der Bräutigam, ehe er zu seiner Braut gieng, Mark aus den Knochen der Kameele, und sonst nichts, nehmen. Endlich so hat die noch vorhandene Sitte der Perser, keine schwangere Frau ehelich zu berühren, gewiß nichts anders zur Absicht gehabt, als gesunde und starke Kinder dadurch zur Welt zu setzen. Allein dieser Umstand führet wieder andere schlimme Folgen mit sich. Denn wenn die Weiber merken, daß

ihre Männer die Gabe der Enthaltung nicht besitzen, so suchen sie einen Abortum zu befördern, und verhindern dadurch den Mann, mit andern zuzuhalten. Ob die Beschneidung der Mädchen, die auch hier eingeführt ist, aber nur erst zur Zeit der Mannbarkeit geschiehet, auch die Fruchtbarkeit zu befördern, zur Absicht habe, mögen andere beurtheilen. — Wahrscheinlich wird es hier wohl aus der nemlischen Ursache geschehen, warum es in Abyssinien vorgenommen wird.

Persien liefert Salap; Pistazien; Opium; Gummi Hederä; Gummi Galbanum; Sagapenum; Assa foetida, und Manna von einer Art Hedysarum.

Erfindung.

Porcellan ist eine im Feuer halb verglasete Masse, welche siedendes Wasser verträgt und nicht leicht zerspringt, wodurch sie sich vom Glase unterscheidet, die ferner halb durchsichtig und glänzend ist, woraus dann Geschirre, nach Art der Töpferwaaren verfertiget werden.

Der Name Porcellan wurde in Europa gemacht. Die Schnecken, welche Cypräå heißen, werden von den Italienern Porcelle genannt, weil sie so in einander gewunden sind, wie sich

die Kellerasseln, welche in Italien Porcelli oder Porcelleti genannt werden, zusammen zu winden pflegen. Nachher nannten sie die Töpferwaaren, welche wegen ihrer Glasur den Porcellanschnecken gleichen, Porcellana. Andere leiten dieses Wort aus der portugiesischen Sprache her, weil die Portugiesen gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts durch ihre Schiffahrt nach Ostindien das Porcellan zuerst bekannt machten. In der castilischen und portugiesischen Sprache heißt Perola eine Perle; davon soll Perolana, hernach Porclana, und endlich Porcellan entstanden seyn. Diese letztere Ableitung scheint mir aber gezwungener, hingegen die erstere natürlicher und also vorzüglicher zu seyn.

Das Porcellan ist sehr alt, obgleich nicht alle Nachrichten von dem Alter desselben gegründet sind. Die Toskaner sollen zur Zeit des Porsenna Geschirre aus gebrannter Erde verfertiget haben, die zu den Zeiten des Augustus mit den goldenen und silbernen Gefäßen um den Vorzug stritten. Es waren die Vasa murrhina, die schon Hieronymus Cardanus für unser heutiges Porcellan hielt, worinn ihm Scaliger und Salmasius folgten; aber Johann Friedrich Christ hat dieses ausführlich widerlegt.

Indessen sollen doch schon die alten Egyptier Porcellan und Schmelzwerk zu machen verstanden haben,

haben, und es sollen Beweise davon in den Catacomben gefunden worden seyn.

Unter den Chinesern und Japanern ist die Erfindung des Porcellans so alt, daß sich dieselbe in der ältesten fabelhaften Geschichte jener Völker verliert. Man hält daher China für das Vaterland des Porcellans, wo dasselbe Thski genannt wird; aber der eigentliche Erfinder desselben, und die Zeit der Erfindung ist unbekannt. Louis de Comte und Joh. Baptist Du Halde haben uns mit der Bereitung desselben bekannt gemacht. Vorher hatte man sehr unrichtige Begriffe davon. Große Männer glaubten, es wäre aus calcinirten Eyerschaalen oder Porcellanmuscheln, Eyweiß und Gummi verfertiget. Alles dieses wurde durch die angeführten Schriftsteller widerlegt, und die eigentliche Materie, nebst der Bereitung desselben bekannt gemacht. Die Chineser verfertigen ihr Porcellan erstlich aus einer gewissen feinen Erde oder Thonart, welche sie Kaolin nennen, und die dem sächsischen Porcellanthon gleicht. Diese chinesische Porcellanerde findet sich besonders auf dem Gebirge Hoang, sie ist etwas sandig, sehr fein und dabey glänzend, der Faenzer Erde ziemlich ähnlich, und wird aus den Grüften der Erde genommen. Diese Erde allein giebt aber noch kein Porcellan, sondern sie wird mit einer harten Steinart verbunden, die man für Gypsspath

hält,

hält, und die in China Petuntse genannt wird. Diese Masse kommt auch dem Bologneser Stein nahe, und hat Theile bey sich, die mit Säure brausen. Diese Petuntse wird mit eisernen Hämmern von den Felsen abgeschlagen, in Mörsern zu feinem Pulver zerstoßen, und hernach mit der fetten Erdart Kaolin vermischt. Anstatt der Petuntse wird auch zu dem schönsten Porcellan ein kreidenartiger Stein gebraucht, der Hoache heißt. Die Zubereitungsart dieser beiden Materien ist folgende: die zerstoßene Petuntse wird in Wasser in Töpfen eingeweicht, und man läßt diese Masse so lange stehen, bis sich eine weiße Haut, wie ein dicker Milchrahm, nachdem sie lange durchgerührt worden ist, auf der Oberfläche gebildet hat. Diese wird als die feinste Materie oben abgenommen, und in ein besonderes Gefäß gethan, bis sich wieder ein Kies davon zu Boden setzt. Dieser Bodensatz wird noch einmal gestoßen, und die übrige Materie an der Sonne getrocknet. Hierauf wird die Kaolin-Erde durch Sieben vom Sande und den gröberen Theilen gereiniget, und mit der Petuntse vermischt, wodurch dieses Steinpulver seine Festigkeit erhält, weil die Kaolin-Erde thonartig und weich ist. Diese Vermischung ist aber sehr verschieden, wie es die Schönheit und Feinheit der Gefäße erfordert. Zum feinsten Porcellan werden beyde Theile gleich gemacht;

zu der mittlern Art werden drey Theile Petuntse, und vier Theile Kaolin genommen, und zu der schlechteren wird noch ein geringer Zusatz von Petuntse genommen. Wenn beyde Materien durch Waschen und Sieben gehörig gereiniget worden sind, welches besonders mit der Kaolin-Erde, um der beygemischten gröbern gelben Erde willen, nöthig ist: so wird beydes durch Treten in einen feinen und sehr dichten Teig verwandelt, welches eine so saure Arbeit ist, daß die Chineser sagen, das Porcellan würde aus Menschenknochen gemacht, womit sie aber nur die saure Arbeit und Mühe in der Verfertigung desselben anzeigen wollen, denn überhaupt muß jedes Gefäß wohl zwanzigmal durch Menschenhände gehen, ehe es in den Ofen kommt. Alsdann bleibt der Teig wenigstens ein Jahr lang stehen, und wird immer mit Wasser besprengt. Hernach knätet ihn der Töpfer noch einmal durch und macht ihn wie einen ordentlichen Töpferthon zurechte. Hierauf bekömmt ihn der Former, welcher ihn in gypserne Formen druckt, nachdem die Gefäße diese oder jene Figur haben sollen. Sind die Gefäße an der Luft getrocknet: so bekommt sie der Maler, der die Farben und die Glasur aufträgt, und zwar vermittelst eines gewissen mineralischen Oels, welches Che-kao heißt und aus harten Steinen gezogen wird. Das Blaue malt er erst nach der

Glasur,

Glasur, weil die Glasur die blaue Farbe verderbt, die übrigen Farben aber überzieht er mit der Glasur, nach dem zweyten Brande. Denn das gemalte Porcellan muß zweymal in den Ofen gebracht werden. (Die Fortsetzung folgt.)

Ankündigung
eines Journals für die Chirurgie, Geburtshülfe und gerichtliche Arzneykunde.

Mehrere Leser des medicinischen Journals, welches Herr Hofr. Hufeland in unserm Verlage herausgiebt, haben den Wunsch geäussert, ein nach einem ähnlichen Plan eingerichtetes Journal für die Chirurgie, Geburtshülfe und gerichtliche Arzneykunde zu erhalten, um durch die Vereinigung von beiden das ganze Feld der Heilkunde auf eine gleiche Weise für den Praktiker bearbeitet zu sehen. Wir freuen uns, hiedurch bekannt zu machen, daß Herr Hofr. Loder, welchen wir schon vor geraumer Zeit um die Erfüllung jenes Wunsches ersucht hatten, die Herausgabe dieses Journals nunmehr zu übernehmen entschlossen ist, nachdem er von verschiedenen berühmten Gelehrten in und ausser Deutschland, auch von Mehreren, welche sich ehemal auf der hiesigen Akademie unter seiner Anleitung

zu Wundärzten und Geburtshelfern gebildet haben, nicht nur die Versicherung der thätigen Theilnehmung, sondern auch wirkliche bereits eingesandte Beyträge, erhalten hat.

Nach dem uns von dem Herrn Herausgeber mitgetheilten Plan werden die Haupt-Rubriken dieses Journals folgende seyn:

1. Beobachtungen von chirurgischen Krankheiten, auch von allerley Zufällen, welche bey Schwangeren, Wöchnerinnen, Säuglingen und jungen Kindern vorkommen, und zur Aufklärung mancher noch nicht genau bekannter Ursachen, Zeichen und Heilmittel dieser Krankheiten Gelegenheit geben können.

2. Beobachtungen seltener oder sonst merkwürdiger Fälle aus der ganzen Chirurgie und Entbindungskunst.

3. Vorfälle aus der gerichtlichen Arzneykunde, insbesondere solche, welche sich auf jene beiden Wissenschaften näher beziehen.

4. Leichen-Oeffnungen solcher Personen, welche an chirurgischen Krankheiten, oder nach Operationen, oder in der Schwangerschaft und Geburt, oder nach der Entbindung gestorben sind, auch wichtige gerichtliche Obductionen.

5. Auf Erfahrung und Beobachtung gegründete ausführlichere Abhandlungen über praktische hieher gehörige Gegenstände, wohin auch neue

kus

aus bereits bekannten Beobachtungen gezogene *Resultaten* zu rechne sind.

6. Abbildungen und ausführliche Beschreibungen neuer oder verbesserter zur Chirurgie und Entbindungskunst gehöriger Instrumente.

7. Kritik der bisher gebräuchlichen, theils unnützen und überflüssigen, theils zweckwidrigen und nachtheiligen Instrumente.

8. Mängel und Lücken der Chirurgie, Entbindungskunst und gerichtlichen Arzneykunde, und Anzeige der Art, wie denselben abgeholfen werden könne.

9. Anfragen und Consultationen über schwere hieher gehörige Fälle.

10. Oeffentliche Anstalten zur Vervollkommnung und Ausbreitung der Chirurgie, Geburtshülfe und gerichtlichen Arzneykunde.

11. Kurze Anzeigen von neu entdeckten Heilmitteln und allerley Erfindungen, auch von anatomischen und chemischen Entdeckungen, welche auf die oben genannten Wissenschaften Beziehung haben; ingleichen ausländische aus Briefen gezogene und diese Theile der Heilkunde betreffende Neuigkeiten, Anfragen, Vorschläge u. s. w.

12. Kurzes Verzeichniß der wichtigsten in- und ausländischen neuen Schriften, um ihre Existenz früher bekannt zu machen, als es durch Recensionen geschehen kann.

Das

Das erste Stück dieses Journals, welches schon unter der Presse ist, wird mit einem Kupfer noch vor der nächsten Oster-Messe erscheinen. Die folgenden sind an keine bestimmte Zeit gebunden: doch können wir vorläufig alle Jahr wenigstens einen Band versprechen: Vier Stücke, jedes von 8 – 10 Bogen, werden nämlich einen Band ausmachen. Der Druck, das Format und die ganze Einrichtung wird wie bey dem Hufelandschen Journal seyn.

Wir laden alle Aerzte, Wundärzte und Geburtshelfer, denen diese Ankündigung zu Gesicht kommen wird und an welche der Herr Herausgeber noch nicht einzeln hat schreiben können, insbesondere aber auch seine ehemaligen Zuhörer, in seinem Namen ein, die ihm zugedachten Beyträge unmittelbar an ihn oder an uns (wiewol mit Beyfügung seiner Adresse) einzusenden und der promptesten Entrichtung des Honorars nach der Bogenzahl versichert zu seyn.

Um dem Publicum den Ankauf dieses Journals zu erleichtern, sind wir entschlossen, jedes herauskommende in einem farbigen Umschlag broschirte Stück einzeln zu verkaufen.

Jena den 15ten Jan. 1797.

Akademische Buchhandlung hieselbst

Medizinischer Rathgeber.

Zwölftes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 25ten März 1797.

Göttingen.

Abhandlung über die venerische Krankheit von Dr. Christoph Girtanner, Herzogl. Sachsen = Coburg. geheimen Hofrathe u. s. w. dritte, vermehrte und durchaus verbesserte Auflage, 407 S. gr. 8. bey Johann Christian Dieterich. 1797.

Der berühmte Hr. Verf. sagt in der Vorrede über diese neue Auflage seines Buches folgendes: „Des Beyfalles, womit das Publicum die ersten beyden Auflagen des gegenwärtigen Werkes aufgenommen, und der Nachsicht, welche dasselbe gegen die mannichfaltigen Unvollkommenheiten und Fehler dieser Schrift gezeigt hat, glaube ich mich nicht besser würdig machen zu können, als durch eine gänzliche Umarbeitung meines Buchs, und durch eine mit der strengsten Aufmerksamkeit vorgenommene Verbesserung dessel-

ben. In den acht Jahren welche seit der Erscheinung der ersten Auflage verflossen sind, habe ich nicht nur Gelegenheit gehabt, auf einer zweyten, durch Holland, England, Schottland und Frankreich unternommenen Reise, und während eines zehnmonatlichen Aufenthalts zu Edimburg, eine große Menge venerischer Kranken zu sehen: sondern ich bin auch, seit meiner Rückkunft nach Deutschland, durch häufige Consultationen von auswärtigen Kranken, und durch Beobachtungen über den Erfolg meiner Heilungs-Methoden, in den Stand gesetzt worden, neue Erfahrungen zu sammeln; meine vormaligen Behauptungen zum Theil übertrieben zu finden; Sätze, welche zu allgemein ausgedrückt waren, gehörig einzuschränken; und die Heilungsart der venerischen Krankheiten mehr zu berichtigen und zu vervollkommnen, als bey einem geringern Grade von Erfahrung, in der ersten Auflage zu thun möglich gewesen ist." Wir wollen prüfen, in wie weit der berühmte Herr Geheime Hofrath sein Versprechen vor den Augen eines unpartheyischen Publicums erfüllet hat. **Erstes Buch. Geschichte der Lustseuche. Venerische Ansteckung. Natur des Giftes. Erste Abtheilung. Geschichte der venerischen Krankheit, ihres Ursprungs und ihrer Ausbreitung über verschiedene Länder. Einleitung.** Hier kommt S. 4. der partheyische

Vor-

Vorwurf wiederum vor, welchen in der ersten Ausgabe der Verf. dem würdigen Sanchez gemacht hat. „Sanchez war es nicht einmal um Wahrheit zu thun, sondern darum, seinen Satz die Lustseuche sey in Europa entstanden, zu vertheidigen, und dadurch Aufsehen zu machen.“ Sanchez war ein Mann, der aus Liebe für Wissenschaft sich nicht nach Ruhm sehnte, nicht nach Reichthümern geizte, sich durch seinen Diensteifer in Besorgung der schlimmsten Seuchen auszeichnete: der Religion, Moral, Practik, Geschichte, Physik, Arzneykunde, gleich stark inne hatte, der zwar etwas leicht Hypothesen nachgieng, aber übrigens die Wahrheit liebte, sie mit vieler Strenge beforschte, und also diesen schnöden Vorwurf gar nicht verdienet. **Erstes Kapitel. Die venerische Krankheit war den Griechen und Römern nicht bekannt. Zweytes Kapitel. Die venerische Krankheit war vor dem Jahre 1493 in Europa ganz unbekannt.** So sehr Rec. mit der Meynung des Hrn. Verf. übereinstimmend denkt, so kann er doch nicht unterlassen einige Bemerkungen hinzuzufügen. Fälschlich ist es daß **Fulgosi** unter diejenigen Schriftsteller gehöret, welche für die Meynung des Hrn. **G.** streiten. **Fulgosi** sagt ausdrücklich: „Zwey Jahre, bevor **Carl** kam (also eigentlich 1492) ward eine neue Krankheit entdeckt“ u. s. w. Auch hat der Hr. **V.**

 die=

diejenige Nachrichten nicht benutzt, welche uns der berühmte spanische Geschichtschreiber **Münoz** von denen Schriftstellern der Entdeckung von **America** geliefert hat. Hätte er diese benutzt, so würde die Stelle welche **Sanchez** und **Hensler** aus dem **Peter Martyr** anführen, weit besser widerlegt worden seyn. **Münoz** sagt von **Martyr**: „Er war ein gelehrter Mann, der gerne historische Denkwürdigkeiten schrieb. Er hätte nichts zu wünschen übrig gelassen, wenn er bey der Neigung, Gelegenheit und Sorgfalt, alles anzumerken, was vorgieng, auch Fleiß auf Untersuchung der Erzählungen und Vergleichung derselben unter sich, und mehr Zeit auf Ausarbeitung und Verbesserung seiner Werke gewendet hätte. Aber er war äußerst nachläßig und unachtsam. Er pflegte in der Eile sogleich, wie er die ersten Nachrichten erhielt, manchmal ein Paar Briefe hinzuschreiben, während ihm der Tisch gedeckt wurde. — Es fanden sich viele Irrthümer in den Datis, und manchmal sind zwey zu verschiedenen Zeiten geschriebene Briefe in einen vermengt." So weit **Münoz**. Ferner paradirt **Leonicen** noch immer als ein berühmter arabisirender Arzt. Der Hr. **G. H. R.** haben ja, wie man sieht, **Sprengels Geschichte der Arzneykunde** gelesen, sollte ihm das Urtheil dieses gründlichen Geschichtsforschers unsrer Kunst, über die-

diesen berühmten Arzt unbekannt geblieben seyn. Er sagt: „Er war in der That der erste Arzt, der sich von der scholastischen Barbarey entfernte, und, als unbestechlicher Richter, den Werth der alten Aerzte, besonders des angebeteten **Ebn Sina**, und des **Plinius** beurtheilte. Sein Brief an den **Angelus Politianus** ist ein herliches Denkmal seines Scharfsinns, seiner Unparthenlichkeit und seines Reformations-Geistes.— Kurz seit einem Jahrtausend hatte die Geschichte der Medizin kein Werk aufzuweisen, welches diesem einzigen Briefe an die Seite zu setzen wäre! Wie bedaure ich den Schriftsteller, der vor Kurzem den großen **Leonicenus** als Arabisten verschrie, und eben damit bewies, daß er selbst ein **Neuling** in der Geschichte der Kunst sey!" So weit **Sprengel**. Der Hr. Verf. konnte diesen ungegründeten Vorwurf eben so gut zurück nehmen, als er in der Note über die Stelle aus dem Pacificus Maximus, die in der ersten Ausgabe gegen **Sanchez** gebrauchte unanständige Flosceln nunmehr wirklich ausgelassen hat. **Drittes Capitel. Die venerische Krankheit** ist auch nicht um das Jahr 1493 in Europa entstanden. Dieses Capitel ist sehr seicht, und verbotenus wie in der ersten Ausgabe abgefaßt. **Viertes Capitel. Die venerische Krankheit ist aus America nach Europa übergebracht worden.** Hier hätte Rec. gewünscht Hr. G.

 hätte

hätte mehr auf diejenige Einwürfe Rücksicht genommen, welche der würdige **Hensler** mit so vielem Scharfsinn gegen diese Meynung angeführt hat, und die Zweifel gehoben, welche dieser tiefdenkende Schriftsteller gegen die Glaubwürdigkeit des Oviedo und anderer von Hrn. G. angeführten Beweißzeugen gemacht hat. Es verräh in der That einen unverzeihlichen litterarischen Stolz, und eiteln Egoismus nicht einen einzigen dieser Einwürfe angeführt zu lesen, oder den Leser auf die kleine aber gründlich abgefaßte Abhandlung des Hrn. Leibarztes „**Ueber den westindischen Ursprung der Lustseuche**" zu verweisen, gleichsam, als ob dieselbe niemals im Druck erschienen wäre. Auch sind, wie in der ersten Ausgabe, die Stellen aus den Autoren nicht in ihrem Zusammenhang, sondern blos zerstückelt dem Leser vor die Augen gelegt, wie nicht weniger Schriftsteller als **Augenzeugen** angeführt, die doch der Chronologie nach unmöglich dafür gelten können. Z. B. **Fallopius, La Moyne**, u. s. w. **Fünftes Capitel. Geschichte der Ausbreitung der venerischen Krankheit über alle drey Theile der alten Welt.** Hier ist S. 39 ein historischer Zusatz gekommen, das Kriegsglück der Franzosen in Italien betreffend, welchen wir hier ausheben wollen. Der berühmte Hr. Verf. sagt: „Das Kriegsglück des Königs **Carls** war so außerordentlich, daß

der Pabst **Alexander** *VI.* zu sagen pflegte: **Carl** *habe ganz* Italien mit hölzernen Spornen *erobert*, und er könne mit der Feder in der Hand auf der Karte nur den Platz bezeichnen, wo seine Armee ihr Lager aufschlagen sollte. Gleichzeitige Schriftsteller sagen: **Carl** habe mehr gethan als Cäsar; er habe gesiegt ohne zu sehen. **Ferdinand** hatte indessen treuloser Weise den König von Neapel unterstützt, und viele Truppen nach Sicilien gesandt." **Sechstes Capitel. Beschreibung der venerischen Krankheit bey ihrem ersten Ausbruche in Europa.** Bey dieser Beschreibung vermißt Rec. die Beschreibung der Empfindung *bey den* Knochenschmerzen, welche nicht anders war, als wenn die Beine ausgedehnt und gebrochen würden, wobey man verhindert ward, die Theile nach Willkühr zu bewegen. — Die venerische Geschwüre an der Nase, dem Hals, und Gaumen, wie auch der Verlust der Zeugungstheile, der Nase, der Augen, u. s. w. Der Verf. bemerkt „daß die Ansteckung blos durch den Beyschlaf mitgetheilt würde. Eine Behauptung die offenbar dem Zeugniß der Augenzeugen widerspricht. Auch **gemeinschaftliche Bäder** stecken an. Daher kam es, daß schon **Schellig** und **Joh. Vochs** für den Schwitz und warmen Bädern warnten, indem sie durch **Unreine** angesteckt seyn möchten. **Bettungsstücke** steckten auch an

„Adde lectos non impuros solum, sed et pestilenties saepe, ubi ille dormierat paucis ante diebus morbo Gallico ad esus, sagt Ulrich von Hutten. Auch gemeinschaftliche Trinkgeschirre: „comestio, ac inordinata cum vasis, praecipue affectorum ex regis adventa potatio.“ (Tanus.) Siebentes Capitel. Erste Entstehung der venerischen Krankheit. Auch hier wiederholt der Hr. Verf. die in der vorigen Edition vorgetragene Hypothese von dem geilen Begattungstrieb der Americanischen Weiber, und der großen Schwäche ihrer Männer, und daher entstehenden Gebrauch der kleinen giftigen Insecten, um durch ihren Reiz die Erection des männlichen Gliedes zu bewirken. (Allein Augenzeugen berichten daß die Impotenz der Indianischen Männer keinesweges in einer wahren Unvermögenheit bestehet, da sie im Gegentheil so geil sind als ihre Weiber; nur ihr Penis ist nach Verhältniß kleiner als bey andern, und die Weiber besitzen einen sehr laxen Körperbau, sind folglich zu baldiger Erweiterung geneigt, und daher wahrscheinlich ihre Neigung, lieber dem Europäischen Priap zu opfern, als sich mit Indianischen Frivolitäten abspeisen zu lassen. — Ein einsichtsvoller Beobachter und Arzt Hr. Rodschied sagt demnach über die Girtannersche Hypothese folgendes: „Es könnte wohl vielleicht wahr seyn, daß irgend einmal eine Indianische

Dame

Dame den Einfall bekam, ihrem Herrn Gemahl *durch solche* Insecten seine Pflicht ins Gedächtniß *zu bringen*; allein ob in der Folge die Männer auch wohl diese Operation so gedultig ausgehalten haben werden, zumal, wenn sie erst einen *Penem* haben dadurch **wegfaulen** sehen, ist eine Frage die ich kühn mit **Nein** beantworten mögte, weil die Herren **Bocken** sich nicht so durch den Pantoffel regieren lassen, wie die viel gutartigern Ehemänner, in dem mehr gesitteten Europa.“ Vid. **Rodschieds medicinische Bemerkungen** über das Clima u. s. w. der Colonie Rio Essequebo. S. 247). **Sprengel** nennt die ganze Erzählung schlechtweg ein vom **Amergo Vespucci** ersonnenes Märchen, und obgleich Hr. **G.** S. 58 sagt: „Wenn man so ohne allen Beweis dem berühmten Entdecker der Neuen Welt, die von ihm erzählten und bezeugten Thatsachen abläugnet, und dieselben Märchen nennt: so kann man freylich alles behaupten, was man nur will. Dies heißt aber mit sehenden Augen blind seyn wollen“ — so hätte er billig zuvor erwägen sollen, daß **Vespucci** keineswegs unter diejenigen Schriftsteller gehöret, die alle Glaubwürdigkeit verdienen. Schon **Herrera** beschuldigt den **Vespucci**, daß er die Data der beyden von ihm nach der **neuen Welt** gethanen Reisen verfälscht, damit er sich die Ehre anmaßen könne, das feste Land entdeckt

zu haben. Schon dieser Umstand macht die Glaubwürdigkeit dieses Schriftstellers im äußersten Grade verdächtig. Und **Munoz** sagt: „Seine Erzählungen, die mehreremalen, und zuletzt alle zusammen durch die Bemühung des **Angelo Maria Bandin** zu Florenz im Jahr 1745, gedruckt worden, haben mir nur gedient, den Beweis seiner Betrügereyen, die ich an gehörigem Orte darstellen werde, zu vervollständigen. Indeß kann ich nicht umhin, dieses seltene Beyspiel der Charlatanerie zu bemerken. **Vespucci** stand als Seemann fast hinter allen Entdeckern seiner Zeit; dem ohngeachtet ward er fast vor allen andern belohnt, und bis in unsern Tagen ist sein Andenken nicht viel weniger, als das des unvergleichlichen **Colon** geehret worden. Wie wohl tausend gelehrte Schriftsteller den florentinischen Betrüger entlarvt haben, hat es ihm doch nicht an Vertheidigern gefehlt." So weit **Munoz**. **Achtes Capitel. Neuestes Resultat anderer Geschichtsforscher.** Der Hr. Verf. untersucht hier die Gründe der Herren **Gruner** und **Sprengel** über **den Marranischen Ursprung der Lustseuche, und Widerlegung des westindischen Ursprungs desselben.** Allein obgleich Rec. mit Hrn. **G.** einerley Meynung hegt, so muß er doch bemerken, daß dessen Widerlegung sehr oberflächlich und seicht ausgefallen. **Henslers** Meisterwerk über

den

den Abendländischen Aussatz, aus welchem man aus dem Gang der Krankheit, die stärksten Beweise hernehmen kann, daß die Lustseuche kein ausgearteter Aussatz gewesen, hat der Verf. nicht einmal angeführt. Die Geschichtschreiber Nauclerc, Infessura, Delphin, Burchard, u. s. w. erwähnt er mit keiner Sylbe — und doch hat er eine Geschichte der Lustseuche schreiben wollen. **Zweyte Abtheilung. Venerische Ansteckung und ihre unmittelbaren Folgen. Natur des venerischen Giftes. Erstes Capitel. Ueber die venerische Ansteckung. Die Ansteckung durch Küsse gehört mehr unter die blos möglichen, als unter die wirklich vorkommenden. — Der Speichel venerischer Personen steckt für sich nicht an.** — Hätte es doch dem Hrn. Verf. beliebt zuerst die Gränzen zwischen einer blos **möglichen**, aber nicht wirklich vorkommenden Ansteckungsart zu ziehen — hätte es ihm doch beliebt, nicht schlechtweg zu behaupten, daß der venerische Speichel für sich nicht anstecke. Dies ist in der That leichter gesagt, als bewiesen. Es ist vielmehr sehr wahrscheinlich, daß das venerische Gift sich mit keinem unserer Säfte leichter verbindet, als mit dem Speichel. Die Beyspiele die **Weikard**, **Cruikschank**, **Isenflam**, u. s. w. anführen, beweisen über dies die Wirklichkeit der Ansteckung durch Küsse, so augenscheinlich, daß darüber wohl kein

Wort

Wort nicht weiter zu verlieren ist. Die Ansteckung durch gemeinschaftliche Trinkgeschirre wäre ebenfalls ungegründet, und der Hr. Verf. beruft sich auf die neuern Erfahrungen des Herrn Prediger Polchow zu Genin. Rec. ersucht hierbey den unpartheyischen Leser dasjenige damit zu vergleichen, was Gruner im neuen Taschenbuch für Aerzte und Nichtärzte S. 251 u. f. w. über diesen Gegenstand sagt. Auch läugnet Hr. G. die Ansteckung durch gemeinschaftliche Betten. Rec. ist überzeugt, daß ein Tripperkranker seinen Bettgenossen nicht mit dem Tripper anstecken wird; daß aber eine venerische Krätze in gemeinschaftlichen Betten nicht anstecken, und die Krätze nicht mittheilen sollte, ist um desto unglaublicher, da der Hr. Verf. im folgenden Capitel selbst sagt: „Die Ansteckung zeige sich an dem Orte zuerst, an dem die Ansteckung geschehen ist.“ Durch den Magen wurde das venerische Gift nie mitgetheilt — die Erfahrungen von Hunter und Turnbull, setzten die Unschädlichkeit des innerlich genommenen venerischen Giftes beynahe außer allem Zweifel. — Und doch sind diese Beobachtungen nicht so ganz richtig und beweisend. — Der Schiffs-Capitain lies noch oben drein sogleich trefflich ausleeren, und evacuirte also das allenfalls verschluckte Miasma. Zweytes Capitel. Folgen der venerischen Ansteckung im Allgemeinen.

nen. Drittes Capitel. Natur des venerischen Giftes. Der Hr. Verf. nimmt hier alle diejenige chymische Hypothesen zurück, die er in der ersten Ausgabe über die saure Natur des venerischen Giftes vorgetragen hatte; nunmehr legt er dem venerischen Gift folgende Prädicate bey: „Es sey ein Gift von eigener Art, welches sich von andern ähnlichen Giften durch viele wesentlichen Eigenschaften unterscheidet.“ Ob wir nunmehro durch diesen Begriff klüger geworden sind, weis ich nicht; ich gestehe, daß vorher eber so viel davon wußte, als jetzt. Zweytes Buch. Local-Zufälle der venerischen Krankheit. Erste Abtheilung. Von dem Tripper. Erstes Capitel. Beschreibung der Krankheit bey dem männlichen Geschlecht. Zweytes Capitel. Diagnosis und Prognosis des Trippers bey dem männlichen Geschlecht. Drittes Capitel. Aetiologie des Trippers. Das Tripper- und venerische Gift seyen einerley Natur. Auf die Gründe die neuerlich Bell angeführt, hat der Verf. keine Rücksicht genommen, den Tractat auch nicht einmal genannt. Unter den consensuellen Tripper rechnet Hr. G. auch denjenigen, welcher nach einem mechanischen Reize der Eichel entsteht. Ein Beyspiel eines solchen Trippers ist derjenige, den der besondere Gang der Cameele in Ostindien denen verursacht, welche dieselbe beständig reiten. —

Bey

Bey dem Tripper aus Enthaltsamkeit mögte jetzo der Hr. Verf. seinem Kranken keinesweges mehr den Rath geben, denselben durch Beyschlaf zu curiren, da ihn die Erfahrung überzeugt hat, daß auch andere Tripper, außer den venerischen zuweilen ansteckend sind. **Viertes Capiel. Bemerkungen über die Art, wie bey dem Tripper die Ansteckung geschieht.**

(Die Fortsetzung folgt.)

Erfindung.

Der erste Brand geschieht in einem ordentlichen Töpferofen von Erde, worinn die Gefäße 12 bis 14 Stunden über einander in gewissen Kapseln geschichtet, verglühet werden. Dadurch wird die Glasur fest; und es ist also dieser erste Brand bey den Gefäßen hinlänglich, die ganz weiß bleiben sollen. In dem zweyten Brande, welcher sorgfältiger eingerichtet werden muß, fängt man mit gelindem Feuer an, die Farben einzubrennen. Die ersten sechs Stunden unterhält man eine gleiche Hitze und hernach läßt man sie 18 Stunden immer abnehmen, und die Gefäße vier Tage lang darinn stehen. Wenn sie endlich herausgenommen werden: so erhalten sie ihre Politur durch Wolfs- oder Löwenzähne, oder durch geschliffenen Jaspis.

Von

Von der verschiedenen Güte des Porcellans ist noch zu merken: 1) das Japanische ist überhaupt besser als das Chinesische, weil in Japan die schönste Erde ist. Es ist auch fester oder besser gebrannt, und die Farben sind schöner, auch die Malerey feiner. 2) Je älter das Porcellan ist, desto höher wird es geschätzt, weil die Alten viel Fleiß darauf verwandten. 3) Die weiße Farbe macht auch die Gefäße schön und kostbar, und eben deswegen giebt man dem alten Porcellan den Vorzug, weil es immer weißer wird. Auf dem weißen Grunde ist die Malerey gewöhnlich blau, roth, auch braun und grün, mit etwas Gold, wiewohl das chinesische Gold sehr matt und eben nicht schön ist, aber die blaue Farbe ist vortreflich. In Absicht der Farbe ist übrigens das gelbe Porcellan das kostbarste und seltenste, weil gelb die Hoffarbe in China ist, und also niemand gelbes Porcellan haben darf. Daher ist es kein Wunder, daß das gelbe Porcellan auch in Europa so hoch geschätzt wird, wenn es gleich nicht so gut ist, als das weiße. 4) Die schöne Politur macht ebenfalls die Gefäße kostbarer, hingegen werden die schönsten durch Risse verunstaltet. 5) Die Größe der Gefäße macht sie am meisten kostbar, weil dazu besondere Oefen nöthig sind. Der erste König von Preußen brachte acht und vierzig schöne große Gefäße zusammen, welche rothe Blumen

auf einem weißen Grunde hatten, wofür ihm der König von Polen, August II, ein Regiment Dragoner gab. 6) Die saubere Malerey vermehrt auch den Werth der Gefäße. Zwar sind die Figuren, besonders der Menschen, auf dem Asiatischen Porcellane mehrentheils schlecht gezeichnet, aber die Farben sind ungemein schön. Eine besondere Art des Porcellans ist wegen der Malerey selten, nemlich das gegitterte, weil nur die Mandarinen oder königlichen Bedienten in China dergleichen gebrauchen. 7) Das allerkostbarste und schönste Porcellan ist dasjenige, welches erhabene Figuren hat. Hingegen das allgemeinste ist das Braune mit weißen Figuren, welches das gewöhnlichste Hausgeschirr in China ist, worinn man nicht nur kochet, sondern auch die Wände damit bekleidet, und die Häuser, anstatt des Marmors, damit verzieret. In Pecking und an andern Orten hat man ganze Porcellanthürme, welche damit überzogen sind, und bey jedem Stockwerke hängen Glocken heraus. Im Orient hat man die abergläubische Meynung, daß das Porcellan dem Gifte die Kraft nehme, daher es daselbst besonders geschätzt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer Rathgeber.

Dreyzehentes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 1ten April 1797.

Göttingen.

Beschluß des im vorigen Stück abgebrochenen Artikels.

Fünftes Capitel. Cur des Trippers im Allgemeinen. Hier behauptet der Hr. Verf. wie in der ersten Ausgabe, daß von innerlichen oder allgemeinen Mitteln, sich wenig oder nichts erwarten lasse. Der Tripper wäre eine blos örtliche Krankheit, eine leichte Entzündung der innern Bedeckung der Harnröhre. Innerliche Mittel vermögen dagegen wenig oder nichts. Rec. kann hierinnen unmöglich einerley Meynung hegen. Denn betrachten wir die Zufälle, welche sich bey einem Tripper, wenn er nur einigermaßen heftig ist, so finden wir außer der Empfindung der Topischen Entzündung in der Harnröhre ganz deutlich, daß der ganze Körper von diesem Localreize angegriffen werde. Warum sollten hier blos

topische, und nicht auch allgemeine, der körperlichen Constitution angemessene Mittel dienlich seyn? — Einspritzungen ex Lapide Caustico — oder Opium mit Bley-Extract, sind noch immer des Hrn. Verf. Universal-Mittel. — Er erwägt nicht, daß die topische Entzündung der Harnröhre, nothwendig nach dem Grade des Reizes und der Beweglichkeit des Kranken, verschieden seye, und also auch verschiedene Wirkungen äussern müsse. Die Subjecte, auf welche der Reiz wirkt, machen - wenn gleich nicht allemal - durch auffallende Erscheinungen dennoch in dem ganzen Gange der Krankheit einen beträchtlichen Unterschied, nach welchem die Art der Behandlung oft abgeändert werden muß, und blos nach einem Leisten durch **Einspritzungen** heilen wollen, dieses heist empirisch handeln — Er erwägt nicht daß es im Anfange der Krankheit schwer zu unterscheiden ist, von welcher Natur der Tripper eigentlich sey. Ist derselbe eine Metastase einer arthritischen oder flechtenartigen Schärfe; werden wir nicht durch blose **Einspritzungen** Schaden thun? Entsteht derselbe aus einem Hämorrhoidalreiz, so müssen allgemeine und keine topische Mittel Hülfe schaffen. — Wie viel Vorsicht hat hier nicht der Arzt zu beobachten? Er erwägt ferner nicht, daß nicht ein Fall existirt, wo ein wahrer Tripper **ohne Entzündung** vor-

vorhanden wäre, und daß man alle Grundsätze der allgemeinen Therapie vergessen haben muß, um nicht einzusehen, was für einen schmerzhaften Eindruck in einem solchen Fall ein kaustisches Mittel hervorbringen muß, und was für gefährliche Folgen aus solcher Anwendung erfolgen müssen. **Sechstes Capitel.** Heilung des Trippers näher bestimmt. In der ersten Ausgabe hatte der Hr. Verf. behauptet. „In Absicht auf die Diät ist wenig zu bemerken. Man lasse die Kranken alles essen, was sie sonst zu essen gewohnt sind, auch Wein trinken, aber mäßig.“ Nun verbessert er diese Stelle folgendermaßen. „In Rücksicht auf die Diät ist viel zu bemerken. Dieselbe muß **sehr streng** seyn. Die Kranken dürfen kein Fleisch essen, nichts fettes genießen, keinen Wein trinken. Vorzüglich aber verbiete man Speisen, welche besonders auf die Urinwege wirken, z. B. Spargel.“ **Siebentes Capitel. Widerlegung einiger irrigen Meynungen und Vorurtheile. Achtes Capitel. Von dem sogenannten gestopften Tripper.** Der Hr. Verf. raisonnirt über die Ursache dieser Krankheit, und vergißt darüber die Behandlungsart, der auf den höchsten Grad vermehrten Entzündung der Harnröhre. **Neuntes Capitel. Von der Hodengeschwulst.** Der Hr. Verf. nimmt hier viel zu allgemein an, daß die Hoden-Entzündung eine

blose sympathetische consensuelle Entzündung seye, und blos als die Folge des heftigen Reizes in der Harnröhre anzusehen wäre. — Eine richtige Erfahrung lehrt vielmehr, daß gestopfter Ausfluß mit Hodengeschwulst — und hergestellter Ausfluß mit Abnahme der Geschwulst in zu genauer Verbindung stehen, als daß man die Connexitatem caussalem verkennen sollte. Auch empfiehlt er die kalten Umschläge viel zu allgemein, denn es ist nicht immer vorher zu sehen, ob die kalten Umschläge gute Wirkung leisten werden. Man hat die Erfahrung gemacht, daß kalte Umschläge, so sehr sie auch den Umständen angemessen zu seyn schienen, einige Tage fortgesetzt, nichts fruchteten. Auf warme Umschläge fiel sogleich der Geschwulst und der Schmerz verschwand. Zehentes Capitel. **Von der venerischen Urinverhaltung.** Eilftes Capitel. **Von der venerischen Augen-Entzündung.** Zwölftes Capitel. **Folgen des Trippers.** Dreyzehntes Capitel. **Von dem Schleimtripper.** Wenn derselbe von einem Geschwür in der Harnröhre entsteht, empfiehlt der Verf. blos reizende Einspritzungen. Wir vermissen hier ungern, den innerlichen Gebrauch des Kalkwassers, der Fieberrinde, und der Bärentraube. Vierzehntes Capitel. Von dem venerischen Schwerharnen, und den Verengerungen der Harnröhre. Vom Gebrauch

brauch der auflösenden und erweichenden Mittel. — Von der Erregung eines neuen Trippers, und dem Gebrauch eines Aezmittels thut er nicht die geringste Erwähnung.— Die krampfhafte Structur, und die Paralysis der Harnröhre, werden auch mit Stillschweigen übergangen. **Fünfzehntes Capitel. Von den Geschwüren und Fisteln des Mittelfleisches. Sechszehntes Capitel. Von der Geschwulst und Verhärtung der Prostata. Siebenzehentes Capitel. Von dem Tripper bey Frauenzimmern. Zweyte Abtheilung. Von den venerischen Geschwüren oder Schankern. Einleitung. Erstes Capitel. Beschreibung und Verlauf der Krankheit. Zweytes Capitel. Diagnosis der venerischen Schanker.** Hier wird keine Rücksicht auf die Beschaffenheit derjenigen Schankers, an Theilen die theils eine sehr zarte Oberhaut haben, theils von einem lockern, schwammigten, gefäßreichen Baue sind - noch derjenigen, die sich an der Vorhaut des männlichen Gliedes, noch an den großen Schaamlefzen der Frauenzimmer, noch an der ganzen übrigen Oberfläche des Körpers befinden - genommen. **Drittes Capitel. Prognosis der venerischen Schanker. Viertes Capitel. Bemerkungen über die Entstehung der Schanker. Fünftes Capitel. Cur der Chanker.** Hier behauptet Hr. G. immer noch, man müsse die frischen venerischen Geschwüre blos örtlich behan-

deln. — Erwägt aber nicht, daß da wir keine Kennzeichen haben, aus denen wir mit Gewißheit erkennen können, daß keine Einsaugung erfolgt seye, vielmehr aber viele Ursachen vorhanden sind, dieses in den meisten Fällen zu befürchten, wir auf die äußerlichen Mittel unmöglich unser einziges Zutrauen setzen dürfen. **Sechstes Capitel. Von der Phimosis. Siebentes Capitel. Von der Paraphimosis. Dritte Abtheilung. Von den venerischen Warzen und Auswüchsen. Erstes Capitel. Beschreibung der verschiedenen Arten venerischer Auswüchse. Zweytes Capitel. Von der Heilung der venerischen Verhärtungen, Warzen, Auswüchse und Schwielen. Vierte Abtheilung. Von den venerischen Drüsengeschwülsten. Erstes Capitel. Beschreibung der venerischen Leistenbeulen. Zweytes Capitel. Diagnosis und Prognosis der venerischen Leistenbeulen. Drittes Capitel. Pathologische Bemerkungen über die venerischen Drüsengeschwülste.** Hier sind die Zeichen angegeben, wodurch sich venerische Drüsengeschwülste von den scrophulösen unterscheiden. Nach der guten Ordnung hätte diese Beschreibung in das vorhergehende Capitel gehört. **Viertes Capitel. Heilung der venerischen Leistenbeulen im Allgemeinen. Fünftes Capitel. Von der Zertheilung der venerischen Leistenbeulen.** Rec. würde immer das Einreiben der

der Quecksilbersalbe dem Einreiben der flüchtigen Salbe vorziehen, auch glaubt er, daß da, wo der Bubo sehr gespannt, roth und schmerzhaft ist, die von dem Hrn. Verf. so sehr geprieſsene eiskalte Umschläge gar nicht anwendbar sind. **Sechstes Capitel. Von den eiternden Leistenbeulen. Siebentes Capitel. Von den sogenannten scirrhösen Leistenbeulen. Achtes Capitel. Von den venerischen Leistenbeulen bey Frauenzimmern. Drittes Buch. Vorbauungsmittel. Viertes Buch. Von der allgemeinen Lustseuche. Erstes Capitel. Beschreibung der Krankheit. Zweytes Capitel. Diagnosis der Lustseuche. Drittes Capitel. Von den verlarvten venerischen Krankheiten.** Die Bemerkungen des Hrn. D. Stiegliz über diesen Gegenstand hat der Hr. Verf. gänzlich mit Stillschweigen übergangen. **Viertes Capitel. Prognosis der Lustseuche. Fünftes Capitel. Einige allgemeine Bemerkungen über die Lustseuche. Achtes Capitel. Von den Wirkungen des Quecksilbers auf den menschlichen Körper. Neuntes Capitel. Von dem Speichelflusse. Zehentes Capitel. Wie heilt das Quecksilber die Lustseuche?** Hrn. Heckers Hypothese hat der Hr. Verf. nicht erwähnt. **Eilftes Capitel. Practische Regeln beym Gebrauche des Quecksilbers.** Der Vor-Cur, welche doch oftmals den ganzen Ausschlag bestimmt, gedenkt der Hr. Verf.

mit

mit keiner Sylbe, und über den Gebrauch des Aderlassens und der Bäder wird viel zu einsichtig abgeurtheilt, und Opium viel zu allgemein empfohlen. Zwölftes Capitel. Von den verschiedenen Methoden das Quecksilber bey der Lustseuche anzuwenden. Dreyzehntes Capitel. Von den verschiedenen Quecksilbermitteln überhaupt. Vierzehntes Capitel. Von der Quecksilbersalbe und denen Einreibungen. Fünfzehntes Capitel. Von der Plenkischen Auflösung und den übrigen Quecksilbermitteln, welche durch Mischung und durch einfache Verbindung mit dem Sauerstoffe bereitet werden. Sechszehntes Capitel. Von dem Sublimate. Noch immer fällt der Hr. Verf. ein hartes Urtheil über den Gebrauch desselben, doch limitirt er dasselbe in Vergleich mit der ersten Ausgabe, wo er ihn ganz herunter setzte folgendermaßen: „Indessen will ich nicht den Gebrauch des Sublimats ganz verwerfen. Vorsichtig, zu rechter Zeit und in gehöriger Dosis angewandt, ist er ein trefliches Mittel: aber eben dieses Mittel, welches in den Händen eines Richter, eines **Lentin**, eines **Theden**, und anderer Aerzte und Wundärzte vom ersten Range, Wunder-Curen verrichtet, thut unsäglichen Schaden in den Händen der Unerfahrnen und der Quacksalber. Diesen möchte ich daher lieber den Gebrauch desselben ganz untersagen." Und welcher Arzt wird hierin nicht

nicht mit dem Hrn. Verf. einstimmig denken. Siebenzehntes Capitel. Von dem versüßten Quecksilber. Achtzehntes Capitel. Von den übrigen Quecksilbermitteln. Neunzehntes Capitel. Von einigen geheimen Mitteln. Zwanzigstes Capitel. Von der besten und zuverläßigsten Methode, das Quecksilber zu der Heilung der Lustseuche anzuwenden. Ein und zwanzigstes Capitel. Von den Mitteln aus dem Pflanzenreiche. Zwey und zwanzigstes Capitel. Von den Mitteln aus dem Thierreiche. Drey und zwanzigstes Capitel. Von einigen Zufällen der Lustseuche, welche eine besondere Behandlung erfordern. Fünftes Buch. Von der venerischen Krankheit bey Kindern. Erstes Capitel. Beschreibung der Krankheit. Zweytes Capitel. Prognosis der venerischen Krankheit bey Kindern. Drittes Capitel. Bemerkungen über die venerische Ansteckung bey Kindern. Viertes Capitel. Heilung der venerischen Krankheit bey Kindern. Formeln.

Erfindung.

Sonst giengen große Geldsummen für Porcellan aus Europa nach China; seitdem aber das Dresdner Porcellan aufkam, hat der chinesische und japanische Porcellanhandel sehr gelitten. In China

wird

wird das Porcellan nur in dem großen Flecken King gemacht, der aber über eine Million Einwohner hat. Aus China kam die Bereitung des Porcellans nach Japan und Persien. Die Japaneser machen ihr Porcellan in Figen, der größesten unter den neun Provinzen von Ximo; der Thon dazu wird bey Urusijno und Suwota gefunden.

Als die Portugiesen den Weg um die Spitze von Africa in das östliche Asien oder nach Ostindien gefunden hatten, so machten sie das chinesische Porcellan sogleich zum Gegenstand ihres Handels, wodurch das chinesische und japanesische Porcellan in Europa bekannt wurde. Einer der ältesten europäischen Schriftsteller, der des chinesischen Porcellans gedacht hat, ist Barbaro, der im Jahr 1474 als Venetianischer Gesandter nach Persien gieng.

In Europa ist das Dresdner oder Meißner Porcellan das älteste und vorzüglichste. Der Erfinder desselben war Johann Friedrich Böttcher, der nach einigen aus Schleiz im Vogtlande, nach andern aber aus Magdeburg gebürtig war, und in Berlin bey dem Apotheker Friedrich Zorn die Apothekerkunst gelernt, aber im Jahr 1701 von Berlin nach Sachsen entwich, weil er sich die Nachrede zugezogen hatte, Gold machen zu können. Er hatte sich auf die Alchymie gelegt, und

soll

soll von einem griechischen Archimandriten, Namens Lascaris, eine Goldtinctur, nach andern aber ein Pulver zur Veredlung der Metalle erhalten haben. Mit dieser vom Lascaris erhaltenen Goldtinctur soll Böttcher, vor einigen Tischgästen Zorns, Silbermünzen in Gold verwandelt haben, worauf er 1701 entfliehen mußte. Andere meynen, Böttcher sey nur von einem angeblichen Goldmacher so weit betrogen worden, daß er sich eingebildet habe, er könne Gold machen. Genug, er kam in den Ruf eines Goldmachers und mußte von Berlin entfliehen, worauf er sich nach Wittenberg zu dem Professor Kirchmeyer begab; aber der König von Pohlen, August II, ließ ihn nach Dresden bringen. Hier soll er von seiner Goldtinctur verschwenderisch gelebt und sie aufgezehrt haben. Als man nun merkte, daß er entfliehen wollte, so wurde er in Verwahrung gebracht. Nach andern aber fragte der König August den Böttcher, sobald er in Dresden angekommen war, ob er Gold machen könne? Böttcher verneinte dieses, und gab vor, seine Versuche zielten nur auf die Erfindung des Porcellans ab. Der König traute aber entweder seiner Aussage nicht, oder er wollte die Erfindung des Porcellans befördern, kurz er ließ den Böttcher auf den Königstein setzen, und verlangte von ihm, das Pulver zur Veredlung der Metalle, zu dessen

dessen Bereitung er ihm alles geben ließ, was er haben wollte. Als nun Böttcher in der Verlegenheit war, daß er Gold machen sollte, so bemühete er sich, eine gute Masse zu Schmelztiegeln zu finden, daher er verschiedene Erdarten unter einander mischte und sie aufs Feuer brachte, und dadurch das Porcellan erhielt, welche Erfindung einige in das Jahr 1702, andere in das Jahr 1703, und noch andere in das Jahr 1704 setzen. Indessen will man den Böttcher nicht für den eigentlichen, wenigstens nicht für den einzigen Erfinder des Porcellans halten, und nennt vielmehr den zu Kießlingswalda, in der Oberläusitz, am 10ten April 1651 gebornen Ehrenfried Walther von Tschirnhausen, der 1708 starb, als den eigentlichen Erfinder des Porcellans, der seine Erfindung auch dem Homberg in Paris mittheilte. Andersdenkende behaupten wenigstens, daß das Porcellan des Tschirnhausen von dem des Böttcher nicht wesentlich verschieden gewesen sey, meynen aber, daß Tschirnhausens Kunst mit ihm und Homberg wieder ausgestorben sey. Dieser Tschirnhausen entwarf schon den Plan zur Porcellanfabrik, und als Böttcher dadurch, daß der König von Pohlen das Pulver zur Veredlung der Metalle von ihm verlangte, in Lebensgefahr gerieth: so bearbeitete er in der Angst die von Tschirnhausen zum Porcellan bereits bestimmte

Massen,

Massen, und brachte dasselbe zur Vollkommenheit. Das erste Porcellan wurde zu Dresden auf der ehemaligen Bastey, die Jungfer genannt, im Jahr 1706 verfertiget; es war von brauner und rother oder jaspisartiger Farbe, und wurde aus einem braunen Thon bereitet, der sich bey Meissen findet. Noch gegen 1730 machte man solches braunes Porcellan, hernach aber nicht mehr, theils weil es sich nicht recht ausschleifen ließ, theils weil es von dem, was es enthielt, einen Geschmack annahm, und endlich, weil das weiße Porcellan, welches 1709 erfunden wurde, viel schöner aussah.

Im Jahr 1710 wurde die Porcellanfabrik auf der Albertsburg zu Meißen angelegt und in der Ostermesse desselben Jahres wurde das Porcellan zum erstenmal öffentlich verkauft. Das erste Mandat, worinn der Porcellanfabrik gedacht wird, ist vom 23. Jenner 1710. Im Jahr 1719, am 14. März, starb Böttcher, nachdem er vorher von dem Könige August II, als dem Reichs-Vicarius, in den Reichsfreyherrnstand erhoben worden war, und erst nach seinem Tode wurde die Erfindung des Porcellans in der Fabrik zu Meissen erst recht zur Vollkommenheit gebracht.

Das Sächsische Porcellan besteht wie das Asiatische aus zwey Hauptmaterien, nemlich aus einem alkalischen Talksteine, und aus einer magern

Thon-

Thonerde, welche aschfarbig, oder röthlich, oder weiß ist, und die weiße ist die beste. Durch die Vermischung beyder Materien entsteht eine glasartige Masse, aber die Zubereitung und das Verhältniß der Bestandtheile wird geheim gehalten. Anfangs wurde auch aus der Materie ein Geheimniß gemacht, und es stürzte den Grafen von Hoymb, daß er etliche Kisten mit Porcellanerde nach Frankreich schicken wollte, um sie in der angelegten Porcellanfabrik zu St. Cloud zu gebrauchen, weswegen er auf den Königstein gesetzt wurde, wo er sich vor Verdruß erhieng. Daß das Sächsische Porcellan das Chinesische an Härte, Weiße, Malerey und Verzierung weit übertrifft, gestehen die Chineser selbst. Besonders ist das Gold in Blumen und Laubwerk weit schöner als am Chinesischen Porcellan, daher auch das Meißnische Porcellan theurer ist als das Chinesische.

Aus Eifersucht über das sächsische Porcellan ließen die Holländer, Engländer und Franzosen die Materialien zum Porcellan aus China kommen, um wenigstens selbst Porcellan machen zu können. Sachsen wandte alle Mühe an, seine Kunst geheim zu halten, und verbot im Jahr 1745 die Ausfuhr des weißen Thons erst bey Geldstrafe und hernach beym Strange. Dem ohngeachtet entstanden bald andere Porcellan-Fabriken in Deutschland. (**Der Beschluß folgt.**)

Medizinischer

Rathgeber.

Vierzehentes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 8ten April 1797.

Leipzig und Gera.

Neues Taschenbuch für Aerzte und Nichtärzte. Herausgegeben von D. Christian Gottfried Gruner. Erster Jahrgang, 337 S. 8. 1797. bey Wilhelm Heinsius.

Dieses Taschenbuch vertritt nunmehr die Stelle, des seit fünfzehn Jahren von dem berühmten Hrn. Verf. mit allgemeinem Beyfall herausgegebenen Almanachs für Aerzte und Nichtärzte, und enthält nach vorausgeschicktem Kalender, folgende interessante Aufsätze. *Pockenaustrottung, ein Problem.* Für die Ausführbarkeit der Pockenausrottung spricht die Analogie und die Geschichte. Jeder Ansteckungsstoff kann unter gewissen Umständen abgehalten werden, wenn man nur die gehörigen Mittel anwendet. Diese Mittel sind hier vorzüglich aufgehobener Umgang und Handelsverkehr mit den angesteckten Orten. — Das

zweyte Mittel ist ein Cordon an der Grenze, von welcher die Pocken eingetragen werden können. — Das dritte ist Einschließung der impestirten Ortschaften und einzelner Häuser — und das letzte Mittel eine Art der Quarantaine. **Medicinische Preisfragen. Sanitätshäuser.** Die meisten haben, vermöge der Stiftung ihren bestimmten Fond; diese sollten billig auch reelle und der Gesundheit angemessene Verbesserungen anbringen, sollten das Arztpersonale besser wählen und besser versorgen, und sollten alles thun, was zur Erreichung des edelsten Zweckes des Menschenwohls, beytragen könnte. Findelhäuser sind conventionelle Siechhäuser und Mördergruben unglücklicher Kinder, deren Mütter sich schämen, die Frucht der Liebe bey der Geburt anzuerkennen, zu kosen und zu ernähren. Ihre Umänderung und Verbesserung ist schlechterdings nöthig. Ammen-Comtoirs sind nur in großen Städten denkbar, aber die Wahl der Amme ist ein wichtiger Gegenstand der Mutter, so wie des Staats. — Staatsbordelle haben für den gefühlvollen Mann etwas empörendes, und dennoch sind sie verschiedentlich empfohlen. Es lassen sich scheinbare Gründe zur Vertheidigung finden, aber immer sprechen Moralität, Religion und Gefühl für Anständigkeit dagegen. — Die Verpflegungsanstalten sind nicht immer so beschaffen, wie sie seyn sollten, aber

noch

noch weniger die Soldaten-Lazarethe, in Betreff der diätetischen, medicinischen und chirurgischen Pflege. — Leichenhäuser sind Monumente der philantropischen Eitelkeit und redende Beweise von der Vergänglichkeit aller Dinge — **warum wird die Zeichenlehre von den Aerzten so sehr vernachläßigt?** Die Lösung dieses Problems ist nicht schwer, wenn man nur das Studium der Wissenschaft nicht aus dem Gesichte verliert. Die ganze Zeichenlehre begreift und enthält Resultate der Beobachtungen, zum Behufe der Erkennung der Körperzustandes, der Krankheiten und deren Folgen. Sinnliche Erscheinungen und Veränderungen die an sich nicht trügen können, führen den Seher zurück auf die Ursache, diese wieder auf die Wirkung. Die reciprocirliche Vergleichung giebt endlich eine Art der Gewißheit, mit welcher die Kenntniß des Practikers anhebt und vollendet. Solche Beobachtungen giebt es wenig, die meisten verrathen die Schwäche des angeblichen Beobachters. In den meisten practischen Büchern ist das Aushängeschild **nützlich**, aber ihre Verfasser sollten erst bestimmen, was in der Medicin practisch-nützlich ist, sollten uns erst darüber Auskunft geben, ob sich eine Krankheit sicher angeben lasse, wenn man die distinctiven Zeichen übersieht, woran jede erkannt, und von den verwandten oder ähnlichen Uebeln getrennt wird, sollten sichere

Daten nennen, aus welchen sich die jedesmalige Ursache, die Verbindung, Größe, Gefahr und Ausgang schließen läßt. — Dann erst dürfte sich eine sichere Heilart auffinden lassen. — Zeichenlehre ist nicht mechanisches Machwerk und füllt die Bogenzahl nicht. Ein einziges Zeichen, das so isolirt da stehet, war das Werk vieljähriger Erfahrung, ehe es dicisiv hingestellt werden konnte, und foderte reifliche Beurtheilung, ob es haltbar sey oder nicht. Die Vernachläßigung dieser Prüfung hat manchen falschen Satz in die Zeichenlehre gebracht, weil er nach dem herrschenden Systeme für untrüglich galt. Die Zeit hat dem Systeme das Siegel der Wahrheit entrissen oder doch in engere Grenzen verwiesen, aber noch stehet das Zeichen an der ehemaligen Stelle, weil niemand das undankbare Geschäfte eines Revisors übernehmen wollte. Und das ist nicht so leicht, als man denkt! **Staatsaufsicht über höhere Lehranstalten.** Wir wollen eine der vorzüglichsten Stellen auszeichnen: „Nie war ein Volk glücklich, das sich durch Gewalt frey machte: Revolution war und ist noch jetzt die Wiege unübersehbaren Unglücks. Es ist in uns ein gewisses Vorgefühl von dem Daseyn einer belohnenden und bestrafenden Gottheit und vom Leben nach dem Tode. Es wird für die rohen und gebildeten Menschen der stärkste Antrieb zu guten Handlungen,

lungen, wenn alle andere Motiven unhaltbar und unbrauchbar bleiben. Raubt den Menschen diese Vorstellung, und der Weg zum Verderben ist gebahnt. Bringt ihnen durch philosophische Erklärungen den frivolen Gedanken bey, das Daseyn der Gottheit und des Lebens nach dem Tode läßt sich nicht beweisen, und er wird als Gottesläugner auch keinen König scheuen." **Die Acten sind noch nicht geschlossen.** Ein Aufsatz der keines Auszugs fähig und bey dem Hrn. Verf. ganz nachgelesen werden muß. **Schönheitsmittel. Medicinalverein.** Der Hr. Verf. sagt unter andern: „Man glaubte sonst, die Arzneykunde sey in der Anwendung eine höchst schwere Kunst, weil sich keine Krankheit bey allen Menschen nach Neigung und Wirkung einerley verhält, aber **Brown** und seine Anhänger haben das schwere Problem auf einmal gelöst. Es giebt nur zwey Krankheits-Classen, zwey Heilanzeigen, und etwann ein halbes Dutzend wirksamer Arzneymittel, und das ganze System der Heilkunde ist auf immer gegründet. Wäre nur alles so leicht am Krankenbette zu finden, als auf dem Papiere. Ich fürchte von der allzugierigen Aufnahme und Anwendung am Ende die armseligste Empirie. Opium und Rum gegen die Wassersucht, Opium gegen Würmer, Kälte als Schwächungsmittel gegen sthenische Krankheiten,

scheinen mir so einseitig angenommen zu seyn, als unbedingtes Aderlassen in den angeblichen Entzündungen und unbedingtes Stärken in allen Arten der Blutflüsse. Was fehlt mir noch? Ein Aufsatz voll Laune und Wahrheit. Wiener Krankenanstalten. Todesfälle. Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Von dem medicinischen Zustand von West-Indien.

Ich rechne hierhin die großen und kleinen Antillen, wie auch die Bahamasinseln.

Die medicinische Constitution dieser westindischen oder Zuckerinseln ist nach ihrer Größe, Lage und inneren Beschaffenheit sehr verschieden, ob sie gleich vieles in Ansehung der Witterung mit einander gemein haben. Unter den großen Antillen, als Cuba, Hispaniola und Jamaika ist keine recht gesund zu nennen, weil sie annoch zu viele dicke Wälder, stehende Seen und Moräste haben, und daher vom Winde nicht gereiniget werden können. Unter den kleinen Antillen sind einige, als z. B. Barbados, so gelegen, daß sie vom heilsamen Seewinde leicht bestrichen werden können, die daher auch vorzüglich vor andern, die der Wind nicht so leicht treffen kann, weil sie mehr westwärts liegen, Inseln unter dem Winde

ge-

genannt werden; und diese sind auch vorzugsweise gesund. — Die innere Beschaffenheit derselben endlich, indem einige annoch viele dicke Wälder haben, wovon bereits andere zum Theil befreyet sind; einige häufigen Stürmen, Orkanen und Erdbeben vor anderen ausgesetzt sind, und endlich einige reich an gutem Wasser sind, welches andern gänzlich fehlt, verursachet ebenfalls großen Unterschied. — Auch muß die mehrere oder geringere Erhöhung über die Meeresfläche auf die Beschaffenheit des Clima's einen großen Einfluß haben. Cuba z. B. ist nur wenig über die umgrenzende See erhöhet, und leidet leicht Ueberschwemmung; indem andere Inseln hergegen, als z. B. Jamaika, St. Thomas, St. Croix mit vielen Bergen angefüllet sind.

Bey allen diesen Verschiedenheiten kommen aber alle diese Inseln in vielen Stücken mit einander überein. Der Boden ist bey den meisten von guter Beschaffenheit, selten sandigt: mit vielem Holz, wo man es nicht ausgedünnet hat, sind sie alle bewachsen: die Ufer sind mit dickem Grase und Gesträuche besetzt; Sümpfe und Moräste sind überall, und daher sind sie so wohl zum Zucker- als Reißbau mehr oder weniger geschickt. Am Regen ist auf keiner derselben Mangel, und man kann fast sagen, daß es auf den Antillen sieben Monate lang, wo nicht täglich,

 doch

doch wöchentlich regne, da es hergegen in den übrigen Monaten sehr trocken zu seyn pflegt; daher ist man gewohnt, das Jahr, hier zu Lande in die trockene und nasse Zeit einzutheilen, und weil die Regengüsse nicht in allen Monaten gleich stark sind, so wird die regnigte Zeit wieder in den kleinen und den großen Regen vertheilt. — Ersterer dauert von der Mitte des Mays bis zu Ende Junys; letzterer hebt aber vom July an, und dauert bis zu Ende des Novembers. Diese Regen dauern nicht in einem fort; sondern oft nur wenige Stunden, sind aber heftig. — Vom December bis in die Mitte des Mays währt die trockne Zeit: sie ist aber auch zuweilen mit Regengüssen verbunden, doch selten. Das Barometer zeigt in dieser Weltgegend, nach dem Zeugniß des Hillary, wenig Veränderung. Zu Barbados stand es gemeiniglich unveränderlich zwischen 29, 8 und 29½ Grad. Nur einmal sahe er es bis auf 29, 6 Grade fallen, und er hielt dies eben so sehr für eine außerordentliche Erscheinung, als das Steigen desselben im Jahr 1756 im Februar, und 1757 im May, da er es auf 30 Grade steigen sahe. — Die Hitze betreffend, so ist sie, das ganze Jahr durch, sehr groß und für einen neu angekommenen Europäer fast unerträglich: er schwitzt hier schon im Hause bey offnen Thüren und Fenstern; er muß oft

fünf=

fünf- bis sechsmal des Tages reine Wäsche anlegen, und er kann es in der Sonne, wo kein Windzug ist, kaum eine halbe Stunde aushalten. Eisen, das eine Zeit lang in der Sonne gelegen, wird so heiß, daß fast beym Berühren davon Blasen entstehen. — Die größte Hitze wird im September und October verspürt, weil der Himmel alsdann ohne Wolken ist; da in den vorhergehenden Monaten, wenn die Sonne im Zenith stehet, die Wärme durch Wolken und Ostwinde gemäßigt wird. Die Hitze des Tages fängt des Morgens um acht Uhr an, und steigt und fällt mit der Sonne. Der Empfindung nach sind die Nächte kalt, indeß zeigt doch das Wärmemaaß weder in den Tages- noch Jahreszeiten große Verschiedenheiten. Hillary fand es zu Barbados in den frühesten Morgenstunden nie unter 70 Grade Fahrenh. Thermom., vielmehr stand es in allen Monaten, und selbst im Jänner, welcher der kälteste von allen ist, einige Grade höher, und gemeiniglich zeigte es auf 80 Grade. Ueber 87 Grade kömmt es nie, selbst in den heißesten Monaten nicht, vielmehr steht es alsdenn um ein Paar Grade niedriger, weil die Regengüsse abkühlen. Die Hitze wird hier daher nie so groß als in Nord-Amerika, maßen oft zu Neuyork das Thermom. bis auf 90 Grade steigt. Die Ursachen hiervon sind leicht zu finden. Denn

erst-

erstlich wird es auf den Inseln nie so heiß, als auf dem festen Lande, und dann kühlen die Seewinde stark ab: endlich so erfolgen die Stürme, die hier so gewöhnlich sind, in den heißesten Monaten, im August, September und October. Da mit diesen zugleich vieler Regen vom Himmel herabstürzt, so muß auch dadurch die Luft abgekühlt werden. Man hat auch bemerkt, daß diejenigen Inseln, wo man die Wälder auszuhauen angefangen hat, als z. B. zu Barbados, nicht so heiß als andere sind. — Hitze mit Feuchtigkeit verbunden ist der menschlichen Natur in allen Welttheilen zuwider. — Zu bewundern ist es daher nicht, das jene nasse Zeit auch zugleich die ungesunde Zeit; die trockne aber die gesunde Jahreszeit in Westindien ausmache. Während der letztern hört man nicht viel von Krankheiten, da die nasse Jahreszeit hergegen reich an allen körperlichen Uebeln ist. — Dies ist auch die Ursache, warum Mosely den Europäern, die nach Westindien reisen wollen, den Rath giebt, ihre Reise so einzurichten, daß sie zur trocknen Jahreszeit hier ankämen. Sie laufen nemlich alsdann nicht so leicht Gefahr, in die Landeskrankheiten zu verfallen, denen sie nicht leicht entgehen, wenn ihre Ankunft zur nassen Jahreszeit erfolgt. Die Landeseinwohner sind Caraiben, deren Anzahl sich aber sehr verringert hat;

Euro-

Europäer, Negern und solche, die aus Vermischung der vorigen entstanden sind. — Die *Caraiben* führen eine mit den übrigen wilden Amerikanern übereinstimmende Lebensart, und haben alles das Gute und Schlimme, was von jenen gesagt ist, an sich. Sie leben, ohne Ackerbau, von Fischfang und Jagd; übrigens bestehet ihre gewöhnlichste Kost aus Cassabi; sie sind gewöhnlich gesund und stark. Jedoch fehlt es unter ihnen gar nicht an Krankheiten, deren Anzahl aber immer mehr und mehr zunimmt, je nachdem sie, seit der Besitznehmung ihres Landes von den Europäern in bedrängtere Umstände gerathen, oder, *durch böse* Beyspiele geleitet, schwelgerischer geworden sind. Dadurch sind ihnen viele vorher unbekannte Krankheiten zu Theil geworden. — Im Gegentheil wird es aber auch sehr wahrscheinlich, daß die Caraiben zu Terra firma diejenigen gewesen, die den Europäern die Venusseuche mitgetheilt haben; wenigstens kann man nicht mit Zuverläßigkeit beweisen, daß diese Krankheit, vor der ersten Rückkunft des Columbus aus dem neu entdeckten Welttheile, in Spanien bereits vorhanden gewesen sey. — Die Bemühungen eines Henslers, dieses zu beweisen und jenes zu widerlegen, sind zwar ehren- und verdienstvoll; jedoch scheinen mir die ihm entgegen gesetzten Gründe annoch zu wichtig zu

seyn,

seyn, um ihm meinen völligen Beyfall zu geben. Uebrigens gehört dieser Streit nicht hierhin. Indeß gestehe ich gern, daß die Girtanersche Meynung mir bis jetzt auch nicht genug thue. Dieser gelehrte Mann führt aus dem Americus Vespucci an, daß die Weiber der wilden Amerikaner gewohnt gewesen wären, ihren Männern, um sie zum Beyschlaf zu reizen, giftige Insekten an die Zeugungstheile zu setzen, welche von dem Stich derselben stark angeschwollen, ja so gar zuweilen brandig geworden und abgefallen wären. Hierin glaubt Herr Girtaner den ersten Ursprung der Lustseuche in Amerika zu finden.

Aber warum hört man von dieser Gewohnheit jetzt nichts mehr? Sind auch wohl die amerikanischen Weiber wirklich so wollüstig? Durften sie auch wohl jemals so etwas wagen? Doch ich gehe weiter.

Vermöge ihrer Lebensart sind die Caraiben allen Abwechselungen der Witterung blos gestellt; sie müssen oft ganze Nächte in Wäldern und an der See zubringen. Daher sind die Verkältungen und das Gliederreißen bey ihnen sehr häufig. — Oft haben sie Ueberfluß an Speisen, und dann sind sie sehr gefräßig; zu einer andern Zeit aber müssen sie oft lange Hunger leiden, oder sie füllen ihren Magen mit unverdaulichen Sachen an; daraus entstehen nun Unverdaulichkeiten und die-

jenige

jenige Colik, welche nach ihnen die caraibische genannt wird. Sie kömmt in vielen Stücken mit der Colik von Poitou überein, und endigt sich, wie diese, in eine Lähmung der Gliedmaßen. Die Zufälle sind aber, im Verlauf der Krankheit, fast die nemlichen, welche Sydenhamm bey der galligten oder hysterischen Colik beschrieben hat. Starke Erhitzungen durch Sonne, Bewegung oder spirituöse Getränke, und darauf erfolgte Erkältung; besonders aber auch Mißbrauch der Liebe, führen gröstentheils zu dieser Krankheit. Junge blutreiche Menschen, zwischen 20 und 30 Jahren, werden daher am meisten damit befallen. Auch verschont sie nicht Europäer, wenn sie sich ähnlichen Ursachen blos stellen, zumal wenn sie mit den hitzigen Negerweibern sich zu oft vermischen.

Von den Caraiben könnte man noch manche Gebräuche anführen, als daß sie kein Salz gebrauchen; daß sie den Kopf ihrer Kinder spitz zudrücken; daß sie ihre Todten nicht eher begraben, bis sie vorher selbige besichtiget, und sich von der Wirklichkeit des Todes überzeuget haben; daß sie den Sitz der ersten Seele im Herzen, die minder wichtigen Seelen aber (denn sie nehmen deren mehr als eine an) in den übrigen Pulsadern setzen; ich will mich aber bey deren Erzählung keinesweges verweilen, sondern nur noch anführen,

daß,

daß, so wie ihre Begriffe fast von allen natürlichen Krankheiten sind: Sie glauben, daß alle Krankheiten vom Einfluß eines bösen Geistes herrühren; daher sind Zauberer fast immer allein ihre Aerzte: überall sieht man Gaukeleyen, und wird noch etwas gebraucht, so sind es schweißtreibende Mittel.

Der berühmte Blumenbach macht uns von einem caraibischen Schädel folgende Beschreibung: Die Stirn ist zurück gedrückt: die Augenhöhlen sehr weit, gleichsam aufwärts gewandt, indem die Lamina orbitalis des Stirnknochens sehr abhängig ist. Daher ist der Abstand des Thränenknochens vom Sulco supra orbitali sehr groß: Die Scheitelknochen ragen weit seitwärts hervor: Die Nasenknochen sind sehr lang. Die Krone der Schneidezähne hat die Gestalt eines Cylinders, der von der hintern Seite schief abgekürzt ist, und eine längliche Furche hat. Die Verschiedenheiten der Stirn und des Scheitels sind wahrscheinlich Folgen der Pressung, welche die Menschen an den Köpfen ihrer Kinder machen.

Die zweyte Nation, die die Inseln bewohnt, sind Europäer: dies sind entweder neue Ankömmlinge, oder sie haben bereits mehrere Jahre in diesem Lande gelebt. Die neuen Ankömmlinge sind entweder gar nicht willens in diesem Lande zu verweilen, und landen nur Geschäfte halber;

und

und entfernen sich alsdann wieder, oder sie suchen hier ihr Glück zu machen. Allen Erfahrungen zufolge ist das westindische Clima den neuen Ankömmlingen am nachtheiligsten, besonders wenn sie zur feuchten Jahreszeit anlanden: wahrscheinlich deshalb, weil ihr Körper nicht für ein so heißes Clima gemacht ist, und ihre Haut härter und dichter ist, als der Landeseinwohner ihre, daher sie denn von den schädlichen, aus der Luft eingesogenen Theilen nicht so viel ausdünsten als diese. Die schädliche Wirkung dieses Clima's erfolgt oft sehr geschwind, oft in einer Nacht, besonders wenn man sich, während derselben, in freyer und etwas kalter Luft aufgehalten hat. Man erlaube mir, daß ich hier eine kleine Ausschweifung mache, und von demjenigen rede, was sich, zuzutragen pflegt, wenn das Schiffsvolk irgendwo ans feste Land anlandet, oder sich nur an den Küsten verweilet. Es ist eine gewöhnliche Erscheinung, daß auf einem bisher gesund gewesenen Schiffe gleich Krankheiten ausbrechen, wenn einige Soldaten oder Matrosen am Lande gewesen sind, um Holz oder Wasser zu holen, wenn sie auch nur eine Nacht auf dem Lande zugebracht haben. Man lese nur die Schriften eines Lind, Moultrie und Blane, und die Londner Bemerkungen, so wird man hievon Beyspiele genug finden. Blane klagt in seinem schätzbaren

Werke

Werke sehr über die gewöhnliche Art Wasser zu holen, wobey die Fässer die Nachts bewacht werden müssen: er zeigt aus der Erfahrung, daß die Nachbarschaft der Landluft dem Schiffsvolke oft nachtheilig sey, und daß man es an dem mehr oder weniger Kranksehn desselben merken könne, ob sie um die Länge einiger Schiffstaue näher oder weiter vom Lande entfernt seyn, zumal wenn die Winde eine Sumpfluft herbey führen können. Ja, es behalten viele vom Lande aufs Schiff gebrachte Sachen, als z. B. frisches Holz, das aus einer sumpfigen Gegend gekommen ist, ihre ansteckende böse Eigenschaften noch eine Zeit lang nachher bey, und sie können fast die nemliche Wirkung hervorbringen, als wenn die Leute die Landluft selbst eingeathmet hätten. Blane sahe einmal ein Beyspiel, daß einige Leute auf seinem Schiffe mit einem galligten, intermittirenden Fieber heimgesucht wurden, welches keine Schiffskrankheit ist: er konnte davon keinen andern Grund finden, als weil frisches Holz auf das Schiff war gebracht worden. Da Matrosen so leicht in das gelbe Fieber verfallen; so wird es auch von daher von den Franzosen Fievre de Matellote genannt. (Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer Rathgeber.

Fünfzehentes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 15ten April 1797.

Von dem medicinischen Zustand von West-Indien.

Fortsezzung.

Lind führet andere, die Schädlichkeit des Anlandens ebenfalls beweisende Exempel an. Ein Capitain gieng mit 12 seiner Leute auf der Insel Dominico ans Land, um Holz zu schlagen: in wenig Tagen wurden sie aber durch Krankheiten, woran auch einige starben, daran weiter verhindert. An einem andern Ort sagt er: es giebt unzählige Beyspiele, daß Europäer, wenn sie zur regnigten Zeit Holz gefället haben, des Morgens krank geworden, und vor Nachts schon todt gewesen sind. — Es hat jährlich vielen tausend Seeleuten das Leben gekostet, wenn sie zur Nachtzeit frisch geschlachtetes Fleisch vom Lande geholt haben. Oft erzeugt die Land- und Sumpfluft schon alle die eben angeführten Zufälle,

wenn sich Leute in einem offenen Kahn, zur Nachtzeit, nur den feuchten und sumpfigen Oertern nähern. Bey Tage nemlich geben die sumpfigen Ufer einen Gestank wie faules Aas von sich, und es entsteht oft gleich ein Erbrechen vom blößen Geruch derselben; des Nächts aber verbreiten sie den unangenehmen Gestank eines neulich aufgeräumten Grabens, und die Luft ist dabey rauh und kalt: der Gesundeste verfällt davon in einen Fieberfrost. So ergiengs Mosely selbst auf Jamaika: und zu Terrazine, bey den pontinischen Sümpfen, ist dies eine gewöhnliche Erscheinung.

Man siehet demnach hieraus, daß die Ufer eigentlich die schädlichsten Oerter sind. — Diejenigen, die Land einwärts gehen, und sich des Nacht in den Häusern aufhalten, werden also nicht so leicht krank. Es verstreicht oft eine geraume Zeit, ohne daß sie vom Clima angegriffen werden. Einmal pflegt aber hier die Natur ihre Rechte geltend zu machen, und es kömmt äußerst selten jemand ganz frey davon. Die Heftigkeit der Krankheit richtet sich aber alsdann sehr nach der jedesmaligen Jahreszeit, da der Europäer ankömmt; nach seinem Alter; nach seiner vorher und anjetzt geführten Lebensart.

Trifft seine Ankunft zur schlimmen Jahreszeit, so wird er eher befallen; und die Krankheit

ist

ist auch schlimmer, als wenn er in den trockenen Monaten gelandet wäre. — So viel möglich richte man es daher so ein, daß man die Regenmonate vermeide. Der junge Fremdling übersteht gemeiniglich die Krankheit, welche als ein Reinigungsmittel der Natur angesehen werden muß; wegen mehrerer Biegsamkeit seiner festen, und wegen milderer Beschaffenheit seiner flüssigen Theile, viel leichter als der Alte, wenn sich auch beyde keine Diätfehler zu Schulden kommen lassen. Jedoch ist immer Gefahr dabey, besonders wenn es fette Leute sind. — Ist aber einmal die Krankheit überstanden — (daß aber selbige von vielen überstanden werde, siehet man an der großen Anzahl Blanken, die auf allen Inseln wohnen); so hat sich die Natur zu dem ungewohnten Gange gleichsam bequemt: man ist nunmehr fast naturalisirt, und man kann, bey einer vernünftigen Diät, alt werden.

Das unvorsichtige Betragen der Europäer, und ihre Unmäßigkeit sind aber gemeiniglich an den schlimmen Ausgängen ihrer Krankheiten am meisten schuld. Blane sahe verschiedene Offiziere krank werden, weil sie sich in der Sonne eine gar zu starke Bewegung zu Pferde gemacht hatten; und andere, weil sie auf der Erde geschlafen hatten. — Mosely untersagt den neu angekommenen Europäern alle heftige Bewegun-

gen, besonders das Jagen: ihre Kleider sollen nicht zu heiß seyn, aber auch nicht zu dünn. Kleider von Seide oder Cattun seyen, sagt er, nicht hinreichend, um gegen die abwechselnde Witterung zu schützen: das beste sey ein dünnes tuchenes Kleid. Ein Mensch, der seinen Körper in Westindien gegen die brennende Sonnenhitze nicht schützt, kann zwar in kurzer Zeit viel Geld verdienen; ein Kuhhirte z. B. verdient wohl in einem Jahre 25 Pistolen, aber unter 10 hält es kaum einer aus. Noch schlimmere Folgen ziehen die hitzigen Getränke nach sich. — Moultrie sagt: die Matrosen werden deshalb am meisten krank, weil sie eine schwelgerische Lebensart führen. — Schrecklich ist folgendes Beyspiel: — Sieben Engländer wurden eins, binnen kurzer Zeit 7½ Ohm Rum auszuleeren. Kaum waren drey Wochen verstrichen, als schon 7 Ohm ausgetrunken und sechs von ihnen begraben waren. Der siebente starb noch, ehe das letzte halbe Ohm zu Ende war. — Wer einmal an das heiße Clima gewöhnt ist, und keinerley Excesse begehet, wird fast alle Jahre durch einen juckenden Ausschlag auf der Haut, den man the prickly Heat nennt, von den bösen Säften gereiniget. Durch ein kaltes Bad geht der Ausschlag leicht zurück, und dann erregt er schlimme Zufälle. — Hillary hielt diesen Ausschlag für die Essera und

Suda-

Sudamina der Alten: doch dieser Meynung ist Mosely nicht zugethan.

Die dritte Nation, welche in Westindien lebt, sind die Negern aus Afrika, aus einem noch heißern Clima. — So wie die Sachen jetzt noch stehen, ist, sowohl bey der Ueberfahrt dieser armen Menschen von einem Welttheile nach dem andern, als auch bey deren Behandlung in Westindien, fast alles darnach eingericheet, sie sämmtlich, wenn sie nicht von so fester Natur wären, um ihre Gesundheit, ja selbst um ihr Leben zu bringen. — Man vertheilt oft 5 bis 600 Sclaven, auf ihrer Reise von Guinea nach Westindien in drey verschiedene Verschläge oder Behältnisse eines Schiffes, wovon jedes Behältniß nur 5 Fuß hoch ist: — diese Höhe wird noch durch eine Queerschicht in zwey Räume getheilet: — nun legt oder packt man das arme Negernvolk so dicht in diesen nur drittehalb Fuß hohen Verschlägen an einander, wie die Brode in einem Backofen, daß es unmöglich wird, mehr hinein zu schieben: — Die Luft wird hier erstickend heiß, und ein Europäer kann es bey ihnen nicht eine Stunde lang aushalten: — man bringt sie nur um den andern Tag aufs Verdeck, um frische Luft zu schöpfen. — Zu bewundern ist es daher nicht, wenn unter diesen Menschen bösartige Fieber, ja das Kerkerfieber selbst oft ausbrechen; — oft stirbt

auch die Hälfte von der Ladung, und es gehet kein Tag hin, wo man nicht, unter solchen Umständen, Todte hätte. — Denn wenn auch jene Fieber nicht ausbrechen, so stirbt doch eine große Anzahl der Negern aus Furcht, weil sie sich einbilden, daß man sie in dem Lande, dem man sie zuführt, fressen werde. Dies hat daher menschlicher gesinnte europäische Nationen bewogen, einige alte Negern, als Matrosen, mitzunehmen, die sich den neuen verständlich machen können. — Die Negern aus Afrika sind gegen jede Kälte äußerst empfindlich; man hat Beyspiele, daß ihnen auf ihrer Reise nach Westindien die Hände erfroren sind: auch in Nordamerika ist ihnen die Kälte nachtheilig; sie verlieren daselbst ihre glänzend schwarze Farbe der Haut, und sie nimmt eine dunkele ungesunde schwarzbraune Farbe an; sie werden daselbst bald alt, und die Vermehrung ihres Geschlechts ist nur sehr geringe. — Die Nahrungsmittel eines Negers auf einem Schiffe, die aus Mais und andern Sachen bestehen, mögen dem Tadel wohl nicht so sehr unterworfen seyn, als die ihnen zugemessene Portion Wasser, die nur aus 24 Unzen besteht, die jeder Sclave täglich bekömmt, dies ist gewiß zu geringe. — So bald die Negern gelandet sind, werden sie, in Ansehung ihrer Gesundheit, genau untersucht; man verlangt einen Mann ohne alle Fehler;

Sclaven=

Sclavenhändler verstehen sich daher auf die Semiotik sehr gut, und ich habe irgendwo gelesen, daß der große Boerhaave die Kennzeichen eines ganz gesunden Menschen von Sclavenhändlern erlernt hätte. Viele Fehler sucht man beym Verkauf zu verbergen: diejenigen aber, welche in die Augen fallen, setzen den Werth eines Sclaven gleich herunter. Ein fehlender Zahn z. B. macht den Sclaven um zwey Reichsthaler weniger werth. Indeß werden doch dem Käufer nur 24 Stunden Zeit gelassen, um zu untersuchen, ob der Mensch gesund sey oder nicht. Der erhandelte Sclave wird nun auf eine empfindliche Weise bezeichnet: man drückt ihm nemlich ein glühend heiß gemachtes silbernes Blech, auf welches die Anfangsbuchstaben des Besitzers gelöthet sind, auf irgend einen Theil des Körpers, den man vorher mit Olivenöl gerieben hat. Will der Eigenthümer eines Sclaven nicht gegen seinen eigenen Vortheil handeln; so muß er für die Erhaltung der Gesundheit desselben Sorge tragen. Daher hält man die neugekauften Neger Anfangs gut: man schiert ihnen den Kopf; reibt ihnen den Leib mit Palma Christi: man befeuchtet das Mehl, welches ihnen zur Speise gereicht wird, mit Olivenöl; man giebt ihnen oft, aber zur Zeit nur wenig Speise auf einmal; man läßt sie oft baden; hierauf nimmt man eine kleine Aderlaß vor, und

giebt ihnen eine Abführung; besonders aber verhütet man, daß sie kein Salz, auch keine hitzigen Getränke bekommen. Freylich dauert diese Zeit nicht lange, sondern sie werden bald mit der Peitsche zur Arbeit getrieben. Hier zeigt es sich bald, was dies Volk vermöge; wozu ein Mensch Kraft habe, und was er alles leiden könne. — Zum Erstaunen ist es anzusehen, wie sie nicht allein in einer Hitze von einigen 90 Graden, in der Sonne arbeiten, sondern wie sie es auch darin einen ganzen Tag aushalten können, ohne den Kopf zu bedecken. Freylich fließt alsdenn bey einigen der Schweiß wie durch ein Sieb ab, und die Stelle, wo sie arbeiten, wird davon ganz naß: da hergegen andere, ohne zu schwitzen, alles ertragen können. — Ueberhaupt ist es ausgemacht, daß sich die Negern in einem heißen Clima besser als in einem kalten befinden, und daß auch da ihre Vermehrung stärker ist. Bey den Negern haben alle Theile des Haupts, die zur Zermalmung der Speisen bestimmt sind, Beißmuskeln, Zähne und Backenknochen, mehrere Stärke als bey den Europäern. Ihre Köpfe sind größer, das Gehirn aber kleiner, fester und spröder; es sind die Nerven des Gehirns viel dicker und gröber, als man sie sonst in gut organisirten Körpern antrifft. Die Haut der Negern ist viel dicker, und vielleicht eben deswegen wei-

cher

cher und sammetartiger anzufühlen als an den Weißen, und wenn zehn Schläge hinreichen, die *Haut* eines Europäers zu zerreißen, so sind kaum 50 *bis* 60 im Stande, eben diese Wirkung in einem Neger hervorzubringen. In Ansehung der Verdauungskräfte können es die Negern mit allen reißenden Thieren aushalten; wenigstens fressen sie Löwen, Schlangen, Tiger, rohes und stinkendes Fleisch, wie es die Ungeheuer in den lybischen Wüsten nur immer thun können. Schrecklich muß daher die Behandlung der Europäer seyn, weil Tausende von diesen gesunden und starken Leuten dem Tode jährlich ein Raub werden. Man überladet sie nicht allein mit der schwersten Arbeit, sondern man entzieht ihnen auch alle Erfrischungen. Nie giebt man ihnen Milch oder frisches Fleisch: sondern ihre ganze Nahrung bestehet in Maitz und einigen Gemüsen; dabey bekommen sie, aber nur selten, etwas von thranigten und eingesalzenen Fischen: noch seltener wird ihnen vom eingesalzenen oder eingepöckelten Schweine- oder Rindfleisch, von der schlechtesten Gattung, etwas gegeben: dabey ist ihr Getränke Wasser aus den Teichen. — Nichts können aber die Negern weniger ertragen als Regen: diesem sind sie aber oft, zu ihrem großen Nachtheile, ausgesetzt: sie helfen sich aber damit, daß sie sich im Seewasser baden, oder

man

man giebt ihnen Brantewein oder gewärmten Palmwein.

Die Weiber der Negern, Mulatten und Mestitzen haben, während der Schwangerschaft, so dicke Bäuche, als wenn sie mit zwey Kindern schwanger giengen. — Sowohl Schwangerschaft als Niederkunft laufen bey ihnen glücklich ab. Geht es aber mit der letztern nicht geschwind genug zu, so werden sie sehr ungeduldig. Mosely kannte eine Sclavin, die mit einem schlechten Messer an sich selbst den Kaiserschnitt verrichtet hatte. Die Operation lief nicht allein glücklich ab; sondern sie wollte sie sogar bey einer zweyten Schwangerschaft wiederholen. Ihre Kinder kommen weiß zur Welt, nur sieht man den Geschlechtstheilen die zukünftige Farbe an. — Oft werden diese Sclaven ihres Lebens ganz überdrüssig; sie verschlucken alsdann gestoßene Kohlen, Pfeifen, Erde, Kreide, Asche und Tobak — worauf allerhand schlimme Zufälle, und zuletzt die Wassersucht erfolgen. — Können sie Brantewein habhaft werden; so sind sie in dessen Genuß unersättlich: gleichwohl aber sind sie dem gelben Fieber nicht so sehr wie die Europäer unterworfen, und sie können die faulen Ausdünstungen der Ufer und Moräste besser ertragen, als jene. So bald sie aber krank werden, verliert sich die schöne schwarze Farbe. — Für Ansteckung

steckung haben sie wie es scheint, weniger Empfänglichkeit als andere; doch muß man mit dem Gebrauche des Quecksilbers bey ihnen sehr vorsichtig seyn, weil ihr Blut, wie man sagt, ohne dem schon sehr aufgelöset ist. In wie fern aber sowohl die Bemerkung ihres aufgelöseten Bluts, als die, das das Quecksilber wirklich das Blut auflöse, gegründet sey, entscheide ich hier nicht. Ihre Nerven, wie schon oben bemerkt worden, sind sehr unempfindlich, so daß sie wichtige Operationen mit Standhaftigkeit aushalten können; indeß sind sie doch aber auch sehr reizbar, welches aus ihrer großen Geneigtheit, in den Tetanum zu verfallen, hervorzuleuchten scheint. Es gesellet sich bey ihnen, dieser Krampf zur geringsten Wunde; folgt leicht auf Verkältung, und wenn sie naß werden. Der Rauch in ihren Hütten, Verkältungen und Unreinlichkeit sind schuld, daß ihre Kinder davon so oft weggerafft werden. Alle bisher angewandte Mittel sind fruchtlos geblieben, und das Begießen mit kaltem Wasser hilft auch nicht. Weiße werden von diesem Uebel nicht so leicht befallen. Ferner sind die Negern dem Magenweh sehr unterworfen, welches, ihrer schlechten und unverdaulichen Speisen wegen, nicht zu bewundern ist. Die Zunge wird dabey weiß, und es überfällt sie ein unüberwindlicher Schlaf; sie werden matt und un-

unfähig zur geringsten Arbeit. Sie haben Ekel für alles Angenehme, aber Hang zu gewürzhaften und gesalzenen Sachen. Ueberhaupt kann man anmerken, daß der Mensch in jedem heißen Clima einen Abscheu vor Sache habe, die keinen Geschmack besitzen; hergegen erträgt man, wie Mosely sagt, die größten innerlichen Reize ohne Nachtheil. Daher rührt die große Sehnsucht in diesen Ländern nach gesalzenen Speisen, nach Pfeffer und Gewürz, womit die Natur diese Climata so reichlich versehen hat. Oft ist aber auch der Hang zu den Gewürzen eine Folge der besondern Lebensart. Die Creolinnen z. B. trinken fast nichts als Wasser, führen eine sehr unthätige Lebensart; genießen nichts als Pflanzenkost und Früchte; kurz, lauter solche Sachen, die Säure verursachen. Diese rohe Diät macht es nothwendig, daß sie zu ihrem Schaden eine zu große Menge Pfeffer zu ihren Speisen setzen müssen. Sie verfallen endlich in die Unverdaulichkeit; die Beine befällt eine Geschwulst, und nur wenige entrinnen dem Tode. Aber auch Würmer, und besonders der Bandwurm, sind unter den Negern gemein. — Den Aussatz, den man auch nicht selten siehet, leitet man von der Musca leprae her. — Andere nennen ihn den schwarzen Scorbut, und dieser soll mit der Elephantiasi indica übereinkommen; mit diesem ist

ein Nasengeschwür, das nicht immer venerischer Art ist, und welches die Negern den Kanker nennen, verwandt, weil es eine Art Aussatz ist. Die gemeinste Krankheit von allen ist aber die Framboesia — eine Art venerischer Pocken, womit alle befallen werden; doch sind sie im nördlichen Amerika, weil es daselbst kälter ist, und die Sclaven europäische Speisen genießen, seltener als im südlichen Amerika und auf den Antillen. Es giebt deren drey Arten. Die erste ist der rechte Jaws-Ausschlag. Dieser erscheint Anfangs wie Warzen: darauf wird der Ausschlag schwammigt; es fließt eine scharfe Jauche heraus, welche die gesunden Theile angreift, und diese Krankheit ist durch den Beyschlaf ansteckend. Auch die sogenannten Jawsfliegen verbreiten das Gift: einige halten die Jaws für venerisch: sie sind auch erblich. Die Merkurialmittel sind hierin nützlich, wie auch die Sassaparilla, welche die Sclaven deshalb hochschätzen. Will der Ausschlag nicht erfolgen, so müssen diaphoretische Mittel angewendet werden. Erfolgt er nicht; so wirft sich das Gift auf die Augen, Ohren, Lungen und Knochen, und macht Blindheit, Taubheit, Zehrung, Wassersucht und Knochengeschwüre. — Die zweyte Art heißt die Mutter-Jaws: der Ausschlag ist einzeln, größer, erdbeerförmig, und bleibt gemeiniglich allezeit da.

Die

Die dritte Sorte heißt Crabbe oder Fuß-Jaws: diese findet man am häufigsten bey den Sclaven, die unter den Fußsohlen dicke Schwielen und tiefe Furchen haben, in welchen sich oft fremdartige Materie hinein setzt. Haben diese Menschen Disposition zu den ersten Arten Jaws, so entstehen daraus recht bösartige Geschwüre, die den kalten Brand drohen. Die zweyte Art Jaws schlägt am häufigsten im Gesichte aus; ihre Geschwüre fressen auch leicht die Knochen an: Fieber geht selten damit gepaart, und der Appetit verliert sich auch nicht: aber es sind Schmerzen in den Beinen da. — Der Ausbruch der Jaws dauert gemeiniglich drey Monate lang. Während dieser Zeit nährt man die Sclaven mit Reiß ohne Fett und Butter: auch giebt man ihnen nur Reißwasser zu trinken. Man hält sie zur Bewegung an, damit sie gut ausdünsten: den Beschluß der Cur macht man durchs Bad. — Man hat nicht leicht ein Beyspiel, daß ein Neger oder eine Negerinn mehr als einmal in ihrem Leben von dieser Krankheit befallen sey, vorausgesetzt, daß das erste Uebel gehörig aus dem Körper geführet worden. — Bemerkenswerth ist es noch, daß Europäer, wenn sie auch noch so vielen Umgang mit den Negern haben, dennoch nie angesteckt werden. Selbst Kinder, die von Negerinnen gesäuget werden, bleiben frey.

End-

Endlich verdient noch angemerkt zu werden, daß sich viele neu angekommene Sclaven in Westindien dadurch den Tod, oder doch eine schwere Krankheit zuziehen, weil sie die giftige Manihock, die in Afrika ganz unbekannt ist, von der gesunden und ihnen allein bekannten, nicht zu unterscheiden wissen. Sie ziehen sich dadurch oft ein schleuniges Ende zu: wohl zubereitet wird aber aus dieser giftigen Pflanze ein gutes Brod gemacht, so wie man auch selbst aus dem Safte derselben eine gute Sauçe zu machen weiß. Die Blattern sind für die Negern eine überaus gefährliche Krankheit, wie wir unten hören werden, wo auch von ihren Heilmitteln die Rede seyn wird. Indeß behauptet ein berühmter Mann hievon das Gegentheil, und zwar deshalb, weil die Neger mehr Vegetabilien als die Europäer genössen, sollen bey ihnen die Blattern gelinder seyn.

Es ist nun noch übrig, daß ich von denjenigen Krankheiten, womit alle bisher abgehandelte Nationen, es mögen Indianer, Europäer oder Negern seyn, obgleich die eine Nation häufiger als die andere, befallen werden, etwas umständlicher spreche. — Die Europäer müssen jede Unvorsichtigkeit, die sie in diesem heißen Clima begehen, wenn sie auch schon an die Luft gewöhnt sind, weit theurer als in ihrer Heimath bezahlen. — Die Hauptquellen der Krankheiten sind Verkältungen;

zungen; übermäßige Bewegung in der Sonne; zu häufiger Genuß der gar zu kühlenden Früchte, besonders aber auch der hitzigen. Mosely sagt: die Mortalität der Europäer stehet mit der Quantität des Rums im Verhältniß, die sie genießen, — Verkältungen: — obgleich das hiesige Clima in vielen Gegenden sehr wenigen Veränderungen der Hitze und Kälte unterworfen ist, indem bey den kältesten Tagen im Winter, das Thermometer kaum um 6 Grade nach Fahrenh. niedriger stehet, als bey den heißesten im August, so sind doch hier die Menschen zu empfindlich, als daß sie nicht jede Wetterveränderung, wenn sie auch noch so gering ist, an ihrem Körper merken könnten. Steht das Wärmemaaß auf 72 Grad: so zittert man hier schon am ganzen Leibe. Auf einem Berge in Jamaika; der der blaue Berg heißt, zeigt das Thermometer nur 68 Grad, und des Nachts bey einem Nordwinde nur 42 Grad: aber man glaubt auch, daß es hier kein Mensch aushalten könne. Hieraus ist also abzunehmen, wie leicht Verkältungen bey denen möglich sind, die sich der Nachtluft blos stellen, oder die von einem erkältenden Platzregen überfallen werden. (Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer
Rathgeber.

Sechszehentes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 22ten April 1797.

Bemerkungen über die Verwahrung der Kinderkrankheiten.

Alle Alter, Geschlechter, und Stände müssen ihr gesetztes beytragen, um das bestimmte Maaß der Sterblichkeit zu erfüllen. In ganzen Provinzen, Städten und Dörfern, durch einander, in dem einen Lande, wie in dem andern, ist die Mortalität, nach dem Sußmilch so, daß von sechs und dreißig Lebenden, jährlich ein Mensch davon muß, und von tausend Lebenden im Durchschnitte acht und zwanzig dem Tode abgeliefert werden, wozu die Menschen in Städten allemal mehr beytragen, als auf dem Lande; wovon die Ursache in verschiedenen moralischen und physicalischen Dingen liegt. Obgleich bisweilen in epidemischen Jahren die Sterblichkeit größer ist, so darf man doch nur dergleichen irreguläre Jahre mit den gewöhnlichen, deren viel mehr sind, zu-

sammen rechnen, und eine gute Mittelzahl daraus machen; so findet sich alsdann das Maaß welches eine Krankheit anfüllet. Dieß ist die bewilligte jährliche Erndte des Todes, nach welcher die Sense desselben mähet, und die er in allen Theilen der Welt zu sich nimmt.

Die erste Kindheit wird von dem Menschenschnitter allemal am meisten mitgenommen, und die stärkere Mortalität ist so, daß vom ersten Jahre bis zum vierzehnten diejenigen, aus welchen jährlich einer stirbt, von vier bis zwey hundert steigen; vom funfzehnten bis zum zwanzigsten Jahre, fällt es wieder von zwey hundert bis hundert, und dann kommt es zu einer langsamern Abnahme, weil sonst auch niemand sein Leben höher als dreyßig bis fünf und dreyßig Jahre bringen würde. Unter hundert Kindern sind allemal drey todtgeborne, und das kindliche Alter muß schon bis zum ersten Jahre einen von drey bis vier wieder abgeben; ums fünfte Jahr einen von fünf- und zwanzig; ums siebente Jahr, einen von etwa fünfzig; ums zehente Jahr einen von etwa hundert, ums zwölfte Jahr einen von etwa hundert und dreyßig, ums vierzehnte und fünfzehnte einen von etwa zwey hundert, im zwanzigsten einen von hundert, wo es nun weiter zu einer langsamern Abnahme kommt, doch so, daß auch hier der Abgang mit den Jahren nach be-

bestimmten Verhältnissen zunimmt, bis nach und nach keiner zum Sterben mehr übrig ist, und zuletzt sich fast keine Proportion mehr mit einiger Genauigkeit bestimmen läßt.

Robinet sagt: „Die Sterblichkeit der Kinder ist überhaupt bey den weichlichsten Völkern auf ihrem höchsten Grade, und ist bey andern um so viel geringer, je einfacher die Sitten, je thätiger, oder geschäftiger und rauher die Lebensart ist. Wenn unter uns eine so große Anzahl von Kindern stirbt: so muß man nicht nur die übele Beschaffenheit der Eltern und deren Einfluß auf jener ihre Gesundheit, als wodurch sie unfähig werden, den Veränderungen, die während der Entwickelung des Körpers in ihnen vorgehen, zu widerstehen, anklagen; sondern man muß auch die übele Behandlung der ersten Kindheit, wo man fast allezeit das Gegentheil von dem thut, was die Natur haben will, dazu rechnen: wo hingegen der blose Instinkt, alle andere Thiere mit weit größerer Gewißheit ihres Davonkommens, auferziehen hilft.“

Das erste, was zu einer dauerhaften und gesunden Leibesbeschaffenheit erfodert wird, ist das Glück, von gesunden, starken und tugendhaften Eltern erzeugt worden zu seyn, die sich in ihren besten Jahren befinden, und deren Umarmungen die Wirkungen einer feurigen Zärtlichkeit gewesen

sind. Es ist unläugbar daß Kinder die Krankheiten ihrer Eltern erben können. Ich weiß zwar, daß Aerzte selbst es für ungereimt halten, dieses zu glauben, allein ich halte es mit Unzern, daß man der gesunden Vernunft wenigstens eben so viel glauben muß, als den Aerzten, und besonders denen, die ihr nicht glauben. Wenn wir von schwindsüchtigen Eltern Geschlechter bis ins vierte und sechste Glied sehen, die bey aller ersinnlichen Vorsichtigkeit, um dieses Elend der Familie zu verhüten, dennoch in ihren besten Jahren von eben den Feinden erwürget werden, die ihre Vorfahren tödteten; wenn alle Kinder, Enkel und Urenkel gichtischer Eltern bey der Diät, aller Heiligen demnach die peinlichen Anfälle dieser grausamen Krankheit empfinden müssen, wenn die Geschwüre der Nieren eines Vaters, der in Steinschmerzen stirbt, ganze Geschlechter seiner Nachkommen in eben den Eingeweiden anstecken, und eben so tödten; wie kann man da mit Spitzfindigkeiten der Theorie in einer Sache, die uns ewig ein Geheimniß bleiben wird, wider den Augenschein streiten?

Wenn nun dem also ist, daß die Sünden der Väter an den Kindern bis ins dritte und sechste Glied heimgesucht werden; so wird in der That die Erhaltung unserer Gesundheit eine öffentliche und bürgerliche Pflicht, von deren Unbertretung

wir

wir nicht nur uns selbst, sondern auch der Obrigkeit und unsern Nachkommen Rechenschaft schuldig sind, und darum haben einige weise Fürsten die verderblichen Laster der Ueppigkeit, der Wollust, und andere blos sittliche Vergehungen mit bürgerlichen Strafen belegt, und sie als Verbrechen gegen den Staat betrachtet. Die gesunde und starke Natur der Eltern verspricht dem Staate eine gesunde und dauerhafte Nachkommenschaft; die Lebensart der Alten und ihrer Kinder werden dadurch verlängert; die Bürger sind brauchbarer in allen Diensten, und bleiben es länger; der Staat bereichert sich durch eine größere Anzahl Bürger, wenn von einem gesunden und dauerhaften Volke jederzeit einige Generationen zugleich leben; und die Arbeitsamkeit, die mit der Bevölkerung zunimmt, macht den Staat reicher, mächtiger und blühender. Alle diese Folgen sind unwidersprechlich. Eine Bande gesunder starker Räuber hat Rom errichtet; die Wollust und Ueppigkeit der schwachen vornehmen Römer hat es zu dem Rom gemacht, das es nun ist.

Man hat von jeher bemerkt, daß die Früchte einer feurigen Zärtlichkeit gesunder ausfallen, als die schwachen Werke der trägen Pflicht: und gleichwie in dieser Absicht Lycurg die Lacedämonier durch eine gesetzliche Schamhaftigkeit zwang,

daß Neuvermählte ihren Umgang verstohlen treiben mußten, weil er hoffte, daß dieses ein desto besserer Reiz der sonst so leicht erkaltenden Triebe seyn würde; so will man auch noch itzt aus der Erfahrung behaupten, daß die sogenannten natürlichen Kinder der Liebe größtentheils stärker und munterer seyn sollen, als die Söhne und Töchter laulichter Ehen.

Die Jahreszeit ist bey dem Begattungsgeschäfte nichts weniger als gleichgültig. Ist ihr Einfluß auf den Geist bey manchen Personen schon sehr wichtig, so muß er auf den Körper ungleich größer seyn. Im Sommer wird der ohnehin stärker ausdünstende Körper durch das Begattungsgeschäfte mehr ermattet, als zu jeder andern Jahreszeit. Die Männer sind dann gewöhnlich am schwächsten und dauern am wenigsten aus. Günstiger für die Fortpflanzung ist der Herbst. So wie die heftige Hitze abnimmt, empfangen die Werkzeuge des Körpers ihre Spannkraft wieder; auch bietet die Natur in dieser Jahreszeit der Nahrung des Menschen einen reichen Vorrath der kraftvollesten Speisen dar. — Der Winter ist für den grösten Theil der organischen Körperwelt die Zeit der Ruhe, und Kälte und strenge Witterung vermindern in allen belebten Wesen das Feuer der Liebe. Nur der Mensch sucht alle Mittel hervor, durch die

Kunst

Kunst seinem Körper eine widernatürliche Hitze mitzutheilen. Vergeblich verschwendet oft der Mann seine Kräfte zu einer Jahreszeit, die den Weibern zur Empfängniß am ungünstigsten ist, und wenn dann die Natur eine neue Schöpfung wieder hervor ruft, so ist seine Kraft erschöpft. In dem Frühling hingegen fühlt der Mensch neue thätige Lebenskraft in seinem Körper, und er wird von der Allgewalt des Liebestriebes hingerissen — und unsere Geburtslisten bestätigen allgemein die Bemerkung, daß in dem December und Januar die meisten Geburten fallen, die *also in* den vorhergehenden Monaten März, April und May entsprechen.

So bald eine Frau Anzeigen einer Schwangerschaft vermuthet, soll sie die eheliche Beywohnung nur sehr mäßig gestatten, und zwar nur in derjenigen Lage, deren sich die vierfüßigen Thiere zu bedienen pflegen, indem bey der gewöhnlichen durch die heftigen Erschütterungen, welche die schwangere Gebärmutter empfindet, die Leibesfrucht gar leicht Noth leidet.

Was die Lebensordnung der Schwangern betrift, so ist vornehmlich nöthig, daß sie eine große Mäßigung in dem Genuß der Speisen beobachten. Allzugroße Zurückhaltung und Ansammlung vom alten Blute entsteht bey dem Frauenzimmer in diesen Umständen wegen des

Außenbleibens der nemlichen Reinigung, und dieses ist auch die vornehmste Quelle ihrer zu dieser Zeit entsprechenden Krankheiten, und der für die Leibesfrucht daraus erwachsenden Gefahren. Daher ist um so viel nöthiger, die Menge ihrer Nahrung einzuschränken, jedoch gleichwohl mit Rücksicht auf die Lebensart, welche sie sonst in diesem Stück zu führen gewohnt gewesen waren. Ueberhaupt sollen sie nicht zu viel und nicht zu wenig essen, und es ist immer zuträglicher mehrere Mahlzeiten zu halten, als auf einmal zu viel zu genießen, weil im ersten Fall der Nahrungssaft eine weit bessere Beschaffenheit erhält.

Schwangere sollen sich des Weins ohne Wasser, des täglichen Caffeetrinkens, besonders aber aller geistigen Getränke enthalten, indem diese Dinge besonders die leztern ein wahres Gift für ihre Leibesfrucht sind. Eine Schwangere soll so viel es möglich ist reine und frische Luft einathmen, für verdorbener eingesperrter mit Ausdünstungen geschwängerter Luft sich sehr hüten, so wie auch für allen stark riechenden Blumen und Parfümerien in den Zimmern, indem stark riechende Dinge bey Personen ihres Geschlechts, wegen der Beweglichkeit des Nervensystems, die noch in der Schwangerschaft sehr vermehrt wird, traurige Zufälle hervorbringen können Ihre Bewegung soll mäßig seyn; sie dürfen nur spazieren gehen, nie=

niemalen reiten, selten fahren. Das Reichen mit den Armen in die Höhe; das Aufheben und Tragen schwerer Lasten; heftiges Schreyen, Singen, Lachen, Tanzen, kurz alle Bewegungen, die mit Anstrengung der Brust und starker Bewegung des Leibes verbunden sind, müssen vermieden werden. Die Kleidung soll leicht, weit und bequem seyn. Die fast anschließenden Unterröcke, die mit Fischbeinen oder Blanchets aufgesteiften Leibchen, die Schnürbrüste, fest anliegende Binden, sind alle höchst schädlich, wegen dem Druck, den solche fest anliegende Kleidungsstücke auf den Unterleib und folglich auch auf den Grund der Gebärmutter machen, durch welchen Druck die nothwendige Ausdehnung der Gebärmutter nach allen Seiten verhindert wird.

Aderlassen ist dem Frauenzimmer unumgänglich nothwendig bey dringenden Umständen, und es erfolgen deswegen keine übeln Umstände hernach: vielmehr macht es Erleichterung. Dieser gute Erfolg hat viele zu dieser Unternehmung aufgemuntert, und das Blutlassen würde in der Schwangerschaft fast allgemein empfohlen. Allein dieses ist irrig — Es giebt Frauenzimmer, welche selten oder fast niemalen in dem ganzen Verlauf der Schwangerschaft das Aderlassen nöthig haben; solche Subjecte, nämlich die von schwacher und zarter Leibes-Constitution sind, oder blaß, bleich,

oder

oder gar gelb aussehen, welche nach jeder Mahlzeit sich erbrechen, über öftere Durchfälle klagen, einen bittern Geschmack im Munde haben, und solche, welche viel Schleim, besonders vor dem Essen, auswerfen. (Die Fortsetzung folgt.)

Von dem medicinischen Zustand von West-Indien.

Fortsezzung.

Ein junger Mensch kam auf den Einfall, an einem warmen Märztage die Haare abzuschneiden: er schor sich den Kopf, und gieng ohne Nachtmütze zu Bette: unterdessen veränderte sich das Wetter; die Nacht wurde kühl, und am andern Morgen fand man ihn starr. — Es giebt aber auch (und dies führe ich an, damit wir die Unterschiede recht mögen kennen lernen) einige Gegenden in Westindien, die große Wetterveränderungen leiden, wo das Thermometer in einer halben Stunde 30 Grade fällt. — Dabey ist oft die Luft zugleich feucht, und unendlich häufig entsteht daraus der Tetanus. — Müssen sich die Soldaten häufig nächtlichen Verkältungen Blos stellen, und kommen sie dazu nach einer ungesunden Gegend, so wird die Sterblichkeit unter ihnen sehr groß. Es musten im letzten ameri-

kanischen

kanischen Kriege 1800 Mann auf eine Expedition ausgehen, die, der oben angeführten Umständen wegen, mißglückte: es wurde alles weggerafft, und es blieben ihrer nur 380 am Leben. — Will man von der Schädlichkeit der unterdrückten Ausdünstung einen natürlichen Grund angeben; so muß man bedenken, daß in den heissen Ländern durch die starke Ausdünstung auch dasjenige weggehen muß, was sonst durch die Lungen abgehen sollte. Hier in Westindien geschiehet dies aber, wegen der in der Luft vorhandenen großen Menge Phlogistons, nur sehr mangelhaft. Bleibt nun dieses nach einer unterdrückten Transpiration ganz zurück; so entstehen allerhand Zufälle, und selbst Fäulung daraus. — Der gar zu häufige Genuß der Vegetabilien ist in diesem Lande gleichfalls schädlich. — Es entstehen daher nicht allein Ruhren, einige Arten Fieber; sondern auch besonders häufig der Scharbock und Geschwüre. — Man hat sonst geglaubt, daß die vegetabilische Kost in heissen Ländern Vorzugsweise gesund sey: die Erfahrung spricht aber dieser Behauptung nicht immer das Wort. — Vielmehr zeigt diese, daß in warmen Gegenden der Genuß der vegetabilischen Kost allein so sehr schwäche, daß öfters von der schwachen und langsamen Bewegung der Säfte Fäulniß entstehe. In diesem Falle folgt auf jede, auch die kleinste Verletzung, ein Geschwür,

aus

aus welchem eine dünne, saure und faule Feuchtigkeit abfließt; die stockenden Feuchtigkeiten erzeugen überdem Beulen, die aufbrechen und schwären; auch den Körper, so lange sie fließen, gesund erhalten. Man hat diesen Zustand des Körpers den vegetabilischen Scharbock, es sey mit welchem Grunde es wolle, genannt. — Sehr häufig leiden die Negern in Westindien, denen man die Vegetabilien am zuträglichsten hält, an diesem Uebel. — Je mehr man sie daher mit dergleichen Früchten füttert, je schlimmer werden sie. Die Kranken haben dagegen eine besondere Begierde zu Fleisch, zu absorbirenden und andern Sachen: giebt man ihnen daher Pökelfleisch und gesalzene Fische, so wird ihr vermeintlicher Scharbock gehoben, und es legt sich bey ihnen jene Neigung zu Fäulnißbringenden Sachen. Hillary sagt zwar: daß der Schweiß, auch von gesunden Personen, in Westindien so gesalzen und scharf sey, daß er wie mit Wasser vermischtes Hirschhornsalz schmecke, und dadurch sucht er die große Neigung zur Fäulung zu beweisen. Allein Mosely versichert, daß er diese Bemerkung nie wahr befunden habe: sondern es hat der Schweiß, sagt er, vielmehr eine nähere Verwandschaft mit dem Eßigdunst: und es sind bey Personen von nicht galligter Leibesbeschaffenheit, alle flüßige Ausleerungen mit einer sauren Schärfe geschwän-

schwängert, und der Schweiß ist so sauer, daß die Krankenzimmer insgemein recht stark nach Säure riechen. — Die Eingebohrnen auf den französischen Inseln trinken, ausser ihrer kalten, sauren vegetabilischen Diät, so viele Limonade, daß sie nicht selten plötzlich mit einem völligem Mangel der Eßlust und der Verdauung befallen werden; worauf eine allgemeine Schwäche des ganzen Körpers folgt, von welcher sie nie wieder genesen. — Auch Chalmer spricht von Säure in Carolina, als der vornehmsten materiellen Ursache der dortigen Krankheiten. Auf Verkältungen und auf unzeitigen oder übermäßigen Genuß der saftreichen Vegetabilien folgen oft Durchfälle und Ruhren, weil Säure, Schwäche, und vielleicht auch Fäulung, wegen zurückgehaltenen Phlogistons, zum Grunde liegen. — Die Ruhr erscheint, und tödtet in Westindien mehr in ihrem chronischen als hitzigen Zeitraume. In ungesunden Gegenden aber und zur ungesunden Jahreszeit artet die Ruhr, besonders beym Schiffsvolk, leicht in die Cholera aus, wie davon viele traurige Beyspiele beym Rouppe und andern vorhanden sind. — Diese Krankheit ist gemeiniglich fauligter Art, sonst ist die reine Ruhr in Westindien gemeiniglich entzündlicher Natur, worin Aderlässe, keinesweges aber Vomitive nützlich sind; und da oft unterdrückte Ausdünstung daran allein schuld ist,

so

so sind Antimonialmittel allen andern vorzuziehen. — Ferner gehören, nach Moselys Bemerkungen, die schleichenden Nervenfieber auf den Antillen eigentlich zu Hause. —

Die allergefährlichste und fast gemeinste Krankheit in diesem Welttheile ist aber das gelbe oder Siamische Fieber, welches auch das Fieber mit dem schwarzen Erbrechen genannt wird, und dessen bereits oben Meldung geschehen. — Es befällt dies Fieber am häufigsten Leute, die erst kürzlich aus Europa gekommen sind; oder solche, die grobe Fehler in der Lebensordnung machen. Es wird die Krankheit leicht epidemisch, besonders wenn Kriege eine große Anzahl fremde Menschen nach diesem Welttheile hinziehen, und solche zur ungesunden Jahreszeit anlanden. Es hat die Krankheit drey verschiedene Stadia, wovon jeder mehrere oder wenigere Tage, nach der dabey vorhandenen Gefahr, begreift. — Im ersten Zeitraume, der ein bis zwey Tage dauert, ist der Puls klein, hart und veränderlich; die Augen sind entzündet; die Zunge trocken; großer Durst, Durchfall und Beängstigungen: das Blut ist aufgelößt, und das Fieber heftig. — Der zweyte Zeitraum kündiget sich durch die gelbe Farbe der Augen, des Gesichts und Urins an: das Fieber wird gelinder; der Puls weicher; es sind gelbligte Durchfälle; eine reine Zunge; allgemeine Schweiße

u. s. w. da. Oft dauert diese Periode nur wenig Stunden. Nun folgen die schrecklichsten Auftritte: der Patient fängt an Blut zu schwitzen; es läuft ihm aus Nase und Mund; er bricht dickes schwarzes Blut aus; verfällt in Raserey und stirbt, vom Anfang der Krankheit an gerechnet, oft in 24 Stunden; oft auch erst in drey oder vier Tagen. — Die Zergliederung zeigt Entzündung des Magens und der Eingeweide, und viele mit Galle gelb gefärbte Stellen. — Die Leichen bleiben verschiedene Stunden nach dem Tode warm, und Menschen, die sich in der Nähe derselben befinden, werden leicht angesteckt. —

Es hat diese Krankheit vieles mit den entzündlichen Fiebern gemein, aber noch mehr mit den fauligten. Daher haben auch viele Aerzte kein Bedenken getragen, solches für fauligter Art auszugeben, als Moultrie, Hillary, Lind und der berühmte Selle, und sie rathen an, diese Krankheit wie ein fauligtes Gallenfieber, mit Säuren, Tamarinden und gelinden Clystieren zu behandeln; alle Brechmittel aber zu vermeiden. Ein anderer Schriftsteller widerspricht aber diesen Verfassern gänzlich, indem er es für den möglichst höchsten Grad der Entzündung hält, und es zum Causus zählt: er läugnet die Fäulnißartige Beschaffenheit gänzlich: Seine Cur geht daher auf starke Aderlässe bis zur Ohnmacht, auf Bäder,

Laxier-

Laxiermittel und Spiesglasmittel hinaus. — Vielleicht giebt es in dem Siamschen Fieber Fälle, wo diese antiplogistische Methode auch statt findet: unmöglich kann sie es aber in allen haben. So wie sie der berühmte Rouppe beschreibt, war sie gewiß mehr fauligter als entzündlicher Art. — Moultrie verwirft ferner das Aderlassen nicht gänzlich, schränkt es aber sehr ein. —

Nachdem ich nun hinreichend von den auf den Zuckerinseln gewöhnlichen Krankheiten geredet; so muß ich auch derer Meldung thun, die hier sehr selten sind. Hierhin gehört zuerst das Tollwerden der Hunde. — Mosely sagt: in 50 Jahren habe man auf keiner der Inseln davon etwas gehört, ausser daß 1783 zu Jamaika und Hispaniola die Wuth unter den Hunden fast epidemisch gewüthet habe. Oldendorp berichtigt diesen Umstand in etwas; er sagt: in Westindien geworfene Hunde werden nie toll, aber wohl Hunde, die aus kältern Ländern dahin gebracht worden. — Allem diesem widerspricht aber dasjenige völlig, was Hillary davon anführt, indem er sagt: daß die Hundewuth auf den Westindischen Inseln so häufig vorkomme, daß man sie eine unter dem Hundegeschlecht endemische Krankheit nennen könne; auch führt er verschiedene Beyspiele von toll gewordenen Hunden, und von den übeln Folgen, die auf den Biß derselben ententstanden waren, an. — (Der Beschluß folgt.)

Medizinischer
Rathgeber.

Siebenzehentes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 29ten April 1797.

Fortsetzung der Bemerkungen über die Verwahrung der Kinderkrankheiten.

Den vollblütigen Frauenzimmern kann man in jeder Epoche der Schwangerschaft zur Ader lassen, besonders denjenigen, bey welchen das Monatliche vor der Empfängniß in Menge abfließt, welche feste und starke Fasern haben, die öfters Müdigkeit ohne Veranlassung dazu gegeben zu haben, embfinden, welche über Schwere des Kopfs oder Betäubung im Kopfe, oder über heftige Lenden- und Rückenschmerzen klagen. Unter solchen Umständen thut man am besten, wenn man das Aderlassen um denjenigen Zeitpunct vornimmt, wo sonst die Schwangere vorher gewöhnlicher Weise ihre Monatsveränderung erlitt; was aber den Ort des Aderlassens betrift, so ist der Arm am schicklichsten.

Brechmittel soll man bey Schwangern nicht,

als nur in Fällen der höchsten Nothwendigkeit anwenden und dann nur einzig und allein nach denen Vorschriften eines Arztes. Hingegen ist es auch Vorurtheil, wenn man glaubt, daß man schwangern Personen gar kein Brechmittel in diesem Zeitpunct geben darf. Man sieht täglich Schwangere in den ersten Monaten der Schwangerschaft, ohne daß sie Schaden nehmen, sich häufig erbrechen, während daß ein starker Husten öfters frühzeitige Geburten erweckt. Der Grund davon ist, weil die krampfhafte Bewegung des Zwerchfells beym Erbrechen von unten nach oben wirkt, statt daß beym heftigen Husten diese Wirkung von oben nach unterwärts geschiehet.

Abführende Mittel sind besonders bey solchen Damen angezeigt, die sich wenig oder keine Bewegung machen, und doch nicht eben behutsam in der Auswahl ihrer Speisen sind. Nur müssen die Abführungen gelinde seyn, und blos aus Rhabarber, auflöslichem Weinstein und Manna, oder aus Tamarindenmark bestehen. Besonders aber sind erweichende Clystiere denen Schwangern sehr zuträglich, besonders wenn sie zur Hartleibigkeit geneigt sind. Sie sind als innerliche Bäder zu betrachten, und während dem ganzen Verlauf der Schwangerschaft anwendbar, und unentbehrlich bey Kopfschmerzen, Coliken und Blähungen der Schwangern.

Es

Es ist immer sehr gut, wenn Schwangere in den *letzten* Monaten der Schwangerschaft auch bisweilen einige Stunden bey Tage auf einem Ruhebette zubringen. Durch diese kluge Vorsicht stärken sie die Muskeln des Unterleibes und der Schenkel, verhüten die Leibschmerzen und Rückenschmerzen, und auch die Wassergeschwulst der Füße, welche gegen das Ende der Schwangerschaft sonst sehr gewöhnlich ist.

Heftige Leidenschaften, als Zorn, Schrecken u. s. w. sollen Schwangere auf das sorgfältigste fliehen, auch alle tragische Schauspiele, scheußliche Bilder und fürchterliche Gegenstände vermeiden.

Im Ganzen genommen, scheinen die Heilkräfte der Natur nirgends thätiger zu seyn, als bey Schwangern, und dieses wohl aus keiner andern Ursache, als weil der Bildungstrieb hier in seiner grösten Wirksamkeit ist. Daher heilt die Schwangerschaft bisweilen Krankheiten, die die Kunst ungeheilt gelassen hätte; daher vertragen es manche Schwangere, ohne beträchtlichen Schaden, wenn alle im Vorhergehenden gegebene Vorschriften übertrieben werden; daher haben Schwangere die heftigsten Ausleerungen durch Brech- Purgier- und schweißtreibende Mittel, durch Speichelfluß, die stärksten Erschütterungen durch Nießmittel oder andere äußere ge-

waltsame Ursachen, die reizendsten, erhitzendsten Mittel, die auf die monatliche Reinigung treiben, die erschütterndsten nagendsten Leidenschaften, ja selbst chirurgische Operationen, ohne Schaden ihrer selbst, oder ihres Kindes, ausgestanden. Alles dieses berechtigt uns aber nicht, jene Regeln zu übertreten, außer etwa in einzelnen dringenden Fällen, die der Beurtheilung des Arztes überlassen bleiben. Wichtige Curen, und chirurgische Operationen, schieben wir lieber bis nach der Entbindung auf.

Die Behandlung der **Gebärenden** gehört mehr für den Geburtshelfer als Arzt: beide lassen die Natur ungestört wirken, wenn alles gut gehet. Man beobachte überhaupt folgende Regeln:

Erstens: Man schäme sich keineswegs einen müßigen Zuschauer bey einer langsamen aber natürlichen Geburtsarbeit abzugeben; man komme ja nicht in die Versuchung, der Kreisenden sowohl als den Umstehenden zeigen zu wollen, daß man zu arbeiten wisse. Die Geburtsarbeit ist keineswegs ein willkührlicher Mechanismus — keineswegs eine Concurrenz von Gewalt und Beyhülfe durch Hebel und andere Werkzeuge; sondern sie ist eine Aeußerung der Lebenskraft, das Kind zur rechten Zeit durch ihre eigene Bemühungen, oder mit Hülfe der Kunst auszutreiben, diese hat also hierbey nichts zu thun, als

als die Bemühungen der Natur zu unterstützen. Gewißlich Hebammen und Geburtshelfer müssen sich sehr in Acht nehmen, die Weiber zur Arbeit zu nöthigen, wodurch sie ihnen unendlich vielen Schaden thun, und wodurch sie die Geburten unglücklich machen können, die mit etwas Geduld vollkommen glücklich abgegangen wären. — Sie müssen sich hüten durch ungeschicktes und öfteres Befühlen die Oeffnung des Muttermundes zu erweitern. Geschwülste, Entzündungen, Vorfälle, Narben oder Verwachsungen, sind die gewöhnlichen Folgen einer solchen ungeschickten Behandlung.

Zweytens: Ist der Muttermund hart, dick, brennend heiß anzufühlen, vom Blute strotzend, und daher zur Ausdehnung ungeschickt. — Sind die Gewässer abgegangen und es stellen sich schneidende Wehen, und Schmerzen im Unterleib ein. Ist das Frauenzimmer vollblütig, der Puls hart und gespannt, und gesellen sich Convulsionen dazu, denn ist Aderlassen am Arm von Nutzen. Sonsten muß man das Aderlassen nie unbedingt vornehmen, weil sonsten dadurch die Lebenskraft niedergeschlagen und eine schwere Geburt verursachet wird.

Drittens: Fürchte man die Schwachheit nicht so sehr, worinnen die Gebährenden zu seyn scheinen, man bildet sich gemeiniglich ein, daß sie nicht Kräfte genug zur Arbeit haben, und aus

 dieser

dieser Ursache glaubt man sich berechtiget ihnen herzstärkende Sachen zu geben. Allein dieses ist Vorurtheil. Man verliert die Kräfte nicht so geschwind. Leichte Schmerzen matten ab, allein je stärker sie sich vermehren, desto mehr erheben sich die Kräfte wieder, sie verschwinden nie ganz, wenn kein fremder Umstand vorhanden ist; und man kann sicher überzeugt seyn, daß bey einer gesunden und sich wohl befindenden Frau, die Schwachheit niemals die Geburt verhindere. Wein, Melissengeist, hitzige Liqueurs, der Mohnsaft u. s. w. stehen also hier ganz an dem unrechten Platz. Diese Mittel, statt daß sie die Geburt befördern sollten, verursachen Wallung, und einen vermehrten Umlauf des Bluts, erregen Congestionen nach der Mutter, Entzündungen dieses Eingeweides und Blutflüsse.

Viertens: Man thut sehr wohl, wenn man ein oder zwey Clystiere von erweichenden Kräutern verordnet, indem diese wie ein innerliches Bad wirken, den Darmkanal schlüpfrig machen, und die Excremente fortschaffen, deren Daseyn eine beschwerliche Geburt veranlassen könnte.

Fünftens: Sollte während der Geburtsarbeit eine Hämorrhagie oder Convulsionen sich einstellen, so soll man die Entbindung, in der möglichsten Geschwindigkeit zu beendigen trachten.

Sechstens: Hat das Kind eine unrechte Lage, so

so muß man durch die Kunst dieselbe zu verbessern suchen. Gewißlich erhält das **Wendegeschäft** in unsern Tagen, einer großen Anzahl Kindern das Leben. Man muß aber auf der andern Seite wieder bekennen, daß ein übler Begriff von der Nothwendigkeit der Wendung bey schweren Geburten, unter den Händen halbgelehrter Geburtshelfer und Wehemütter, **wenigstens** eben so vielen Kindern das Leben koste, und als eine große Ursache **der Sterblichkeit** der Kinder, entweder in, oder doch gleich nach der Geburt, anzusehen sey. Man hat unterwiesene Hebammen gesehen, die bey der geringsten Verzögerung beym Gebähren, sogleich und ohne Noth, die Wendung mit dem Kinde vornehmen, und auch meistens dasselbe todt empfiengen, wenn andere, und zwar ungelehrte Wehemütter, weil sie ihre Geburten mehr der Natur überließen, fast allezeit lebendige Kinder erhielten. Eben dieses gilt von der Anwendung der Zange.

Der Mensch, wenn er zum erstenmale auf der Welt erscheint, befindet sich in dem unvermögendsten Stande. Er lag in Mutterleibe mit einem lauen Wasser umgeben, ohne zu hören oder zu sehen, und also, wie man dafür halten kann, ohne einige Bilder und Begriffe erlangen zu können. Man merkt kaum am neugebohrnen Kinde, daß es hören oder sehen kann. Man

nimmt auch anfänglich nicht das eigentliche Weinen oder Lachen bey Kindern wahr; und überhaupt ist von menschlicher Vernunft beynahe keine Spur zu entdecken.

Endlich sieht man den kleinen Menschen einigen bessern Gebrauch von seinen Sinnen machen. Seine Empfindungen gründen sich aber im Anfange nur auf den gegenwärtigen Zustand. Er bekommt Eindrücke oder Empfindungen, welche entweder mit Schmerzen oder mit Wollust oder mit Gleichgültigkeit verknüpfet sind. Er besitzt noch nicht das Vermögen, die gegenwärtigen Empfindungen genau von einander zu unterscheiden. Die Schwäche seines Gedächtnisses macht, daß ihm auch die am öftersten aufstoßenden Empfindungen neu vorkommen. Es äußert sich aber nach einigen Monaten auch eine sehr geringe und dunkele Erinnerung des Vergangenen, und eine eben so schwache Erwartung des Zukünftigen, welche mit einer eben so geringen Begierde oder Abscheu verbunden sind.

Das Kind erhält nach und nach tiefere Eindrücke, es unterscheidet besser gegenwärtige Vorstellungen oder Empfindungen; es lernet die Menschen kennen, welche ihm Nahrung reichen; es unterscheidet Farben, Nahrungsmittel, Töne, Spielsachen u. s. w. Jedoch machen diese Empfindungen immer noch nicht die festesten Ein-

drücke,

drücke, so daß sie sich wieder sehr leicht verlieren, wenn sie nicht immer wieder erneuert werden. Ein Kind kann seine Mutter und alles in einigen Tagen vergessen. Man weiß, daß schon größere Kinder ihr Gesicht verlohren haben, bey denen der ihnen vorher wohl bekannte Vorstellung verschiedener Farben nach mehrern Jahren nur noch sehr dunkel, oder gar verloschen war.

Nach der Geburt nehmen die Knochen an Größe zu, und werden sowohl auswendig als inwendig mannigfaltig umgebildet, bis sie im fünfzehnten oder zwanzigsten Jahre, in den gemäßigten Climaten selten früher oder später, den höchsten Grad ihrer Vollkommenheit oder Ausbildung erreichen. Im Anfange sind die Knochen weich und zum Theil knorpelartig. An den Knochen des Schädels bemerkt man inwendig weder Zellen noch Markhölen. Die Anwüchse oder Endstücke der Knochen, sind vor und einige Zeit nach der Geburt knorpelartig. Einige Knochen, welche bey dem Erwachsenen aus einem Stücke bestehen, sind bey dem Kinde in mehrere Stücke getheilt. Allmälig sieht man die breiten fasrigen Schädelknochen dicht und dicker werden, indem zugleich auf ihre äußere und innere Oberfläche gleichsam immer mehrere Knochenmaterie aufgetragen wird. Mit dem ersten Lebensjahre vereinigen sich schon die Stücke des Stirnbeins

beins und des Grundbeins zu einem einzigen Knochen. (Die Fortsetzung folgt.)

Von dem medicinischen Zustand von West-Indien.

Fortsetzung.

Die Schwindsucht ist auch eine Krankheit, von der man behaupten wollen, daß sie in Westindien unbekannt sey. Mosely rechnet sie unter die ganz seltenen. Nach Wilsons Voraussetzung kann aber die Luft auf den Zuckerinseln den Lungensüchtigen nichts weniger als günstig seyn, weil sie zu viel Phlogiston enthält: sie ist auch überhaupt, wenn sie erscheint, schnell tödlich. — Ein angesehener Schriftsteller führt aber eine Bemerkung an, die die Unschädlichkeit dieser Luft nicht allein beweiset, sondern so gar ihre heilsamen Kräfte darthut: man schickt, sagt er, in Westindien die Negern, die man für schwindsüchtig hält, in die Zuckersiedereyen, um denjenigen Dunst einzuathmen, der in solcher Menge aus den Pfannen aufsteigt, daß er durch die gebildete Wolke die ganze Werkstätte verdunkelt. — Sie werden darin binnen zwey Monaten gewiß hergestellt. — Ein anderer angesehener Schriftsteller stimmt hiermit völlig überein. — Grant sagt nem-

nemlich: er habe seine schwindsüchtigen Patienten seit einigen Jahren nach Westindien, und zwar nach Jamaica, Antigoa und andern Zuckerinseln geschickt, und habe erfahren; daß von allen nur einer gestorben sey; die übrigen seyn besser geworden, oder haben doch große Erleichterung verspürt. Endlich gehört die Krätze in Westindien nicht zu Hause. —

Nachdem ich bisher eine allgemeine Betrachtung über Westindien und den dort vorkommenden Krankheiten angestellet habe: so will ich noch kürzlich anführen, wie diejenigen sich zu verhalten haben, die daselbst gesund zu bleiben wünschen. Man halte sich bey der Hitze still; knöpfe sich nicht unbedachtsamer Weise los, noch weniger lege man die Kleider unvorsichtig ab; man sitze nicht in einem Luftzug; ist man naß geworden, so trinke man eine Tasse Thee, nehme ein Fußbad, und begebe sich zu Bette; überhaupt gewöhne man sich an, früh zu Bette zu gehen; man schlafe hinreihend lange; man gebrauche nicht viele saure Sachen; mehr gebratenes Fleisch; leichte Gemüse; etwas Claretwein; selten Punsch; Rum mit Wasser vermischt, ist, wenn er mäßig getrunken, und das Wasser nicht mit zu vielem Rum übersetzt wird, das heisamste Getränke, weil der Rum das Wasser verbessert, und die Ausdünstung befördert. — Desto schädlicher ist aber zu vieler Rum. —

Nun-

Nunmehro will ich kürzlich von den vornehmsten Inseln reden.

Die Insel Cuba ist an ihren Ufern sehr niedrig, und in ihrer Mitte sind nur geringe Berge. Dieser niedrigen Lage wegen ist diese Insel vielen Ueberschwemmungen ausgesetzt; hat an vielen Orten Sümpfe und große Wälder; sie gehört daher keinesweges zu den gesunden Inseln. — Die Frambøesia und das gelbe Fieber richten hier vieles Unheil an. — An den Blattern starben hier einsmal binnen sechs Monaten 60000 Menschen. Der gesundeste Ort auf dieser Insel ist Havanna, weil ihm die Nordwinde abkühlen: er leidet aber doch Mangel am guten Wasser. — Fleisch von Schweinen und Schildkröten ist hier das gemeinste, und man hält es nicht für ungesund. — Dagegen ist aber der Verkauf derjenigen Fische, welche man Ciquatos nennt, strenge verboten, weil auf deren Genuß diejenige Krankheit, die man Cinquatera nennt, zu erfolgen pflegt: dies Uebel besteht in einem Ekel, heftigen Schmerz der Gelenke und Glieder; der Patient wird bleich; es erfolgt eine Abnahme und Erschlaffung des ganzen Körpers: man hält dafür, daß der Genuß der giftigen Manzinelle den Fischen diese böse Eigenschaft geben solle. — Auch hat man schon seit einigen Jahren den Aussatz zu Havanna zu verspüren angefangen; es ist für die Aussätzigen bereits

reits ein Hospital, welches an die 150 enthält, worunter aber auch einige Venerische sind, angelegt worden. —

Die Insel Domingo ist in den meisten Gegenden hoch und an der Westseite steil. — Aus dieser Ursache, zu welcher sich noch der häufige Ostwind und die vielen Regen gesellen, ist die Hitze nicht ganz unerträglich: — indeß ist aber auch die Luft beständig warm und feucht, wodurch Fäulung und das Schimmlichwerden sehr befördert wird. Eisen rostet vom Abend bis Morgen, und Brod ist, des Schimmels wegen, nach zwey Tagen nicht mehr zu gebrauchen. — In diesem Lande erschlaffen alle Geistes- und Körpervermögen, besonders die Nerven, und nur derjenige allein, sagt Richard, der in einer gänzlichen Unthätigkeit lebt, den ganzen Tag in Hangmatten zubringt, nur ißts, wenn ihn der Hunger treibt, kann alt werden, und selbst die Venusseuche ist ihm nicht nachtheilig. — Es herrscht hier eine die Nerven angreifende Krankheit, von den Spaniern Spasimo genannt. Die Theile, so davon angegriffen worden, ziehen sich zurück und verkürzen sich; das Blut stockt; das Athemholen wird beschwerlich: nur einige Schwarzen sind daran gestorben, und man hat kein Beyspiel, daß Franzosen damit befallen worden. — Ohne Zweifel ist Verkältung, welcher die Schwarzen

mehr als die Weissen ausgesetzt sind, an diesem, die zum Leben gehörigen Theile, angreifenden Krampfe schuld.— Uebrigens sind die hitzigen und Faulfieber; die Ruhr; das Gallenfieber; die Framboesia; die Venusseuche und der Aussatz hier gewöhnliche Krankheiten. — Leogane, eine den Franzosen gehörige Stadt, liegt morastig, und ist daher ungesunder, als eine andere zu Domingo. — Noch schlimmer ist Cap françois, welches in einem Thale zwischen Morästen, am Fuße eines hohen steilen Berges liegt, der die Stadt zur Hälfte umgiebt, und durch Concentrirung der zurückgeworfenen Sonnenstrahlen eben so unausstehlich als die Luft schädlich macht: das Wasser ist dazu schlecht. — Hieraus entstehen oft sehr bösartige epidemische Fieber von fauligter Art, besonders auch die brandige Bäume. Eine solche Epidemie wurde dadurch einsmals gehoben, daß man zehn Tonnen Kalk in einen benachbarten Morast warf. —

Auch an vielen andern Orten der Insel Domingo findet man solche schädliche Moräste, und nur selten hat man da gutes Wasser. Die Feuchtigkeit der Luft verdirbt auch oft das Mehl, so daß man selten gutes Brod haben kann. — Alle diese Gegenden werden oft mit Fiebern befallen: auch herrscht hier fast immer der Keichhusten; nichts aber übertrift die Allgemeinheit der Venus-

seuche.

seuche. — Man hat hier Afterblattern, die viele Aehnlichkeit mit unsern Spitzpocken haben: sie enthalten Eiter, und lassen so gar oft Narben nach: es fehlt ihnen aber das Eiterungsfieber. — Um der Ausbreitung der wahren Blattern vorzubeugen, hat man an einigen Orten Blatterhäuser angelegt, wohin man die Patienten schickt. — Lafosse berichtet uns auch, daß der Trismus und Tetanus unter den Negerkindern oft erkünstelte Krankheiten wären, indem die grausamen Eltern an dem übriggebliebenen Stück des Nabelstranges zupften, auch wohl mit einer Nadel in die Fontanell des Kindes stächen. Nach eben diesem Verfasser steht das Thermometer auf Domingo nie unter 13 Grad des Reaumürs; auch nie über 35 solcher Grade. — Gemeiniglich steht's im Schatten auf 28½ Grad. —

Weil die Spanier gemeiniglich sehr mäßig leben; so bleiben sie auch zu Domingo gesund; ja viele von ihnen erreichen ein hohes Alter. Die gesundesten Oerter sind St. Jaques, Cotny und Bacque. —

Die Insel Jamaica besteht aus einem sich hoch erhebenden Kettengebürge; ihre Küste auf der Südseite ist niedrig und flach, und wird durch Platzregen überschwemmt; die westliche Seite und die nach Norden ist auch niedrig; die Mitte der Insel und die östliche Seite aber hat hohe Berge. —

ge. — Da es also in Jamaica niedrige und hohe Gegenden giebt; so ist leicht einzusehen, daß die gesunde Beschaffenheit der Insel an verschiedenen Orten sehr verschieden seyn müsse. Eben so verschieden ist auch die Hitze. In den niedrigen Gegenden steigt wohl das Fahrenheitische Thermometer auf 98 bis 110 Grade; da es hergegen auf den Gebürgen lange nicht so hoch steigt. — Vielmehr sind die Seiten dieser Berge gemäßigt und kühl. — Ohnweit dieser Berge liegen Spanish Town und Kingston. Indeß sind diese doch nicht so gesund als jene eben gemeldete gemäßigte Gegenden, welche zum Aufenthalte der Neuangekommenen, damit sie sich an das Clima gewöhnen möchten, wie auch für Kranke, die dahin gebracht werden müßten, dienen sollten. Die Hitze steigt in diesen Gegenden des Tages nie über 70 Grad und fällt nicht unter 54 Grad. — Mosely sagt: man sollte die Soldaten nach solchen Anhöhen, und nicht in die Städte verlegen. Da nun die Gegenden, die nahe an einem Sumpf liegen, eine ganz ungesunde Luft verbreiten; so ist nicht zu bewundern, wenn Tod und Untergang daselbst der menschlichen Natur drohen. Es überfällt einem ein Fieberfrost, wenn man die Gegenden des Nachts nur bereiset.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer

Rathgeber.

Achtzehentes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 6ten May 1797.

Fortsetzung der Bemerkungen über die Verwahrung der Kinderkrankheiten.

Die Näthe fangen sich in dem vorher zusammenhängenden keine Spur einer Trennung zeigenden Knochenblatte durch Entgegenrückung ihrer Knochenstücke zu bilden an, und verhältnißmäßig werden alle Schädelknochen am früheſten vollendet. Noch viel beträchtlicher wachsen die Gesichtsknochen; indem sie rings um ihre knorpelige Ränder zunehmen, und allmälig in Knochen übergehen. In den Röhrenknochen vergrößert sich das Mittelstück weit mehr der Länge, als der Breite nach; zu diesem Endzwecke ließ die Natur sie an den Enden lange knorpeligt bleiben, bis die Knochen gegen die Jahre der Mannbarkeit meist ihre ganze Länge erreicht haben, und die Endstücke nur noch durch eine dünne Knorpelscheibe vom Hauptstücke abgesondert werden, die endlich bey der Vollen-

dung des Wachsthums auch verknöchert, und so mit zuletzt den Knochen als ein einziges Stück darstellt, an dem man keine Spur einer ehemaligen Theilung weder äußerlich noch innerlich mehr erkennt, und das auch nun nicht mehr an Länge zunimmt.

Je jünger wir sind, desto größer und schwerer ist unser Hirn, sowohl zum Kopfe, als zum übrigen Körper: daher ists bey Embryonen so ungeheuer groß; ja bey solchen von der Länge einer pariser Linie im Umfange so groß, als der ganze Körper. Das Hirn eines ausgetragenen Kindes wiegt 26½ Loth, eines zweyjährigen 46½ Loth. Auch sind die Nerven und das Rückenmark, im Verhältnisse zu dem übrigen Körper, bey dem Kinde weit größer, als bey dem erwachsenen Menschen.

Die Blutgefäße sind, im Verhältnisse zu dem übrigen Körper bey Kindern größer und zahlreicher, als bey den Erwachsenen. Daher entsteht bey Kindern, nach dem Anlegen der Blutigel, oft ein tödtlicher Blutfluß.

Bey denen Erwachsenen findet ein doppelter Umlauf des Bluts statt, nämlich der kleine und der große. Das Blut wird, von der einen Seite des Herzens, durch die Lunge in die andere Seite gebracht: so verhält sich der kleine Umlauf. Aus dieser Seite des Herzens wird es nachher, durch

den ganzen Körper, wiederum in die andere Seite zurück gebracht: dies ist der größere Umlauf. Ganz anders verhält es sich bey dem noch ungebohrnen Kinde. Der kleine Umlauf findet bey demselben nicht statt, sondern das Blut gelangt größtentheils, durch die eyförmige Oeffnung, aus dem vordern Herzen in das hintere Herz. Wegen der äußerst merkwürdigen Klappe, womit die Natur die eyförmige Oeffnung versehen hat, kann das Blut aus dem hintern Herzohr in das vordere nicht zurücktreten. Der bey weitem größte Theil des durch die Nabelschnur in das ungebohrne Kind kommende Bluts wird durch die beiden Nabelpulsadern, in den Mutterkuchen, und so fort in die Gebärmutter der schwangern Person zurückgeführt.

Die Lungen des Kindes im Mutterleibe unterscheiden sich schon im äußern Ansehen von den Lungen eines neugebohrnen Kindes, das geathmet hat. Sie sind bey dem ersten klein und zusammen gefallen, so daß sie nicht die Brusthöhle ausfüllen oder den Herzbeutel bedecken. Ihre Farbe ist blauroth und dunkel, und man bemerkt an ihnen keine weiße Luftbläschen; auch sind sie specifisch schwerer und sinken im Wasser zu Boden. Die Lungen eines Kindes, das geathmet hat, oder welchem Luft eingeblasen worden ist, füllen die Brusthöhle mehr aus, und bedecken den Herz-

beutel; ihre Farbe ist blaßroth oder weißlich; sie zeigen eine Menge von kleinen Bläschen, die mit Luft gefüllt sind; wenn man sie zerschneidet, so geben sie ein knisterndes Geräusch und eine schaumigte Feuchtigkeit von sich; sie schwimmen, so wohl ganz als zerschnitten, auf der Oberfläche des Wassers. Hierauf gründet sich die in der gerichtlichen Arzneygelahrheit so wichtige Lungenprobe. Merkwürdig ist, daß die rechte Lunge fast immer früher Athem holt, als die linke. Wenn daher ein neugebornes Kind blos einmal, und nur unvollkommen Athem geholt hat; so findet man die Kennzeichen davon meist nur an der rechten Lunge.

Auch in den Dauungswerkzeugen bemerkt man einige Verschiedenheiten. Die Leber ist sehr groß und füllt fast die ganze obere Gegend des Unterleibes aus, die Gallenblase strotzt von dünner Galle. Der Magen ist rund und verhältnißmäßig klein, und enthält etwas weniges von einer dünnen wässerig schleimigten Feuchtigkeit. Die dicken und dünnen Därme sind mit dem sogenannten Kindspech angefüllt, welches eine dunkelgrüne dicklichte Materie ist, die aus Galle und den eigenthümlichen Feuchtigkeiten des Darmkanals gemischt ist.

Die Nieren sind, im Verhältnisse zu dem Körper des Kindes größer, als bey dem Erwachsenen,

senen, und die Nierenanhänge sind weit größer, als *bey* dem erwachsenen Menschen. Auch hat die Urinblase eine andere Gestalt; sie gleicht einer Birne, ist an dem Boden am breitesten, und verengert sich allmählig nach dem Blasenhalse zu. Auch liegt die Blase in dem Unterleibe höher bey dem Kinde, als bey dem Erwachsenen. So findet man bey den meisten, völlig ausgetragenen und nicht zu früh gebohrnen Kindern männlichen Geschlechts die Testikel in dem Hodensacke, und bey den Kindern weiblichen Geschlechts ist das Jungfernhäutchen weit sichtbarer, und weit mehr in die Augen fallend, als bey erwachsenen Mädchen.

Die Brüste der neugebornen Kinder beyderley Geschlechts enthalten zuweilen Milch, welche durch die Brustwarze ausfließt, und die Brüste der Kinder weiblichen Geschlechts sind flach, und erheben sich erst, wenn die Zeit der Mannbarkeit eintritt.

Von der Behandlung der Kinder unmittelbar nach der Geburt.

Der aus seinem Nichts hervorgetrettene neue Weltbürger, hat noch sein Auge nicht geöffnet, und kaum die ersten Züge geathmet: so umringen ihn schon tausend Ursachen, um ihn wieder in sein voriges Nichts zu verwandeln. Ganz nackt und blos fällt er in ein ganz fremdes Element,

 um

um, ohne alle Schonung, allen seinen Wirkungen ausgesetzt zu werden. — Wenn also der erste Stoff in einem warmen Bade gebildet, und bis in dem neunten Monat in einer gleichen Wärme ausgebrütet wurde, wobey die Empfindlichkeit seiner äußern Theile vermehrt, und dem Kreislaufe der Säfte zu allen und den entferntesten Theilen aufgeholfen werden konnte: so umringt ihn gleich nach der Geburt, eine um so sehr vieles kältere Luft, welche gähe die Gefäße der Oberfläche zusammenschnüret, und die Säfte zu den innern Eingeweiden treibt, überhaupt aber nicht sowohl durch Unterdrückung der ohnehin durch den vielen Hautschleim verhinderten Ausdünstung, als vielmehr durch den mächtigen Reiz, auf sehr empfindliche Nerven, die größten Bewegungen in dem Innern des Körpers hervorbringen muß. Auf einmal des mütterlichen Einflusses auf den Kreislauf seiner Säfte beraubet, muß jetzt der Neugeborne alle seine Gefäße selbst und allein anfüllen, und gegen so viele Hindernisse des Fortgangs seiner Lebensverrichtungen streiten.

Wenn das zur Welt geborne Kind sogleich die Augen öffnet; wenn es seine Glieder lebhaft hin und her bewegt; wenn es leicht und ohne Schwierigkeit Athem holt; wenn es zu der gehörigen Zeit geboren worden; wenn der Kopf mit zarten und kurzen Haaren bedeckt ist; wenn die

die Nägel ausgebildet sind; wenn das Angesicht *voll und* ohne Runzeln oder Falten ist; wenn *man an* dem Körper keine Verunstaltung bemerkt; dann ist das Kind vollkommen ausgetragen, gesund und wohl geboren.

Verunstaltungen des Körpers, ungewöhnliche Gestalt und Mißgeburten von mancherley Art, kommen nicht selten vor. Sie sind aber nichts weniger als ein Spiel der Natur, oder als ein Werk des Zufalls anzusehen, sondern die Natur befolgt auch hier einige bestimmte Gesetze, von denen sie niemals abweichen kann. Es giebt nur *gewisse* Arten von Mißgeburten, die immer wieder vorkommen, und außer diesen giebt es keine. Niemals hat man gesehen, daß ein Finger an der Stirne, oder an der Nase, angewachsen wäre, oder daß sich ein Auge an der Fußsohle gefunden hätte. So weit weicht die Natur niemals von der allgemeinen Regel ab. Es fehlen einige Theile, oder andere sind doppelt, aber sie finden sich da, wo sie hin gehören, und an keiner anderen Stelle. In dem Mineralreiche finden wir ähnliche Abweichungen von der regelmäßigen Figur der Kristalle, welche aber jederzeit gewissen bestimmten Gesetzen folgen, und von denselben niemals abweichen.

Die Einbildungskraft der Mutter wirkt, während der Schwangerschaft, keineswegs auf das

noch ungeborne Kind, und das sogenannte Versehen der Mutter ist weiter nichts, als ein thörigter Aberglaube, welchem die wichtigsten Gründe entgegen stehen. Denn

Erstens: Wäre die Macht der Einbildungskraft gegründet; so würde es ja nur auf die lebhafte imaginarisch Idee einer Mutter ankommen, ob ihre Frucht einen Knaben oder ein Mädchen vorstellen sollte; die Empfängniß wäre der Willkühr der Frauenzimmer unterworfen — nur eine erhitzte Einbildungskraft würde erfodert, um eine Leibesfrucht zu bilden. Allein die Erfahrung lehret das Gegentheil. Die Empfängniß ist keineswegs dem Willen unserer Seele, geschweige einer zügellosen Einbildungskraft unterworfen — viele rechtschaffene Damen wünschen sich Kinder — viele wünschen sich einen Knaben — viele ein Mädchen — und alle ihre Wünsche — ihre ganze erhitzte Phantasie ist vergeblich.

Zweytens: Finden wir sehr viele Muttermäler und andere Ungestalten, ohne daß die Einbildungskraft während der ganzen Schwangerschaft eine lebhafte Idee erregt, welche auf die Mutter einen Eindruck gemacht hat. Man hat viele Mäler wahrgenommen, so einer Kirsche u. s. w. ähnlich waren, ohne daß sich die Mutter einer vorhergegangenen imaginarischen Idee entsinnen konte.

Drittens: Sind sehr häufige Beyspiele vorhanden von Schwangern, bey welchen weder ein heftiger Schrecken, noch ein gräßlicher Anblick, noch ein starkes Verlangen nach einer Sache, noch irgend eine Einbildung auf die Gestalt des Kindes einen Einfluß gehabt, obgleich solche Affecten außerordentlich heftig waren, und die Mütter selbst glaubten, ein ungestaltes Kind zur Welt zu bringen.

Viertens: Ist es ja gar nichts seltenes Mahlzeichen bey Thieren zu sehen. Man sah Kälber mit zween Köpfen, man sah junge Schweinchen mit Füßen, welche Menschenfüßen ähnlich seyn sollten. Auch sehen wir ja Mißgeburten bey denen Gewächsen, ja wir finden sogar in dem Kiesel und andern Steinen, in dem Agath, oftmals Zeichnungen von Pflanzen, Bäumen und Thieren, ohne dabey an ein Versehen zu denken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von dem medicinischen Zustand von West-Indien.

Fortsezzung.

Viele traurige Beyspiele hat man auch bereits davon, wenn man hier lange verweilet. Es wurde im Jahr 1741 bey Greenwich auf Jamaica

maica ein schönes Lazareth angelegt; allein die Schädlichkeit der Luft zog Ruhren und Faulfieber herbey; das Blut floß aus allen Adern; aus Wechselfiebern wurden bösartige: von 15000 Mann starben, binnen zwey Monaten, der 7te Theil. Nicht viel besser ergieng es den Schiffen des Admirals Rodney, die bey Port Royal im Hafen lagen, und von woher oft des Nachts Leute ans Land giengen, um Holtz zu fällen: die über Moräste streichenden Winde äusserten hier ihre volle Wuth. — Jamaica gehört also mit Recht zu den ungesunden Inseln, und diese ungesunde Beschaffenheit würde noch größer seyn, wenn nicht die Winde regelmäßig alle Mittage von der See und des Nachts vom Lande herstrichen und die Luft reinigten und abkühlten: — man nennt sie dieser ihrer guten Eigenschaft wegen auch den Doktor. Dem ohnerachtet bleibt doch Jamaica mit vielen andern Inseln das Grab der Europäer. Von 100 Personen, die nach dieser Insel gereiset waren, lebten, nach Verlauf von 4 Jahren, annoch drey Familien. — Nach Haygarths Berechnung stirbt daselbst jährlich von 5 eine Person. — Nur ein Leichenstein zu Kingston sagte: daß eine Frau 73 Jahr alt geworden sey; da die übrigen hergegen fast alle zwischen 30 und 40 Jahren hinsterben. Fast alle 5 Jahre wird die ganze Anzahl der auf Jamaica lebenden Weissen begraben. —

Was

Was die Krankheiten selbst anbetrift; so sind es die oben genannten Fieber und Ruhren, wodurch die meisten weggerafft werden. — Besonders erscheint das gelbe Fieber in Jamaica unter mehr als einer Gestalt, indem es bald fauligt galligter, oft aber auch entzündlicher Art ist, worin die antiphlogistische Methode in ihrem ganzen Umfange nützlich ist: in solchen Fällen hat man von Blutstürzungen Nutzen gesehen. — So lange sich Joh. Sloane hier aufhielt, herrschten epidemische Wechselfieber von aller Art.

Auf den bisher abgehandelten drey Inseln giebt es, gegen Hoffmanns Versicherung, keine besonders giftige Thiere: es giebt hier zwar einige Schlangen, aber ihr Biß ist nicht tödtlich.

Die Jungfer-Inseln St. Thomas, St. Jean und St. Croix sind bergigt, hin und wieder mit dicken Büschen bewachsen; an Flüssen und Quellen ist Mangel: man hat daher kein anderes trinkbares Wasser als Regenwasser, welches aber erst nach einem Monate getrunken werden kann: es bleibt auch an vielen Stellen in den Klüften Regenwasser stehen, welches mit einer blauen Haut überzogen ist: nachdem man aber diese weggenommen hat, ist das darunter befindliche Wasser ganz gut. — Diese Inseln sind oft den Orcanen ausgesetzt, die man aber um so viel seltener bemerkt, je häufiger im Sommer die Winde regiert

haben,

haben, die also hier von großem Nutzen sind. — Vom December bis May ist die dürre Zeit, jedoch fällt im December und Jänner zuweilen Regen: die kleinen und großen Regen verhalten sich, wie bereits oben gemeldet worden. Da es aber nicht anhaltend regnet, so dauert auch nur das kalte Wetter, so lange es regnet. — Im September und October ist die Hitze am größten; in den vorigen Monaten verdunkeln Wolken die Sonne, und die Ostwinde mäßigen die Hitze noch mehr. Um acht oder neun Uhr Morgens hebt der Wind an und steigt mit der Sonne. — Durch alle diese Natureinrichtungen wird das Land bewohnbar, und die Hitze gemäßigt, die auch bereits schon abgenommen hat, seitdem man die Wälder ausgehauen. — Im Februar fallen so gar kalte Nächte vor, und man ist alsdenn den Verkältungen sehr blos gestellt; ein tuchener Rock ist daher oft bey Tage nicht zu heiß, — denn man muß Kleidung und Wohnung nach der Hitze einrichten. — Die Nahrungsmittel der Einwohner sind, ausser Schaaf- und Schweinefleisch, allerhand saftige und kühlende Gewächse: sonst geniesset man Jams, Batatten und Cassabi. — Die Luft ist hier gemeiniglich sehr feucht, daher auch jedes Metall dem Rosten sehr ausgesetzt ist. — Jedoch sind die Faulfieber hier nicht so häufig, als auf einigen andern Inseln. — Hier findet man die Tschicken ein

ein ganz kleines Insect in der Größe eines Sandkorns, welches sich unter die Nägel der Füsse eingräbt, daselbst in einen kleinen Beutel, von der Größe einer Erbse, seine Eyer legt, sehr häufig. — Anfangs empfinden die Patienten ein heftiges Jucken; so bald aber die Jungen ausgekommen sind, höhlen sie die Gegend aus; es entstehen große Geschwüre; oft der kalte Brand, oder das Fleisch fällt von den Beinen. Die Negern verstehen sich trefflich darauf, den Beutel auszugraben, und wenn dies geschehen, so bestreichen sie die Wunde mit Tobacksasche und Ohrenschmalz. — Die Insel St. Thomas ist bergigter als St. Croix, die eigentlich nur hohe Hügel hat, und da ihr viele hohe Berge anderer Inseln nach Osten hin liegen, die ihr Wind und Regen rauben, so kömmt auf St. Croix kein so häufiger Regen, und die Hitze giebt der von Guinea nicht viel nach. — Uebrigens ist die Insel überall wohl angepflanzt, und an Pisang, Bananen, Cokos, Jams und Cassaven ist kein Mangel. —

Die Insel Antigua leidet großen Wassermangel, und man ist genöthiget, solches von den benachbarten Inseln gegen Wein oder Rum einzutauschen, daher die armen Negersclaven nur selten trinkbares Wasser erhalten. — Die mehresten Aerzte halten sie daher für sehr ungesund, obgleich Richard sie gesund nennt. — Blutflüsse,

beson-

besonders das Blutharnen und der Leberfluß sind hier unter den Negersclaven sehr gemeine Uebel. — Auch die Insel St. Eustatius zählt man zu den ungesunden. — Besser ist aber St. Christoph wo eine reine und gesunde Luft ist. — Die Insel Guadeloupe ist an der Seeseite bergigt, und hat einen rauchenden Vulkan; übrigens giebt es hier viele niedrige, sumpfige Stücke Landes, welches die Franzosen Basse Terre nennen. — Das Land ist mit herrlichen Gärten geziert, welche allerhand Früchte, als Erbsen und Artischocken, in Menge hervorbringen: auch hat man hin und wieder das beste Wasser. Auf dieser Insel verspürt man zuweilen Erdbeben, worauf Raupen und allerhand häßliches Geschmeiß, als Fliegen und Käfer, zu folgen pflegen. — Man trauet daher hier den herrlichsten Früchten nicht, und hält sie für ungesund. — Auch den Zucker hält man für schlecht. — Ganz ungesund muß die Insel doch nicht seyn: denn Isert sahe daselbst einen Mann von 91 Jahren. — Den Aussatz findet man hier ziemlich häufig. —

Die Insel Dominico ist an den meisten Orten waldigt und ungesund: indeß wohnen doch an den Seiten der Hügel verschiedene französische Familien sehr gesund, und bleiben von den gewöhnlichen Wechsel- und andern Fiebern frey. — Uebrigens sind hier die Krankheiten, wie die Herren

ren Poissonier Despèrrieres und Poupet Desporten versichern, von der größten Heftigkeit. — In Ansehung der gesunden Beschaffenheit von Martinique ist man nicht einig. Isert sagt: es sey hier zwar feucht, aber doch gesund; auch Lind hält diese Insel für gesunder als Domingo; eben so auch Richard: aber Mr. de Chanvalon macht hievon eine ganz andere Beschreibung: hier ist die Natur, sagt er, in den Krankheiten so eilfertig, daß, wenn man sich der Kranckheit nicht in dem Augenblick, wo sie sich meldet, bemächtiget, sie sich auf einmal entwickelt, und das mit einer Heftigkeit, die die Arzeney nicht mehr überwältigen kann, sondern alles ist verlohren. Man macht es alsdann mit einem Kranken wie mit einem brennenden Gebäude, wovon man einen Theil aufopfert; um nur das Gerüste davon zu erhalten; es wird ihm in 24 Stunden 15 bis 18mal Blut gelassen, und in der Zwischenzeit werden andere Mittel gebraucht. Sobald jemand krank wird, finden sich Arzt, Notarius und Beichtvater zugleich ein. — Hier dringt oft das Blut in dem Fieberanfall durch alle Gänge der Haut, wie der Schweiß, und dennoch läßt man 15 bis 16mal zur Ader!!! Die Blattern, Masern und Fleckfieber sind pestartig. —

Auch wird diese Insel von Ameisen sehr geplagt; — man hat in Frankreich auf die Entdeckung

deckung eines Mittels, diese Insecten zu vertilgen, eine Belohnung von 1 Million Livres gesetzt. —

So wohl diese Insel, als St. Lucia, haben viele Schwefelminen. Dieser und anderer Ursachen wegen nennt Fabri die Insel Lucia sehr ungesund. Blane aber sagt: hier sey die Luft sehr rein. — Auf der Insel St. Vincent wird die Stadt Kingston durch einen angrenzenden Sumpf sehr ungesund gemacht. — Da aber durch Abwässerung dem Uebel abgeholfen werden kann, so steht zu hoffen, daß der Ort dermaleins gesunder werden könne. — Die Insel Grenada und die Grenadinen sind bis jetzt, der vielen Sümpfe und Wälder wegen, annoch sehr ungesund. —

Obgleich der berühmte Lind der Insel Tabago, ihrer ungesunden Beschaffenheit wegen, nicht das Wort redet; so versichert doch Oldendorp, daß diese Insel, deren Boden fruchtbar, und hin und wieder sandigt ist, von den caraibischen die gesundeste sey. Hiemit kömmt auch der Bericht des Capitain Poynz überein, der sie auch für gesund hält, weil gelinde, aber allgemeine Winde, die bey Sonnenaufgang von der See, des Nachts aber von den Felsen und Gebürgen kommen, die Hitze mäßigten und die Luft reinigten. — Die Insel Curacao hat sich von jeher der Gesundheit sehr nachtheilig bewiesen. — Die Luft ist oft nebeligt, feucht und heiß. — Das gelbe Fieber und Ruhren würgen hier viele Menschen. — (Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer
Rathgeber.

Neunzehentes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 13ten May 1797.

Einige Bemerkungen über die von Herrn Sacombe vorgetragene Zweifel über den Kaiserschnitt.

Herr Sacombe sagt in seiner neuen Theorie der Geburtshülfe S. 135 über den Kaiserschnitt folgendes:

„Wie kommt es, daß diejenigen Theile der „Heilkunde, über welche am mehrsten gestritten „und geschrieben worden, gerade der Vollkom„menheit am wenigsten sich nähern? Es kommt „daher: So wie der Diener der Natur diese „aus dem Gesichtspuncte verliert, und sich einem „Strom von Meynungen überläßt, welcher ihn „mit fortreißt; so wird er durch schöne aufge„stutzte Systeme stolz gemacht der Zerstörer der „Menschheit, bis eines Tags die eitlen Schatten„bilder der Einbildungskraft in einem Meere „von Irrthümern allmälig verschwinden."

„Die Hebammenkunst giebt uns einen deut-
„lichen Beweis von dieser traurigen Wahrheit.
„Das allerlängste Leben eines Mannes, der un-
„ermüdet im Studiren ist, würde kaum hin-
„reichen, die außerordentliche Menge theoretischer
„und practischer Schriften, die über das Ge-
„schäfte der Geburtshülfe herausgekommen sind,
„durchzulesen, und doch handeln die Practiker
„dieser nach ihren Grundsätzen so einfachen Kunst
„heut zu Tage der Natur ganz entgegen, ja seit
„der Zeit des berühmten Levret ist, wie der
„scharfsinnige Alphonsus le Roy sagt, die Kunst,
„welche das Leben erhalten soll, in Frankreich
„eine Kunst, welche den Tod vervielfältigt."

„In unserm eisernen Jahrhundert werden
„Zangen und Haken von verschiedener Art und
„in verschiedenen Formen verfertiget, um die
„Kinder aus der Gebärmutter herauszureißen,
„welche dadurch oft ihr Grab wird."

„In unserm barbarischen Jahrhundert ist der
„Kaiserschnitt wiederum erneuert worden, und
„der Wiederhersteller dieser grausamen Operation
„schämte sich nicht, zur Classe jener Schutzgeister,
„die zum Wohl der Menschheit erschaffen sind
„sich zu zählen, während die Academie, deren
„Mitglied er war, noch an der Nothwendig-
„keit dieser Operation zweifelte, und mit allem
„Recht bis zur Epoche ihrer Aufhebung in

„die-

„diesem Zweifel beharrte." So weit der Verf.

Die Geschichte der Medicin lehrt, daß diese Operation sehr alt ist, und es ist wahrscheinlich, daß die Natur selbst die Menschen auf dieselbe geführt hat, indem die Beyspiele gar nicht selten sind, wo bey einem partus extra uterinus äußerlich am Unterleib ein Geschwür entsteht, und das todte Kind ausgeführt wird. — Und überdies ist es ganz begreiflich, daß man, aus Liebe und Fürsorge für ein lebendes Geschöpf, bey kürzlich gestorbenen Schwangern diese Operation schon in den frühesten Zeiten unternehmen mußte. Und davon verlieren sich die Spuren in die graue Fabelwelt. Die Griechen erzählten, daß **Zevs**, da er die schwangere Semele, eine von **Kadmus** Töchtern, einst besuchte, seine Blitze mit vom Olymp genommen und so unvorsichtig damit umgegangen, daß das Haus der Semele vom Blitz getroffen und sie selbst verbrannt sey. In aller Eil habe **Zevs** dem **Hermes** den Auftrag gegeben, die unreife siebenmonatliche Frucht aus dem brennenden Körper der Semele auszuschneiden, und sie ihm zu bringen. **Zevs** verbarg darauf das Kind noch fast drey Monate in seiner Hüfte, und gebahr alsdann den **Bachus**. Die Römer fabelten von dem Aesculap, daß sein Vater **Apollon** ihn aus dem Leibe seiner Mutter

Koronis, die schon auf dem Scheiterhaufen lag, ausgeschnitten habe — und Aeneas focht mit einem gewissen Lyclas, der auf ähnliche Weise zur Welt gekommen und deswegen dem Apoll heilig war. Sehr frühe mußten dergleichen Operationen geglückt seyn, weil Numa Pompilius schon das sogenannte königliche Gesetz gab, daß keine Schwangere sollte beerdigt werden, ohne daß vorher die Frucht ihr ausgeschnitten worden. Diesem Gesetze zufolge erzählt uns Plinius, seye der erste der Cäsarn, Claudius, und ein gewisser Cäso, aus dem Geschlecht der Fabier, durch einen Schnitt aus den Leibern ihrer Mütter zur Welt gebracht worden, und haben daher auch ihre Nahmen erhalten. Ferner seye Manilius, der im dritten Punischen Kriege Karthago eroberte, und Scipio der Afrikaner dergestalt zur Welt gekommen.

Aber, daß bey lebenden Schwangern der Kaiserschnitt vorgenommen wurde, davon finden wir die erste gewisse Spur zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts. Und wie die meisten chirurgischen Operationen Anfangs von unwissenden Menschen ausgeübt wurden; so war es auch ein Schweinschneider, Nuster im Turgau, der an seiner eigenen Frau die Operation mit dem glücklichsten Erfolg vornahm. Auch der bekannte Andreas Doria soll durch einen solchen Schnitt

zur Welt gekommen seyn. — Gegen die Mitte desselben Jahrhunderts ereignete sich in **Wien** ein merkwürdiger Fall, der es offenbar bewieß, daß bey **Bauch-Empfängnissen**, oder wenn die Frucht, durch eine Ruptur der Bährmutter, in den Bauch tritt, die Natur selbst den Kaiserschnitt anzubefehlen scheint. Der Fall war dieser: Die Frau eines Gastwirths, **Wolczer**, wurde 1545, nachdem sie schon mehrmals gebohren, wieder schwanger. Als die Zeit der Geburt kam und die Wehen heftig wurden, strengte sie sich sehr stark an. Mit einem mal that es einen Knall, als ob in ihrem Leibe etwas geplatzt sey, und die Milch schoß in die Brüste. Die Wehen giengen vorüber, und, statt daß das Kind hätte kommen sollen, trat der Bauch noch stärker auf; die Frau wurde kachectisch und bekam einen stinkenden Abfluß aus der Scheide, 1548 entstand eine Oeffnung im Unterleibe, woraus eine ähnliche Jauche, und 1549 selbst ein Knochen ausgeleert wurde. Da die Frau immer elender wurde, suchte man bey Wundärzten und Aerzten Rath. **Matth Cornax**, Professor in Wien, folgte den Winken der Natur, erweiterte die Oeffnung, und holte das halb verfaulte Kind glücklich heraus. Die Frau erhohlte sich hierauf wieder so völlig, daß sie nach zwey Jahren von neuem wieder schwanger wurde. Als die Zeit der Entbindung heran nahete, fand

man das Kind sehr stark, aber die natürlichen Wege sehr enge. Dagegen war die Narbe der alten Wunde feucht, und stand von einander. Cornax wollte die letztere wieder aufschneiden, aber die Mutter der Gebärerinn setzte sich dagegen. Der brave Arzt mußte also das arme Weib ohne Hülfe lassen, die auch bald ihren Geist aufgab. Nun öffnete man die alte Wunde, und holte das Kind heraus, welches erst kürzlich gestorben zu seyn schien. Aehnliche Fälle beobachteten auch um diese Zeit **Aegidius Hertoge** in Brüssel, und **Achilles Pirmicinus Gassarus**, ein sehr gelehrter Arzt in Augsburg. Im **Karl Etienne** finden wir die erste wissenschaftliche Abhandlung über den Kaiserschnitt, durch Figuren erläutert, und **Felix Plater** führt einen merkwürdigen Fall an, wo eine todte Frucht aus dem Leibe der lebenden Mutter ausgeschnitten worden.

Das größte Aufsehen machte aber diese Operation, als **Franz Rousset**, Arzt des Herzogs von Savoyen, sich zu einem warmen Vertheidiger derselben aufwarf. Seine Schrift ist ein Meisterwerk in seiner Art. **Rousset** beruft sich zuvörderst auf Erfahrungen von dem glücklichen Ausgang dieser Operation, welchen theils andere, theils er selbst beobachtete. Die erste Geschichte ist auch die merkwürdigste. Sie betrift eine Frau bey **Milly**, die sechsmal glücklich durch den **Kaiser**-

schnitt

schnitt entbunden wurde, und in der siebenten Geburt starb, weil der Wundarzt nicht mehr war, der sonst jene Operation an ihr vorgenommen hatte. — Er sucht alsdann durch die Analogie zu beweisen, daß die Wunden der Bauchmusceln und des Darmfells so wenig, als die Verletzungen der Bährmutter, tödtlich seyn, und lehrt, daß bey übler Bildung des Beckens, bey einer zu großen Stärke des Kindes, und bey Empfängnissen außer der Bährmutter, der Kaiserschnitt das einzige Mittel ist, die Entbindung zu vollbringen. Nachdem **Bauchin** 1582 Roussets Schrift *in einer* lateinischen Uebersetzung bekannt gemacht, *und* dessen Vorschlag bestättigt hatte.: so machte diese dringende Empfehlung des Kaiserschnittes ein solches Aufsehen in Frankreich, daß diese Operation von nun an von mehrern Wundärzten, doch freylich nicht immer nach wahren Anzeigen, und also auch nicht immer mit glücklichem Erfolg, verrichtet wurde. Daß zu der Zeit in Frankreich diese Operation sehr gemein gewesen seyn muß, bezeugt, wenn gleich in übertriebenen Ausdrücken, **Mercurii.**

Confer. **Sprengels Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneykunde.** Th. 3. S. 500 seq.

Es ist eine wahre Schwachheit wenn der Verf. sich auf die Autorität der **Facultät zu Paris** beruft.

ruft. Dieses ist ein bloßes Vorurtheil des Ansehens, welches noch lange keinen Beweis abgiebt. Da der Beyfall der ganzen Welt eine Meynung noch nicht einmal zu einem erwiesenen Satze macht, und da die angesehenen und gelehrten Männer nur einen Theil des Ganzen ausmachen; so sieht man gar leicht ein, daß der Beyfall von einigen angesehenen Männern nicht viel weniger die Stelle eines Beweises vertreten kann. Sprach nicht die Pariser Facultät denen Antimonial-Mittel das Verdammungsurtheil? Und ist nicht dasselbe durch eine Induction von Erfahrungen über den Haufen geworfen worden? Verbot nicht das Parlament zu Paris 1763 auf das Anstiften dieser Inoculations-Gegner die Einimpfung in der Stadt Paris, und wurde dieses Verbot nicht einige Jahre nachher aufgehoben und zurückgenommen?

Der Verf. declamirt weiter:

„In unserm unglücklichen Jahrhundert fan„den sich Männer, welche unmenschlich genug „dachten, durch die Kunst frühzeitige Geburten „bey schwangern Personen zu bewirken, deren „Schaamtheile sehr enge verschlossen waren, und „die man daher für unfähig erklärte, ein aus„getragenes Kind zu gebären. Deswegen sagt „Lauverjat: Wenn man einen Abortus durch „die Kunst nothwendig glaubte, um eine gefähr-

„lichere

„lichere Operation zu vermeiden, so ließ man „die Frau lange Zeit und öfters baden; wenn „man durch Einspritzungen eine Erschlaffung an „den Seitenwänden des Gebärmutterhalses und „an den Rändern des Muttermundes bewirkt „hat, so wird man im siebenten oder achten „Monat, als in welchen beiden Monaten man „nur dieser Mittel sich bedienen darf, eine so „leichte Niederkunft erhalten, wie man nur „wünschen kann. Dieses Mittel, dessen Miß- „brauch (**so wie der Gebrauch**) bestrafenswürdig „seyn würde, ist nicht schlechterdings zu ver- „werfen (**kann man wohl die Ueberspannung „der Einbildung höher treiben**) weil man da- „durch in gewissen Fällen Mutter und Kind er- „halten kann, da beider Leben in Gefahr stehet, „wenn dem ausgetragenen Kind der gewöhnliche „Weg verschlossen, und sodann in der Folge eine „Instrumental-Operation nöthig ist." So „weit der Verf.

Da es keine Arzneyen giebt, welche im eigentlichen Verstand die specifike **Kraft** besitzen, einen **Abortum** zu bewirken — aber doch im Gegentheil im Stande sind, Wallungen zu erregen, und dadurch den Tod der Mutter zu befördern; so ist es jedes Arztes Pflicht, bey einem schwangern Frauenzimmer, welches mit einer Krankheit befallen, alle Aufmerksamkeit anzuwenden, um

einen

einen zufälligen Abortus zu vermeiden. Nur die Noth, welche wie überall, also auch in der medicinischen Praxis über alle Gesetze erhaben ist, kann den Arzt nöthigen, von der Regel abzuweichen. Z. B. Bey einer Schwangern, welche Gift bekommen, oder an einem heftigen gastrischen Fieber darnieder liegt, soll er in diesen Fällen keine Brechmittel geben, weil diese vielleicht einen Abortum veranlassen könnten. Hier muß der Arzt erwägen, daß die Absicht die Mittel rechtfertigt, und daß man unter zwey Uebeln jederzeit das kleinste wählen müsse.

In vorliegendem Falle ist die Frage weit schwerer zu entscheiden. — Besser wäre es immer wenn solche Frauenzimmer nicht heyratheteten, und man sollte billig die Ehen von bucklichten und einhüftigen Weibspersonen nur in dem Falle gestatten, wenn erwiesen wird „daß die anscheinende Krümmung und Verdrehung der übrigen Knochen sich nicht allzumerklich auf das Becken ausbreite; und daß durch bloße äußerliche Untersuchung, ein sehr großer Fehler der Bildung dieser vorzüglichen Werkzeuge der Geburt, nicht erhelle. Unterdessen ist es ungegründet, daß alle abortirte Foetus nothwendig zu Grunde gehen müßten. „Neque etiam immaturos foetus certo perire debere, constet exemplo *Fortunii Liceti*, cujus mater gravida, saccussibus in molesto itine-

itinere, & gravis tempestatis terrore, abortum passa est fuit, credens se non multum a septimo graviditatis mense abesse; recens natus non superabat palmae manus magnitudinem. Pater Medicus non desperabat de conservando filio, & tenerum corpusculum fovit in furno tepido, simili fero artificio, ac Aegyptii ova tractare solent, ut absque incubatu gallinae pulli excludantur — & sollicitudinis suae praemium hoc nactus fuit, ut non tantum adolesceret, sed multis operibus eruditis clarus octogesimum fere aetatis annum attingeret, dum moreretur.

Confer. *Swietenii Coment. ad Aphoris. Boerh.* T. 17. P. 512.

Fortsetzung von dem medicinischen Zustand von West-Indien.

Ausser den Musquitos, deren Stich kleine Knoten und Geschwulst hervorbringt, giebt es auf verschiedenen Inseln giftige Schlangen, unter denen die Corrallenschlange die giftigste ist. Nach deren Biß schwillt der Körper auf, und das Blut strömt aus allen Werkzeugen der Sinne.

Die bisher abgehandelten kleinen antillischen Inseln sind Inseln unter dem Winde, da Barbados

bados eine Insel im Winde ist. Ich werde daher von dieser Insel theils deshalb etwas umständlicher reden, theils auch darum, weil wir über diese Insel eine weitläuftige und schätzbare Beschreibung besitzen. —

Die Wichtigkeit dieser Insel hat den Engländern Gelegenheit gegeben, auf die Verbesserung der gesunden Beschaffenheit derselben allen Fleiß und Aufmerksamkeit zu verwenden. Man hat die Wälder weggehauen oder doch verdünnet, und die Sümpfe zum Theil ausgetrocknet. Dieser Umstand, vereinigt mit ihrer natürlichen Lage, haben sie zu der gesundesten aller bisher abgehandelten Inseln gemacht, worin Lind, Richard und Blane übereinstimmen. Vorzüglich sind einige Hügel sehr gesund. — Diese hohe Lage und ihre trockne Luft geben ihr diese Vorzüge. — Die Jahreszeiten folgen hier ziemlich regelmäßig aufeinander: — weder das Barometer noch Thermometer zeigen das ganze Jahr durch große Abwechselungen. Nie steigt das letztere über 87 Grade; vielmehr steht es in den meisten Monaten etwas niedriger. Jedoch vermehren Windstille und Südluft die Hitze nicht wenig, so wie hergegen Regen und Nordwinde Kälte bringen. Dergleichen Abwechselungen, ob sie gleich nie über 17 Grad betragen, verursachen aber so gut hier als in Europa Verkältungen. Mosely sagt; steht das Ther=

Thermometer auf 72°, da es sonst auf 80° zu stehen pflegt, so zittert man schon am ganzen Körper. Man theilt übrigens so gut hier als überall auf den Zuckerinseln das Jahr in die trockne und feuchte Jahreszeit ein, und es ist auch hier die trockne Zeit die gesunde; die nasse hergegen die ungesunde Zeit. — Daß aber doch Barbados überhaupt gesunder als andere der Antillen sey, zeigt das hohe Alter an, welches einige hier erreichen, indem man Beyspiele von 100jährigen Personen hat.

Witterung und Krankheiten verhalten sich in *regelmäßigen* Jahren gemeiniglich folgendermassen: Der Jänner ist gemeiniglich trocken und kühl. — Das Thermometer steht zwischen 70 und 80 Graden. Dieser Monat ist gesund: es herrschen jedoch Cartarrhe, Hals- und Lungenentzündungen; auch wohl einige Nervenfieber. — Bey dieser Gelegenheit verdient angemerkt zu werden, daß die entzündlichen Krankheiten hier so selten nicht sind, wie man wohl vermuthen sollte. Hillary fand für sehr dienlich, 24 Unzen Blut auf einmal zu lassen.

Auch der Februar, weil er trocken und kühl ist, ist gesund. — Es entstehen die vorhin gemeldeten Krankheiten und der convulsivische Husten. —

Nicht viel ist der März von den vorigen Mona-

ten

ten verschieden: — es herrschen oft entzündliche Krankheiten, und bey Aderlaß zeigt sich alsdenn eine Speckhaut auf dem Blute. — Die Nervenfieber gleichen denen in England. — Der Tetanus und Opisthotonus sind nicht seltene Uebel. —

Im trocknen und wärmern April steigt das Thermometer bis auf 85 Grad; noch herrschen Hals- und Lungenentzündungen, wie auch Rheumatismen. Auch sieht man wohl anhaltende remittirende Fieber. —

Der meiste Theil des Mays ist trocken, nachher kommen Platzregen: — das Thermometer steht wie im vorigen Monat: auch nicht schlimmer in Ansehung der Gesundheit. — Selbst die Nervenfieber werden durch den Regen vertrieben, aber noch dauern die entzündlichen Krankheiten fort, und es gesellet sich zu ihnen der Schlagfluß. —

Im Anfang, oder in der Mitte, oder am Ende des Junius kommen Platzregen und Ueberschwemmungen: — dies befördert das Wachsthum der Pflanzen sehr: man genießt jetzt viele saftige Pflanzen: der Neger wird oft durchnäßt: die Hitze ist zwischen 76 und 86 Grad. Die entzündlichen Krankheiten werden jetzt seltener: finden sie sich aber dennoch, wie im Jahre 1757 ein, so sind sie viel heftiger als sonst, und man muß starke Aderlässe vornehmen. — Man giebt

über-

überdem alle Stunden ein Pulver, welches aus einem Quentchen Salpeter und 15 Gran Salmiak besteht, in einem Brusttrank, zu dem Minderers Geist gegossen worden. Mittlerweile, da die Ausdünstung mehr und mehr unterdrückt wird, bekommen die Säfte, die vorher einen starken Trieb nach der Brust gehabt hatten, mehr Richtung nach den Eingeweiden, woraus Durchfall, Ruhren und Cholera entstehen; auch findet sich hin und wieder die Colik von Poitou ein, und die Kinder bekommen Schwämmchen: jedoch gehört dieser Monat noch zu den gesunden. —

Julius. — Der Regen nimmt zu und die Hitze bleibt: daher ist dieser Monat ungesunder als der vorige. — Es gesellen sich zu den gemeldeten Krankheiten Schlagflüsse; convulsivischer Husten; besonders das gelbe Fieber. — Die Ruhr ist gemeiniglich noch entzündlich. —

Der August kömmt mit dem vorigen, in Ansehung des Regens und der Hitze überein, und nur in seltenen Jahren, als 1753, pflegt er trocken zu seyn: noch immer dauert die entzündliche Constitution fort; es leiden vorzüglich das Darmfell und die Eingeweide, wodurch die Ruhr gefährlich wird, zumal da der Puls gemeiniglich dabey klein und hart zu seyn pflegt, der sich aber, nach geschehenem Aderlassen, erhebt: — es herrschen ferner remittirende Fieber, die man aber nicht

nicht zur völligen Intermission bringen kann. — Ausser der Ruhr herrscht auch die Essera, und die Augenentzündung. —

Der September ist wohl nie ohne Regen, und die Hitze bleibt noch wie vorhin. Es dauern Ruhren, Entzündungen des Darmfells und der Eingeweide fort, wovon sich oft die Natur durch einen heilsamen Durchfall befreyet. Mit der Ruhr verbindet sich ein remittirendes Fieber, das auch wohl ohne Ruhr ist. — Die Gichtmaterie, welche sich jetzt oft auf die Eingeweide versetzt, wird durch kleine Dosen von Ipecacuanha und Theriak davon zurück geleitet.

Der October ist meist allezeit naß und kühl; indeß ist er auch wohl feucht und warm; auch wohl zuweilen trocken. Die Hitze ändert sich demnach in gewissen Jahren. — In dem kalten und feuchten Monate entstehen epidemische Catarrhe, die zu Pleuresien sich neigen: auch ohne dem kommen diese Krankheiten oft allein. — Das catarrhalische Fieber gesellet sich nun auch zu den Ruhren, die jetzt noch häufiger werden: desgleichen Gicht: es zeigen sich eintägige Fieber, die ordentlich intermitiren, welches hier eine ungewöhnliche Erscheinung ist: jedoch fehlt hier der ziegelartige Bodensatz, ehe die Chrisis völlig vorhanden ist. — Die wahren Tertian- und Quartanfieber, die noch auf den unbebauten übrigen antillischen Inseln gefunden werden, siehet man hier nicht; sie müßten denn von andern Orten hergebracht seyn: aber das anhaltende remittirende und das gelbe Fieber sind dafür desto häufiger.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer
Rathgeber.

Zwanzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 20ten May 1797.

Etwas über das Wechselfieber.

Brown sagt über diese Krankheit folgendes: „Jedem kalten oder unterlassenden Fieber sind *Anfälle* mit Kälte, Wärme und Schweiß gemein, *welche* dadurch entstehen, daß man sich entweder welches oft geschieht, aus nahen Sümpfen, oder aus einem ähnlichen Zustande des Bodens, oft aus bloßer Kälte, ein andermal aus bloßer Hitze, wenn die Kälte oder Hitze zugleich von andern asthenischen allgemeinen Schädlichkeiten begleitet wird, einen Fehler zugezogen hat. Die Fieberanfälle kehren mit merklicher Verschlimmerung zurück, wenn das Uebel auf einige Zeit aufgelöst war, oder nachgelassen hatte: in der Kälte zeigen sie handgreifliche Schwäche an: in der Hitze tragen sie einen falschen Schein von Kraft vor sich: kaum beobachten sie jemals ganz genau eine gewisse Stunde ihrer Wiederkunft; sondern sie kommen geschwinder bey größerer Gewalt der

Krankheit, und später bey geringerer zurück; nicht selten nehmen sie nach und nach in ihrem Laufe eine nachlassende (remittenteir) ja auch eine anhaltende Form an, und hingegen gehen sie zuweilen, wenn sie sich überlassen oder unvollständig behandelt werden, in fünftägige, siebentägige, neuntägige, sechstägige, achttägige und zehntägige, vor Ende der Krankheit über."

Es ist hinreichend durch die Erfahrung bestätigt worden, daß die allerhäufigste äußere Ursache wodurch Wechselfieber, besonders Epidemien derselben, hervorgebracht werden, die Sumpfluft ist, die in stehenden Gewässern aus verwesten vegetabilischen Theilen entwickelt wird, und deren Hauptbestandtheil Wasserstoffgas ist; daher kommt der unangenehme Geruch, welchen man in der Nähe der Sümpfe wahrnimmt, und der von dieser Luftart ist. Daher entstehen wahrscheinlich die Irrwische, welche man in Sümpfen zu bemerken pflegt, und die allezeit den ungesundesten Aufenthalt anzeigen. Das gefährliche halbdreytägige Fieber wird in Italien, besonders in der Lombardey, wo der Po die stärksten Ueberschwemmungen und stinkendsten Sümpfe erzeugt, in den morastigen Gegenden um Pisa und Siena, und auf den niedrigen westindischen Inseln, besonders in Barbados beobachtet. Auf der andern Seite hingegen lehret ebenfalls die Erfahrung, daß

auch

auch gastrische und Abdomial-Reize gleichfalls Wechselfieber erregen können. Der berühmte Frank sagt hiervon so schön als wahr: Ventriculus, intestina, quorum que fortiori stimulo agitata, cor ipsum, arterias, totumque nervosum systema in consensum trahendo, febres sæpe numero excitant, quæ sub certis circumstantiis & periodicam assumere naturam, & febris intermittentis quemcumquo typum absolvere queunt. Docet hoc insignis intermittentium, quo tempore saburrales acutæ, favente epidemico charactere copiosius grassantur, numerus; docet febrium illarum, post crapulas, et commessationes proventus; docet vomitus tum spontanei, tum artificialis, atque evacuantium his in febribus non ambigua utilitas: Quibus toties, non modo sine corticis aliorumque adjumento, sed postquam illa incassum jam administrata fuerunt, solis, febris non raro profligatur. Aber auch Orgasmus des Bluts und Vollblütigkeit ist gleichfalls oft als die erregende Ursache der Wechselfieber beobachtet worden. Diese waren alsdann zur Entzündung sehr geneigt, und giengen leicht in nachlassende Entzündungsfieber über, vorzüglich findet dieser Fall statt bey vollblütigen Personen, besonders nach dem Mißbrauch geistiger Getränke, und nach unterdrückten oder versäumten Blutausleerungen.

Brown sagt weiter: „Ein Fieber solcher Art, welches jeden vierten Tag wiederkehret, und deswegen viertägiges Fieber genennet wird, ist gelinder als jenes, welches am dritten Tage seine Widerholung macht, und dreytägiges Fieber heißt; dieses hingegen ist gelinder als das alltägliche, welches so genennt wird, weil es täglich einen Anfall macht. Die Krankheit ist schlimmer, wenn sie in die Form einer nachlassenden oder anhaltenden Krankheit ausartet, als wenn sie durch verschiedene Anfälle Zwischenraum zuwege bringt. Und wenn einmal Form und Zwischenräume jedes Fiebers bestimmt sind, so wird man finden, daß das ganze Geschlecht der Fieber bey Hitze des Himmels häufiger und zugleich unbarmherziger als bey Kälte ist."

Obgleich das Quartanfieber nicht mehr unter die Scandale der Aerzte gehöret, auch es heut zu Tage nicht wahr ist, was Hippocrates geweissaget hat, daß ein Quartanfieber welches im Herbst entsteht, den ganzen Winter hindurch fortdaure, und nicht eher überwunden werden könne, als zur Zeit des Frühlingssolstitinum; so ist es doch an dem, daß diese Gattung Fieber sehr hartnäckig ist, und leicht in andere schwere Krankheiten übergehet. **Frank** sagt: „Horror illam evidentius quam alias, longioque sæpius annunciat, calor longiori mora postrahitur pleram-

plerumque; atque relicta sibi hæc febris, pertinacius ægrotum vexat, habitum ei febrilem magis, quam aliæ communicat, faciliusque, licet devicta, in recidivas ruit, autumno inprimis dilecta, visceribus insidiosa.

Browns Lehre von diesem Fieber ist ferner folgende: „Daß dieses Geschlecht der Fieber währender Frostzeit ganz auf Schwäche gegründet seye, beweisen die Zufälle, die erweckenden Schädlichkeiten, und die glückliche und verkehrte Heilart. — Die Krankheit und jeder Anfall fängt mit Empfindung von Kälte und größtem Verlangen nach Wärme an, mit Zittern, zitternder Erschütterung des Körpers, blasser Farbe, Zusammenziehung der trockenen Haut, mit Verminderung der Geschwülste, welche etwa vorher zugegen waren, Schwachheit des Gemüthes, Trägheit der willkührlichen Bewegungen, endlich mit allgemeiner Schwäche aller thierischen Verrichtungen. — Ferner, wenn jede Gattung von Purgiermittel, so oft man damit Versuch gemacht hat, von gar nicht zweydeutigem Nachtheile befunden wurde: wenn kaum ein Mann von Menschenverstand sich unterfangen hat, Blut abzuzapfen: wenn vor Entdeckung der Peruvianischen und anderer Rinden verschiedene starke Getränke mit ziemlichem Glücke sind angewendet worden: und wenn es auch jetzt die Erfahrung dar-

darlegt, daß durchdringende Reizmittel weit mehr vermögen, als alle Peruvianische Rinde, und daß dieselbe oft versagt, wo diese zur Genesung heilsam sind: so wird auch aus dieser Reihe von Vernunftschlüssen, und aus der Gewißheit solcher Erfahrungen auf das überzeugendste können dargethan werden, daß in dieser Krankheit nichts von andern Asthenien verschiedenes seye, sondern daß sie an erweckenden Schädlichkeiten, an Ursache und Heilart ganz mit ihnen übereinstimme."

Ich bemerke hierbey nur folgendes:

1) Wäre Schwäche der festen Theile die einzige wahre Ursache — warum werden die stärksten Subjecte von Wechselfieber am stärksten befallen? und warum bleiben schwache, zärtliche, reizbare, hysterische Damen, oft lebenslänglich von dieser Krankheit verschont? Warum beobachtet man bey gelähmten Gliedern, wo gewiß Schwäche vorhanden ist, so selten Fieber? Und wie soll man die Entstehungsart derjenigen Wechselfieber erklären, deren Anfänge mit Hitze anfangen, mit Hitze bis auf die gröste Höhe steigen, und endlich mit Frost sich endigen?

2) So gewiß es ist, daß allzuhäufige und ohne Grund wiederholte Ausleerungen, das Fieber in die Länge ziehen, es hartnäckiger machen, und vorhandene Verstopfungen in denen Eingeweiden immer fester machen; so gewiß ist es auf

der andern Seite, daß wenn der Unterleib gespannt ist — wenn der Kranke sich über Kollern im Unterleibe, über Blähungen, Rückschmerzen, Schwere und Schmerzen der untern Gliedmaßen beklaget, alsdann die Anwendung solcher Mittel zweckdienlich ist.

3) Eben dieses gilt von dem Aderlassen. Wo heftiger Kopfschmerz große Hitze, ein voller und harter Puls zugegen sind, wo geschwindes und mühsames Athemholen, großer Durst, Phantasiren sich einstellen, wo man trockene Zunge, rothes Angesicht, und einen feurigen Urin bemerkt; wo der Patient von Natur vollblütig — wo gewohnte Blutflüsse unterdrückt sind, wo außer denen Anfällen noch der Kopfschmerz zurück bleibt, und der Puls voll ist, unter diesen Umständen muß Ader gelassen werden. Eben deswegen sagt ein Recensent in der A. D. B. mit richtigster Wahrheit: „Ein entzündliches Wechselfieber ist so wichtig, und erfodert so schnelle Anwendung des Blutlassens, auch oft wiederholtes, daß ohne dasselbe der Kranke verlohren ist, oder in das abartigste Fieber verfällt, weil sein Arzt nur das Wechselfieber und nicht den ganzen Zustand des Mannes ins Auge faßt; der das Wechselfieber hat. Recensent mußte einem Manne in viertägigem Wechselfieber in einem Tage zweymal Blut lassen. Und der berühmte

Werlhof drückt sich über diese Materie folgendergestalt aus: „Venæ sectione pro plethoræ orgasmi, & virium modulo, plenitudinem minuere, stases, inflamationes, & raptus ad cerebrum præpedire, & orgasmo sanguineo, naturæque nutui obsequi, in pluribus necessum fuit. Diversitas nationum, regionum, diætæ, habitusque cujus vis corporis singularis, & plethoræ veræ, & orgasmus sanguinis generalis, & magis particularis in inflammatione, aut congestione, & magna illa indicatio juvuantium & non juvantium sub statu epidemico communi, vel singularium corporum simili, pro morbi temporibus, hoc artis auxilium seu indicant, seu moderantur.

Fortsetzung von dem medicinischen Zustand von West-Indien.

Der November ist gemeiniglich auch noch feucht und kühl. Das Thermometer steht zwischen 74 und 85 Grad. Dieser Monat pflegt ziemlich gesund zu seyn. Es herrschen einige catarrhalische und entzündliche Fieber: das Blut begiebt sich mehr nach dem Kopf: es sind halb dreytägige Fieber nicht selten: man kann sie aber selbst durch Ausleerungen zur Intermission bringen. —

Der

Der December ist bald trocken, bald naß, und es stellen sich noch oft starcke Regengüsse ein. Das Thermometer steht zwischen dem 73 und 82ten Grad. Dieser Monat ist gesund. Jetzt hören auch die heftigen Entzündungen und Ruhren vom vorigen Monat auf. —

So ist der Verlauf der Krankheiten zu Barbados das ganze Jahr durch.

Giebt man auf alles, was hier gesagt worden ist genau Acht; so findet man dadurch ein paar Stellen des Hippocrates in seinem Buche von der Luft, Wasser u. s. w. bestätiget. Am ersten Orte sagt er: Wenn es den Winter über dürre und Nordluft giebt, der Frühling aber bey der Südluft regnigt ist, so muß der Sommer nothwendig reich an Fiebern werden, und Augenentzündungen verursachen. Denn wenn plötzlich eine erstickende Hitze, da der Boden von dem Regen des Frühlings und von der feuchten Südluft noch naß ist: einfällt: so wird unfehlbar, theils von dem nassen und warmen Erdreiche, theils von der brennenden Sonne, und weil bey den Leuten der Leib weder verstopft, noch das Gehirn ausgetrocknet wird, eine doppelte Entzündung entstehen. Denn es ist unmöglich, daß in einem solchen Frühlinge der Körper mit seinem Fleische nicht durchaus angefeuchtet werden sollte; so daß darüber alle, und besonders mit Schleim erfüllte

Leute,

Leute, in hitzige Fieber verfallen. Es müssen sich ferner bey sehr saftreichen Mannspersonen, wie bey den Frauenzimmern Ruhren äußern. Inzwischen kann man doch hoffen, daß alles das nachlassen, und es einen gesunden Herbst geben werde, wenn sich mit dem Anfange der Hundstage, Regen und kühle Luft einstellen, und die Hundstagswinde wehen.

An einem andern Orte sagt er: Ist der Sommer bey der Südluft regnigt, und der Herbst gleichfalls; so muß der Winter ungesund werden, und wahrscheinlich giebt es bey schleimigten Personen, und bey denen, die schon über 40 Jahre alt sind, hitzige Fieber; bey galligten Naturen aber Seitenstechende Fieber und Lungenentzündungen. So weit Hippocrates. —

Hillary sahe zuweilen von den vorigen einige Abwechselungen entstehen. So z. B. sahe er 1757 das anhaltende remittirende Fieber sich in ein ordentliches intermittirendes tägliches verwandeln. — Fieberversetzungen sind zu Barbados auch nicht selten: — man sieht auch wohl critischen Ausschlag: ja oft critische Schweisen; so endigte sich 1757 im December ein allgemeines Entzündungsfieber am 5ten Tage durch den Schweiß: im Jahr 1756. sahe man dies am 9ten Tage in einem remittirenden Fieber: eben so im nemlichen Jahre im May, und im October 1752.

Hillari

Hillari sahe ferner am 14ten Tage] critische Schweise ausbrechen im Julius 1754 und 1756, wie auch im September 1756. Am 19ten Tage erfolgte das nemliche im März 1754. Endlich am 21ten im Jahre 1752 im November, u. s. w.

Der Fieberfrost ist zu Barbados gemeiniglich kurz, doch hat man auch Beyspiele, daß er drey bis vier Stunden angehalten.

Ausser den bisher abgehandelten Krankheiten verdienen noch einige andere, die an die Jahreszeiten so sehr nicht gebunden sind, wie die vorigen, besonders beschrieben zu werden. Die vornehmste von allen ist jene Drüsenkrankheit, oder Elephantiasis, die in einer unförmlichen und dem Fuße eines Elephanten nicht unähnlichen Dicke der Beine besteht, die dieser Insel besonders eigen ist. — Die Haut wird dick, hart, fest knorpelartig; es entstehen Risse und Spalten darin, aus welchen beständig eine Feuchtigkeit fließt. — Es werden die Fließwasserdrüsen besonders angegriffen, daher wirft sich die Geschwulst leicht auf die Hoden und den Hodensack. — Vor dieser Geschwulst gehen Fieberbewegungen jedesmal vorher; oft verschwindet sie für eine Zeitlang, kömmt aber mit den wiederholten Fieberanfällen jedesmal wieder zum Vorschein: endlich bleibt sie stehen, nimmt an Größe und Dicke immer zu, ohne der Gesundheit übrigens sehr zu schaden. Man hat

Bey-

Beyspiele von Patienten, die 20 Jahre daran gelitten hatten. — Bey einem abgenommenen Fuße war die Haut an einigen Stellen zwey Zoll dick.— In Ansehung des Ursprungs dieser Krankheit sind die Aerzte nicht völlig einerley Meynung. — Aus Arabien stammt dies Uebel sagen, die angeführten Aerzten, nicht her: weil es mit dem Arabischen Aussatze wenig Aehnlichkeit hat: nur Clarke allein hat in Cochem ein Uebel gefunden, welches mit dem jetzt beschriebenen viele Uebereinstimmung hat. — Allein hierin irret sich doch Hillary; denn in Abyssinien hat Bruce, wie wir unten hören werden, eine ähnliche Krankheit gefunden. Gemeiniglich waren aber auch andere Theile, besonders das Angesicht, zugleich mit angegriffen. Es scheint daher dieses Uebel nur eine Abart des knolligten Aussatzes der Araber zu seyn, und der berühmte Hensler trägt kein Bedenken, zu glauben, daß dieser Aussatz durch den Sclavenhandel über Afrika nach Westindien sey gebracht worden. — Man findet diese Drüsenkrankheit, oder das Knollbein, keineswegs auf allen Antillen; sondern nur allein auf denjenigen, wo die Luft verhältnißmäßig, durch Wegräumung der Wälder und Austrocknung der Sümpfe, oder auch wegen seiner natürlichen Beschaffenheit, rein, trocken und gesund ist. Dies ist nun der Fall zu Antigua, zu Havanna,

und

und besonders zu Barbados: man findet sie daher hier, und vorzüglich auf der letzten Insel, am häufigsten. — Es ist auch die Krankheit hier nicht älter als etwa 80 Jahre: denn da vorher Barbados eben so wild, als alle andere Inseln war, so wußte man hievon nichts. — Ein noch anderer Beweis von dem bisher Gesagten ist dieses: ein Mensch, der mit der Drüsenkrankheit zu Barbados behaftet ist, wird davon befreyet, wenn er sich nach Tabago begiebt, wo die Luft lange nicht so rein, noch so trocken ist, als zu Barbados. — Einige haben die Ursache in den Speisen und dem Wasser gesetzt. — Was aber das Wasser anbetrift; so kann dieses nicht schuld seyn, weil man zu Barbados reines, gutes, trinkbares Wasser hat, welches auch seit der Entstehung der Krankheit nicht schlechter geworden ist. Die gewöhnlichen Speisen können es auch nicht seyn, weil man so gar an den Pferden eine ähnliche Krankheit bemerkt hat. Zwar erhielten die Negern in vorigen Zeiten schlechte Nahrungsmittel, als in Fäulung gerathene Fische; eingesalzenes Fleisch u. d. gl. m. Heutiges Tages versorgt man die Sclaven, auf den englischen Inseln wenigstens, besser als ehemals. Man giebt jedem derselben, bis auf die Negerkinder, 3 Maaß Mehl und 6 Heeringe wöchentlich. — Auch erhalten sie oft Syrup und Wasser: kurz, ihr Zustand ist nicht

so elend, wie ihn Ramsay und andere geschildert haben. Man hat also bey Entdeckung dieses Uebels auf mehrere Umstände zu achten; und da lehrt denn die Erfahrung, daß mehrere davon befallen werden, die in hitzigen Getränken ausschweifen, als die viel Wasser trinken. Es scheint auch ferner, daß den Negern dadurch das Uebel zu Theil wird, weil sie oft unvorsichtig genug sind, nach vorhergegangener Erhitzung, die Nacht entblößt unter freyem Himmel zuzubringen, oder doch bey offnen Fenstern zu schlafen. Gleichwohl bleibt aber doch die wahre Ursache verborgen. —

Jetzt komme ich auf die übrigen in Barbados befindlichen Krankheiten. Hierhin gehört eine neue und chronische Art Schwämmchen, ohne Fieber, die bald Mund, bald Magen angreifen; den Appetit rauben; einen Durchfall verursachen, oft Jahre lang anhalten, und endlich langsam tödten. Die Schwämmchen sind viel kleiner, als die gewöhnlichen; gerathen nicht in Eiterung, sondern enthalten eine scharfe lymphatische Materie: Antimonialmittel, alcalisirtes Quecksilber, Guajakum und Serpentaria mit Kampher zeigten sich hierin nützlich. — Ferner gehört die Nyktalopie hier und auf den übrigen Zuckerinseln fast zu Hause. — Die Töpfercolik hergegen, welche hier ehemals so häufig war, findet man jetzt seltener. —

Zu-

Zuletzt komme ich auf einen Umstand, der in den neuern Zeiten vielen Widerspruch unterworfen gewesen ist. Es fragt sich nemlich: hat der Mond in Westindien auch auf Krankheiten Einfluß oder nicht? Der berühmte Lind war Anfangs ein starker Vertheidiger dieses Einflusses: in spätern Zeiten nahm er aber seine Meynung wieder zurück; er schreibt die periodischen Erscheinungen den feuchten Ausdünstungen zu. St. Jackson glaubt aber durch häufige Erfahrungen überzeugt zu seyn, daß allerdings der Mond, sowohl wenn er voll, als auch wenn er im Neulichte ist, starke Fieberbewegungen hervorzubringen im Stande sey: man bemerkt davon schon die Würkung acht Tage vorher. — Griffith Hugues hat bemerkt, daß zu Barbados der Wahnsinn und Tollheit, zur Zeit des vollen Monds, weit heftiger als in kalten Ländern sey. — Wilson ist nicht allein auch dieser Meynung, sondern er führt auch Beyspiele an. — Besonders sind alsdenn die Wechselfieber schwer zu heben. — Dies sind, meiner jetzigen Einsicht nach, Beweise genug, um von der Richtigkeit dieser Einwürkung überzeugt zu seyn, ohne mehrere Zeugen aufzurufen. — Jedoch kann ich den berühmten Macquet nicht verschweigen, der zu Zierikzee oft gesehen hat, daß die Wassersüchtigen Patienten beym Vollmond am meisten geschwollen sind. —

Aus

Aus dem vorhin Gesagten geht hervor, daß es in Barbados Krankheiten gebe, die auf den andern Inseln entweder gar nicht, oder doch wenigstens selten sind; so wie, im Gegentheil, die übrigen Inseln von manchen Krankheiten häufig heimgesucht werden, die man in Barbados nur dem Namen nach kennt. — Hierhin gehören besonders die Wechselfieber, die so häufig auf Jamaica sind, und die durch den Gebrauch der Chinarinde zu ordentlichen Intermissionen gebracht werden können. Diese sind nun zu Barbados nicht so häufig.

Einige Krankheiten gehören eigentlich in Westindien nicht zu Hause, und werden von den Negern aus Guinea mitgebracht. Hierhin gehört, ausser den Jaws, wovon schon oben geredet ist, die Vena medinensis oder der Dracunculus, welches ein langer fadenartiger Wurm unter der Haut ist, von dem man glaubt, daß er durch den Genuß des schlechten Wassers hervorgebracht werde, und auf dessen Cur, welche in einem langsamen und vorsichtigen Auswickeln dieses Thieres besteht, die alten Neger und Negerinnen sich gut verstehen. — Ein neuerer Schriftsteller zieht aber die bisherige Meynung in Zweifel, und scheint das Uebel für eine Art der Lustseuche zu halten: daher ist auch der ätzende Sublimat bey ihm das beste Mittel. — (Der Beschluß folgt.)

Medizinischer
Rathgeber.

Ein und zwanzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 27ten May 1797.

Fortsetzung der Bemerkungen über die Wechselfieber.

Brown sagt: „Die dreytägigen Frühlingsfieber in Schottland weichen fast innerhalb drey Monaten ohne Arzeney, bey Fortgang der Zeit zuerst durch Wärme des Bettes, und dann durch ankommende Sonnenwärme, bey mäßigem Genuß von Speise und Trank in den Zwischenräumen. In allen näher gegen Mittag gelegenen Oertern ist die Peruvianische Rinde, wenn man ihr die ganze Heilung anvertraut, fruchtlos, und die Fieber können nicht als mit durchdringenden sich ausbreitenden Reizmitteln gehoben werden.“

Brown scheint gar nichts auf die China zu halten, da doch die Erfahrung seit langen Jahren gelehret hat, daß sie das sicherste und beste Mittel wider alle Wechselfieber, sowohl ordentliche und gutartige, als unordentliche und bösartige und mit gefährlichen und tödtlichen Zu-

fällen begleitete. Dem aber ohngeachtet, muß man sich nicht einfallen lassen, als wenn zur Cur der Wechselfieber weiter nichts gehörte, als nur die China zu reichen; denn sie thut nur jene gerühmte Wirkung unter der Leitung und Verordnung eines vernünftigen Arztes, sie thut aber nichts oder gar Schaden, wenn sie ohne weise und wohl überlegte Anwendung dargereichet wird. Blos die genaue Ueberlegung des Umstandes muß den Arzt bestimmen, ob und wenn er sie wider die Wechselfieber gebrauchen müsse und ob nicht die Umstände entweder vor ihrem Gebrauch Brech- oder Purgier- oder auch sogenannte auflösende Mittel erfodern.

Die China ist angezeiget:

1) Je weniger man von der Wirksamkeit der Natur hoffen kann, je länger das Fieber schon gedauert hat; je zärtlicher, schwächer, und cacochymischer die Subjecte sind, je länger die Zwischenräume des Fiebers dauern, je schlechter die Jahreszeit, je feuchter und kälter die Witterung, und je schlimmer der epidemische Zustand ist.

2) In allen denenjenigen Fällen wo ein gefährlich dringender Zufall eintritt — oder wo das Fieber sich unter der Maske einer andern gefährlichen Krankheit einhüllet; z. B. wenn es sich als Schlagfluß, oder als eine Schlafsucht

äußert

äußert — oder wenn ein neuer Anfall vor Ablauf des vorhergehenden sich einstellet. Sobald man bey dergleichen Krankheiten, einige deutliche Intermissionen bemerkt, und bey aller anfänglichen Gelindigkeit, im dritten oder fünften Anfall bedenkliche Zufälle, eine Schlafsucht, Magenkrampf, Ohnmacht, Erbrechen, Durchfälle, nebst großer Erschöpfung aller Kräfte sich einstellen; sie mögen nun mit dem Fieber entweder ganz aufgehöret, oder nur nachgelassen haben: und das Fieber mag epidemisch seyn oder nicht; so muß man ohne Verzug die Rinde gebrauchen; noch mehr ist es aber nöthig, wenn dergleichen Zufälle gleich im Anfange sehr heftig sind; und periodenweise nachlassen: und man kann alsdann noch weniger irren, wenn dergleichen Fieber epidemisch wüthen.

Gegenanzeigen ihres Gebrauchs sind:

1) **Eine jede entzündliche Beschaffenheit.** Hier würde die China verkehrte Wirkung äußern, und Wechselfieber in hitzige verwandeln, böse Rückfälle veranlassen, und die Anfälle verdoppeln und verlängern.

2) Wenn die ersten Wege mit vielen **Unreinigkeiten** angefüllet sind, die Natur aber bey weitem noch nicht so geschwächt ist, daß die Aufrechthaltung ihrer Kräfte, und die Unterdrückung des Fiebers vor allen Dingen nöthig und dringend

wäre: so würde die China die allernachtheiligsten Wirkungen herfürbringen, das Fieber hartnäckiger machen, und den Grund zu den gefährlichsten chronischen Krankheiten legen.

Ueberhaupt muß der practische Arzt jederzeit dasjenige vor Augen haben, was Stoll sagt: Aphorism. 463. Hinc si febris autumnalis, vehemens, corpus ex ægritudine debile; aquosa humorum colluvies, solidorum laxitas, & sudor colliquans; symptoma periculosum; metus gravioris mali a febre perstante; obstructiones solventibus auctæ potius; morbus jam aliquo tempore duravit, & causa excitante ablata, nihilominus paroxismus quasi per consuetudinem recurrat; neque signa adsint internæ inflammationis, neque collecti alicubi puris, neque obstructi admodum hujus illiusve visceris, neque colluviei gastricæ; methodis solvente & vacuante præmissis, adstringentibus, roborantibus, præcipue vero Cortice peruviano, specifico antifebrili, abigetur, pulveris, infusi, extracti, decocti, syrupi, epithematis, enematis forma, cum propriis additis requisitis, salibus, rheo, martialibus, opiatis, resolventibus, divreticis &c. tempore apyrexiæ, debito ordine, dosi, regimine, adhibito, diu continuato.

Man

Man muß bey ihrem Gebrauch folgendes in Acht nehmen:

1) Die Zeit, wo man sich der Fieberrinde bey den Wechselfiebern am besten bedienen kann, ist während der Intermission dieser Fieber. Man muß sich ihrer schlechterdings zu der Zeit des Anfalls in allen denjenigen Fällen enthalten, wo man eine Intermission zu erwarten hat.

2) Bey wahren Wechselfiebern muß man sie, so kurz vor der Zeit des Anfalls geben, als es nur der Magen des Patienten irgend vertragen will.

3) Bey allen Wechselfiebern ist es nicht hinreichend, daß die Wiederkunft der Anfälle ein einzigesmal durch die Fieberrinde verhindert wird, sondern man hat gemeiniglich einen Anfall zu erwarten, den man durch den fortgesetzten Gebrauch der Fieberrinde verhüten muß.

4) Eine bey allen Kranken gleiche Dose der Rinde lässet sich nicht angeben: doch schadet es nicht, wenn man zu viel, wohl aber wenn man zu wenig nimmt: zu kleine Dosen vermehren und verwirren eher das Fieber, als daß sie es heben, man gebe sie von einem Scrupel bis zu zwey Quent; die zu Zeiten scheinbar vermehrten Zufälle legen sich nach fortgesetztem Gebrauch.

Herr Weikard sagt: „Schon seit vielen Jahren habe ich meinen Fieber-Patienten, reine Luft,

Wein und Fleisch, wenn sie keinen Widerwillen hatten vorgeschlagen. Vor dem Anfalle, sobald sie nur die Annäherung des Frostes verspüreten, gab ich ihnen zwanzig Tropfen Laudanum liquidum, und ließ sie sich zu Bette legen. Bey Verspürung eines nochmaligen Anfalles ließ ich wieder das Laudanum auf gesagte Weise nehmen. Selten habe ich zu Tilgung des Fiebers mehr als zwey Gaben nöthig gehabt, wenn die Patienten nur irgend im Stande waren, durch Nahrung und Getränke Beihülfe zu leisten."

Bey dieser Gelegenheit sey es mir erlaubt, hier anzuführen, was der seelige Murray über den Gebrauch des Mohnsaftes in den Wechselfiebern bemerkt hat. Er sagt: Non nova res est, Opium adversus febres intermittentes usurpare. Antiquissimo adeo tempore narcoticæ variæ stirpes & præparata, quæ intrat Opium, in hisce arriserunt (v. Schulz. Diss. de intermitt. curationibus antiquis) Seriores vero varii medici *Paracelsus*, *Horstius*, *Ettmullerus*, *Wedelius*, consultius duxerunt in solo opio acquiescere, eoque paullo ante paroxismum vel ipso algoris stadio ingesto. Quo Jure igitur illud *Berrvat* novum remedium anti febrile nuncupet liquet. Hic ipse Laudanum liquidum *Sydenhami* in dimidio vel integro vitro infuso Centaurii minoris una circiter hora ante accessio-

cessionem febris porpinavit. — *Lind* convenientias deprehendit, semihoriam post caloris initium opiatum exhibere, sic que aliquot centenis auxilio fuit. Ingestum tempore apyrixiæ nihil præstitit; stadio exhorrescentiæ autem datum semel, modo vel bis illud leuavit. Nunquam hydrops velicterus hac medela usurpata febres excepit. — In iis, quibus Opium non immediatum symptomatum levamen attulit, eum tamen usum habuit, quod intermissionem plenariam efficeret, & ob sudores excitatos corticis Peruviani dein longe minori copia opus esset. — Spastica febrium intermittentium natura & crisis harum solita per sudorem, quin suscepta sæpe per sola sudorifera curatio, facile ad opium tentandum invitave potuit. — Non in qualibet tamen febre intermittente sudorifera admitti possunt, nam sæpe manifeste illa nocent, iugulatur quidem inde febris, sed obstructiones generantur vel aluntur, quas abigere studuimus, & sæpe hac febres inde in continuas, inflammatorias, irregulares, malignas commutantur. Sunt & haud pauci, qui frustaviis usi sunt. Idem de promiscua Opii administratione valere, adversa quædam experimenta testantur, præprimis si sub ipso parroxismo oblatum fuerit. Quod nominatim ad Berryat methodum attinet, in-

termultos ægros, quibus illum adhibuit, duos modo affirmat *Störck* post profundum somnum a febre fuisse liberatos, dein vero mansisse debiles, stupidos & appetitu orbos, in unico ægro paroxismos mitgasse, reliquis omnibus temulentiam induxisse, paroxismos prolongasse, & alvum constipasse.

Beschluß von dem medicinischen Zustand von West-Indien.

Auch die verschiedene Lebensart der Weißen und der Negern in Westindien bringt eine nicht geringe Verschiedenheit in dem Verlauf der nemlichen Krankheit oft hervor. Man siehet dies in keiner Krankheit deutlicher, als in den Blattern. Denn obgleich diese Krankheit vielen Negern tödtlich ist; so hat man doch bemerkt, daß viele von ihnen, die fast nur allein von Vegetabilien leben, besser davon kommen, als die Weißen, die viel Fleisch essen. — Auch hat man Negerkinder mit dem besten Erfolg eingeimpft; — von 250 starb nur eins. —

Diejenigen, die nach Westindien reisen, haben viel zu beobachten, wenn sie gesund bleiben wollen. Der ersten Revolution der Natur, dem Seasoning, einem Fieber, wovon bereits oben ge-

gesprochen worden, entgehen sie zwar selten, doch können sie durch kluges Verhalten diese Krankheit sehr vermindern. — Sie müssen nicht allein alle Unmäßigkeit vermeiden, sondern auch die Nachtluft, wie auch alle Verkältung und besonders den Regen verhüten. Wird man ja naß; so muß man sich entweder in Salzwasser baden, oder sich mit einem Tuche reiben, das in Salzwasser getaucht worden.

Die Kleider sollte man jedesmal nach der Witterung einrichten, und in den heißen Monaten leichte Kleider, wie in Ostindien tragen. — Vor allen muß man die sumpfigen, stinkenden und mit Wäldern bewachsenen Gegenden meiden, und sich nach den höhern Oertern und Seiten der Gebürge begeben, wo die Luft rein ist. Fast auf jeder Insel findet man dergleichen Zufluchtsörter, sagt Lind: auf Barbados sind's die Highlands; in Antigua der Monk=Hill; auf Dominico giebt es ebenfalls dergleichen Gegenden; so wie man sich dieselbe, durch Wegräumung der Wälder, auf den übrigen verschaffen könnte. —

Diejenigen aber, welche sich an ungesunden Orten und mit Holzfällen nothwendig abgeben müssen, sollten den Rath eines Linds befolgen: sie müssen ihren Speichel nicht verschlucken; den Mund fleißig mit Essig ausspülen; ihre Nasenlöcher mit Carpey verstopfen, der mit campho=

rirtem

rirtem Eßig befeuchtet worden; Fieberrinde, Knoblauch und Rhabarber, mit Brannteweill aufgegossen, des Morgens nehmen; den Kopf mit einem Tuche bedecken, der mit Essig befeuchtet worden und dergleichen mehr.

Ferner muß man alle stark ausleerende Mittel, besonders starke Brech- und Laxiermittel sorgfältig meiden: das hiesige Clima verträgt adstringirende Mittel, als Alaun, Kupfervitriol dagegen besser. — Junge Kinder, wie denn auch hier gewöhnlich geschieht, muß man nicht zu früh an die Luft bringen, sondern wenigstens einige Tage lang im Zimmer halten. — Doch diesem Rathe wie wir unten bey Cayenne hören werden, widerspricht Bajon. — Die Mannschaft eines Schiffes, die sich aufs Land begiebt, leidet gemeiniglich viel: es vermindern sich aber gemeiniglich die Uebel, ausser der Ruhr, so bald das Schiff wieder in See gegangen, und eine Kreutzfarth angestellet hat. Wenn Patienten, die am Aussatz danieder liegen, glücklich genug sind, sich in einer Gegend zu befinden, wo das Franzosenholz an den Bächen stehet, woraus sie zu trinken pflegen, so hört oft das Uebel davon auf.

Da auch die Bahamas-Inseln zu den westindischen Inseln gerechnet werden; so verdient nur blos bemerkt zu werden, daß sie, wie die Bermudischen, sehr gesund sind; deshalb reisen oft

Kranke

Kranke hierhin, um durch die heilsame Luft wieder zu ihrer Gesundheit zu gelangen. —

Von Senegal, Gambia, Nigritien und Nubien.

Der anjetzt abzuhandelnde Strich Landes ist von ganz Afrika der breiteste; er hält 70 Grade oder beynahe 1000 deutsche Meilen. Es giebt darin, so weit es bekannt ist, gar keine Seen, auch nur wenig Flüsse, als den Senegal und Gambia; aber desto mehr Sandwüsten und Berge; am Wasser ist daher oft großer Mangel, wie auch an Salz; einige Gegenden sind dennoch aber sehr fruchtbar, besonders diejenigen, welche in der Nähe des Senegalflusses gelegen sind, der jährlich aus seinem Ufer tritt; und die benachbarte Gegend unter Wasser setzt. — Es giebt hier in Senegal viele und große Wälder, in welchen der Mimosenbaum, von dem das Gummi arabicum kömmt, häufig wächst. — An den Küsten giebt's Moräste, die oft mit dickem Schilf bewachsen sind, aus welchen viele phlogistische und stinkende Dünste hervor steigen. — Die Jahreszeit wird so wohl hier als in Westindien in die trockne und nasse eingetheilt. — Auf das Barometer hat hier die Witterung wenig Einfluß, auch ändert sich das

das Thermometer nicht sehr stark — ausser wenn ein Tornados, welches ein heftiger Sturm mit empfindlicher Kälte ist, regieret, wo denn das Wärmemaaß des Reaumür um 6 bis 7 Grade fällt. — Die Hitze ist überhaupt zu Senegal größer, als in Westindien, und wenn der Himmel in den Sommermonaten nicht bewölkt wäre, und keine Regen fielen; so könnte es hier kein Mensch aushalten. Denn im November, wo die Regen bereits nachlassen, steht das Thermometer des Fahr. gemeiniglich auf 90 Grade und nie unter 64: im December hält es gemeiniglich 86 Grade, und im Jänner steht es auf 75 derselben. — Lind giebt die Hitze noch höher an, nemlich zu 39 Graden, und Adanson versichert, daß sie zuweilen bis auf 120 Grade steige. Seine Kammer war so heiß als eine Badstube; Pech und Theer wurden flüßig; in einer Stunde war ein Ey wie gekocht, und dies alles geschah im November. Im August, wenn die Hitze im Verhältniß zunähme, würde kein Geschöpf hier leben können. Die Hitze noch an einigen Orten durch eine gänzliche Windstille vermehrt, wie die z. B. zu Rufisko, welches zwischen den Inseln des grünen Vorgebürges und der Insel Goree liegt, der Fall ist. — Die vier Regenmonate machen hier eigentlich die ungesunde Zeit aus. — Denn während der übrigen trocknen Zeit steigen so viele

schäd=

schädliche Dünste in die Luft, daß die darauf folgenden Regen nicht anders als ungesund seyn können. — Für nichts scheuen sich, besonders die Mulatten, mehr, als vom Regen durchnäßt zu werden. Geschieht es, so springen sie so gleich in See-oder Salzwasser; auch baden sie sich niemals, ob dies geichwohl täglich zweymal geschiehet, im Flußwasser, das vom Regen aufgeschwollen ist. — Von allen Regen ist aber der erste der schädlichste. — Denn wenn dieser die Haut berührt, so entstehen darauf allerhand Flecken und Ausschläge, welche der letztere nicht hervorbringt: welches daher vermuthen läßt, daß die vielen giftigen Pflanzen und Thiere, während der trocknen Zeit, eine Giftmaterie in die Luft schicken, die mit dem ersten Regen niederfällt. — In den acht trocknen Monaten ist die Erde fast ganz verschlossen; nur selten erscheint ein Regen, und nur wenig Laub sieht man auf den Bäumen; vom November bis Junius, welches die trockne Zeit ausmacht, ist alles dürre; da hergegen vom Julius bis October die Regenmonate gezählt werden. So bald sich nun die Wolken vom Regen entledigen, bekömmt alles in wenig Tagen ein anderes Ansehen, und die Bäume werden sehr geschwind belaubt. — Die Regen öffnen dann den Schooß der Erde, und es steigen fast mephitische Dünste, besonders an den Küsten, in die Höhe. —

Die

Die Luft wird erstickend heiß, stinkend, und so voller phlogistischer Theile, daß man nicht ohne Lebensgefahr den Fluß Gambia hinauf fahren darf. — Es scheint, als empfände man die Hitze in dieser Weltgegend heftiger, als anderswo: wenigstens Schotte konnte bey einer Hitze von 85 Graden nicht schlafen, wenn er auch nackt, bey offnen Fenstern und Thüren im Bette lag. — Aber hieran waren auch zum Theil die Musquetoes, eine beschwerliche Art Mücken, schuld. — Die nasse Jahreszeit verbreitet in der Luft so viele Feuchtigkeit, daß alles in kurzem beschlägt und rostig wird. — Jetzt regieren auch die Tornados am häufigsten. Die trockene Jahreszeit wird nur durch die Winde erträglich gemacht, wovon einige Seewinde sind. — Indeß kömmt der Wind auch zuweilen aus Osten, und dann entsteht eine neue Unbequemlichkeit. Es führt nemlich dieser Ostwind einen überaus feinen Staub, von brauner Farbe herbey, welcher den Himmel bewölkt, und der nach und nach herunter sinkt, und oft eine Linie dick alles bedeckt. Dieser Wind und Staub trocknen alle Sachen, die sie berühren, auf eine ausserordentliche Weise, aus. Gießt man Wasser auf den Fußboden eines Zimmers; so ist dies in einem Augenblick verschwunden; alles Holzwerk und alles Getäfelte springt von einander, und bekömmt große Spalten; selbst die

Haut

Haut des Menschen erhält Risse; dabey ist nichts weiter als ein Nebel in der Luft zu bemerken. — Die Ausdünstung wird erstaunlich vermehrt: — will man Wasser sehr kalt haben; so füllet man einen Schlauch mit Wasser an, und hängt ihn so, daß er von diesem Winde getroffen werden könne. — Zu allen diesen Unbequemlichkeiten kömmt nun noch der Mangel an gutem Wasser an vielen Orten, als z. B. auf der Insel Lewis, und zu Galam, wo die Negern meist Brackwasser, d. i. halbsalzigtes und schlammigtes Wasser, zumal in den troknen Monaten trinken müssen. Da sich nun hierin Salz befindet; so ist dieses Getränke diesen Leuten theils deswegen schädlich, weil es an und vor sich ungesund ist, theils auch deshalb, weil die Negern von Galam gar kein Salz gewöhnt sind, woraus Scorbut und andere Krankheiten entstehen. — Es erhellet demnach aus dem bisher Gesagten, daß diese Küste von Afrika, besonders Senegal und Gambia, höchst ungesund seyen, wie viele tausend Europäer, die daselbst gestorben sind, haben erfahren müssen. — Die Krankheiten, die hier wüthen, greifen nicht so sehr die Einheimischen, die viele Buttermilch gebrauchen, und an die Luft gewohnt sind, an, als Fremde und Soldaten, deren Kost größtentheils aus Fleisch und Fischen bestehet, weil es hier, besonders auf der Insel Lewis, so sehr an

Se-

Gemüsen, als Citronen und Ananas fehlt. Man kann nur Tamarinden haben. — Auch entlediget sich die Natur, bey den Negern, der schädlichen Materie auf mehr als eine Weise. Erstlich schwitzen oder transpiriren sie weit stärker als die Weißen. Denn wenn sie sich auch täglich zweymal baden; so hat dennoch ihre Ausdünstung einen sehr starken und widerlichen Geruch. — Zweytens, so färben sich ihre Hemden weit stärker als bey den Europäern: sie sind fast immer gelb, welches zu beweisen scheint, daß sich die Natur auch dadurch von einer galligten Materie befreyet habe. — Drittens so entsteht bey ihnen, zur trocknen Jahreszeit, eine Cholera, ohne Fieber und ohne schlimme Zufälle. — Zur nassen Jahreszeit hergegen kommt bey ihnen gemeiniglich ein Ausschlag auf der Haut zum Vorschein, welcher ebenfalls von guter Würkung ist, und der sich nur dann schädlich bezeigt, und wohl gar ein Faulfieber erregt, wenn er zurück tritt. — Weiter so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die tingirende schwarze Materie, die sich bey diesen Leuten im Rete Malpig. befindet, ihnen sehr nützlich sey. Endlich so scheinen die Geburtstheile eigentlich dazu bestimmt zu seyn, um scharfe Theile aus ihrem Körper zu führen, welches ohne Beschwerden geschiehet, wenn diese Theile nur rein gehalten werden. Geschieht dies aber nicht, so entstehen an denselben, ohne Beymischung irgend eines venerischen Gifts, allerley böse Geschwüre — wodurch der Ausspruch des Celsus, wenn er sagt: „æstate vlcera, cum in cæteris quibusdam partibus, tum maxime obscœnis oriri solent", gerechtfertiget wird. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer

Rathgeber.

Zwey und zwanzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 3ten Junii 1797.

Aufklärungsmittel der practischen Medicin.

Irrthümer entstehen theils aus Unwissenheit, theils aus ungeprüften Meynungen, theils aus Unachtsamkeit oder Mangel an richtigem Beobachtungsgeiste, theils aus Vorurtheilen, theils aus der Natur der Thatsachen. In jedem Fall eines medicinischen Irrthums ist der Arzt für das menschliche Leben verantwortlich, weil aus dessen Mangel der Aufmerksamkeit, wie auch Mangel an Wissenschaft und Gewandheit des Geistes verkehrte Anwendung der Grundsätze, mangelhaftes Raisonnement und Schwankendes in der Heilmethode seinen Ursprung nimmt.

Irrthümer entspringen aus Unwissenheit, wenn es an denenjenigen Kenntnissen gebricht, welche Natur und Vernunft nicht verschaffen können, ohne daß Studium, Beobachtung und Praxis zu Hülfe genommen werden. Dahin gehören die Vertheilung der Bewegungen im thie-

rischen Körper, die Modificationen der innern Organe, die Beschaffenheit des Gemüths, die Eigenschaften der Arzneymittel und andere dergleichen Gegenstände. Irrthümer aus ungeprüften Meynungen haben ihre Quelle in scheinbaren aber grundlosen Kenntnissen, dergleichen sind: unzuverläßige Versuche, Hülfsmittel, bey denen die Erwartung keine Gewißheit, und der Erfolg keine Sicherheit hat, wie auch übel angewendete Lehrsätze. Irrthümer aus Unachtsamkeit oder Mangel an richtigem Beobachtungsgeist und Gewandheit des Geistes werden durch eine allzugroße Eilfertigkeit im Denken, unreife Ueberlegung und Uebersehen der Hauptgegenstände, nicht minder durch Unaufmerksamkeit auf wesentliche Verhältnisse oder Beziehungen, und eine allzugroße Anhänglichkeit an die erste Art Ideen, die aufsteigt, hervorgebracht. Bey solchen Irrthümern sieht der heilende Arzt nicht genugsam die Gelegenheiten vorher, worin er mit Nutzen thätig seyn kann. Irrthümer aus Vorurtheilen entspringen von einer falschen Wissenschaft, von einem Scheine vollkommener Kenntnisse, womit man sich täuscht, und von einer grundlosen Ueberzeugung. Die Irrthümer endlich welche aus der Natur der Thatsachen herfließen, beruhen auf Heilanzeigen, die nicht mit rein beobachteten practischen Fällen übereinkommen, auf Theorien, die nicht zu physicalischen

sicalischen Wahrheiten zurückführen, nicht minder aus Hülfsmitteln, die dem Bedürfniß der Hülfe nicht anpassend sind, wodurch die Grundsätze der Kunst, und die Genes= und Vorbauungsmittel aus der gewöhnlichen Ordnung der Dinge herausgeworfen werden.

Medicinische Wahrheit besteht in einer Uebereinstimmung der Begriffe und Urtheile, die aus dem unveränderlichen Zustande der Natur und derjenigen Dinge, welche dazu beytragen, die Natur in der Handhabung ihrer Gesetze und Maximen zu unterstützen herstammt. Sie entfernt sich von Begriffen und Urtheilen, in deren Grundlage sich Falschheit einmischt, und welche nur an dem Scheinbaren nicht aber am Reellen hängen. Um sich von der Gegenwart der Wahrheit oder Falschheit zu versichern, muß man die **Evidenz**, die **Gewißheit**, die **Wahrscheinlichkeit** und den **Zweifel** zu Hülfe nehmen.

Evidenz ist eine Erkenntniß einer Convenienz oder Disconvenienz eines Satzes, welche an und für sich klar und deutlich ist. **Gewißheit** ist eine sichere Anzeige dieser Convenienz oder Disconvenienz. **Wahrscheinlichkeit** besteht in einer Anzahl von Sätzen, welche sich mehr der Wahrheit als der Falschheit nähern. **Zweifel** ist eine Gleichstellung von Sätzen unter sich, die theils bejahend theils verneinend sind.

Die Arzneykunde giebt sich viele Mühe um die Gewißheit, und noch viel mehr um die Evidenz, um die Wahrheit zu entdecken. Ueberdem verlangt sie um der Wichtigkeit der Aufklärungen willen, daß, wo sie nicht zu einer völligen Erheiterung der Dunkelheit gelangt, ihr doch wenigstens die Mittel nicht entgehen, wodurch sie sich der Gewißheit auf das möglichste nähern kann.

Nur gar zu oft muß sich aber die **Medicin** mit der Wahrscheinlichkeit begnügen, und zwar fließet diese Schwierigkeit aus der Natur der Wissenschaft selbst. Alle Wissenschaften sind nach Verschiedenheit der Grundsätze verschieden. Die einen sind deutlich, einfach und gewiß, sie finden alle Pforten unserer Seele offen, und überzeugen sobald sie begriffen sind; andere liegen tiefer, und werden vermittelst des Verstandes durch die Erfahrung herausgebracht, aber sie überzeugen nicht so geschwind, weil sie nicht so begreiflich sind. Die Kenntniß die aus deutlichen, einfachen und gewissen Grundsätzen fließt, enthält einen Theil der Mathematik, denn nur die reine Mathematik ist gewiß. Die Kenntniß der Wahrheiten, welche man aus vielen verwickelten, theils gewissen und theils ungewissen Grundsätzen ziehet, begreift hauptsächlich die Moral, die Kriegskunst und die Arzneykunst.

Die Arzneykunst ist wie die angeführten Wissen-

senschaften und Künste so gewiß nicht als die reine Mathematik, weil bey ihren Beweisen noch oft ein Zweifel übrig bleibt. Sie fodert den geschwindesten und schärfsten Verstand, weil sie sehr oft auf bloße Wahrscheinlichkeiten sich beziehet, deren höchster Grad ohne den äußersten Scharfsinn nicht gesehen wird, und weil der Arzt noch immer bey der geschickten Anwendung nicht genug bestimmter Grundsätze ein Erfinder bleibt. Das Genie der Medicin ist also in seinem ersten Begriffe aufgelöst, die Kunst eine große Menge zerstreueter Begebenheiten plötzlich zu übersehen und zu verbinden, von diesen Verbindungen auf lichtvolle Schlüsse, von dem Bekannten auf das Unbekannte zu kommen. Die Klagen des Kranken sind das Bekannte, die in seinem Körper vorgegangene Veränderung und die Kunst sie zu heben das Unbekannte.

Nicht alle Theile der Arzneykunst erfodern gleichviel Genie. Die Anatomie, die Botanik und die Kenntniß der Arzneyen fodern mehr Zeit als Genie; die Physiologie, die Pathologie, die Semiotik, mehr Genie als Zeit; die Praxis am wenigsten Zeit und am meisten Genie — und dieses geht oft über Gelehrsamkeit und über Erfahrung. Man fodert von einem Arzt die Geschicklichkeit, das rechte Mittel zu der rechten Zeit zu geben — oder die Gelegenheit zu finden. Diese

Gelegenheit kann ein Mann von **Genie** oft nur mit einiger Wissenschaft, und ganz ohne Erfahrung finden, und eben deswegen ist ein Arzt von Genie über einen andern der keines hat, himmelweit erhaben — weil in zweifelhaften Fällen man sich immer mit dem Genie durchhilft, und weil ohne Genie Erfahrung unmöglich ist, so darf auch ein junger Arzt nicht alt seyn um ein großer Arzt zu seyn. Jeder junge und geistvolle Arzt kann nach einer Praxis von einigen Jahren einem alten grauen Practikus mit dem zwanzigjährigen **Alexander** sagen; **Demosthenes** hieß mich ein Kind da ich in Illyrien war, er nannte mich einen Jüngling da ich Thaten in Thessalien gethan hatte, nun muß ich ihm unter den Mauern von **Athen** beweisen, daß ich ein Mann bin. Ueberhaupt wer in seinem dreyßigsten Jahr kein guter Minister, kein guter General, und kein guter Arzt ist, wird es nie.

Um die Wahrheit zu entdecken, muß man **Beobachtungen** anstellen. Hierzu gehöret **Beobachtungsgeist** Beobachtungsgeist in der Arzneykunst ist die Fähigkeit alle Erscheinungen und Zeichen, aus welchen man begreift, daß eine Krankheit dasjenige ist, was sie ist, so zu sehen, wie sie sind. Hieraus folgt, daß man tagtäglich Kranke besuchen kann, und doch nichts sieht — doch nichts lernt. — Die Kenntniß der Krankheiten

heiten ist darum so selten, weil der Beobachtungsgeist so selten ist — die wahren Aerzte sind darum so selten, weil diese Kenntniß so selten ist. Wer die Krankheit von den Zufällen, und die Zufälle unter sich nicht unterscheidet, nimmt die Arzneyen zur Heilung von einem einzeln Zufall, wer diesen Zufall heilen will, der heilt die Krankheit nicht.

Der Beobachter ergreift mancherley Wege, um zum besten Ausschlage seiner Erkundigungen zu kommen. Er stellt Versuche an, sammelt Wahrnehmungen unb Erfahrungen. Ein **Versuch** ist ein ausgesonnener Kunstgriff, oder ein Mittel, welches man einschlägt, um die Natur oder die Eigenschaften eines gewissen Gegenstandes zu erforschen. Der Versuch ist also eine Aenderung der Körper oder eine Erscheinung, die in die Sinne fällt, und die man den Gegenständen vermöge der Kunst abzwingt. Es waren Versuche, wenn **Haller** die Sehnen mit scharfen Sachen reizte, um ihre Empfindlichkeit wahrzunehmen. Wenn man nun ein aufmerksamer Zuschauer ist, und sorgfältig aufzeichnet, oder deutlich aus einander setzet, was für Erscheinungen bey einem Körper durch die Kunst sind hervorgebracht worden, oder welche Erscheinungen, Eigenschaften oder Kennzeichen die **Natur** selber darbietet; so macht man **Wahrnehmungen.**

wahrnehmung ist die Bewegung künstlicher oder natürlicher Erscheinungen. Da findet nun nichts Platz, als was in die Sinne fällt. Das Resultat aus wiederholten Versuchen oder Wahrnehmungen heißet man Erfahrung.

Allein es ist nicht jederzeit so leicht, wie man sich wohl anfangs einbildet, aus den Versuchen und Beobachtungen richtige Erfahrungen zu machen. Oft wiederholet man einen Versuch in dieser Absicht sehr oft, und nach sehr vieler Mühe kommt man doch endlich kaum dahin, daß man eine richtige Erfahrung machen kann. — Und hier findet man Ursache zu klagen, daß oft mit Verfertigung der Erfahrungen gar zu voreilig zu Werke gegangen, die Versuche und Beobachtungen nicht oft genug unter verschiedenen Umständen wiederholet, und die Erfahrungen daher nicht unter solchen Umständen vorgetragen werden, unter welchen der Erfolg nothwendig ist. Dieses ist der Grund von sehr vielen falschen Erfahrungen, welche sich in die Wissenschaften eingeschlichen haben, d. i. von solchen, welche Ausnahmen leiden. Denn eine richtige Erfahrung muß keine einzige Ausnahme haben.

Da uns die Versuche und Beobachtungen weiter nichts sagen müssen, als was die bloßen Sinne lehren, und da die Erfahrungen entstehen, wenn wir von den Beobachtungen und Versuchen

die

die unnöthige Umstände trennen, und diejenigen beybehalten, unter welchen das nothwendig wird, was uns der Versuch und die Beobachtung erzählet haben; so ist klar, daß auch eine Erfahrung weiter nichts sagen dürfe, als was wir vermittelst der Sinne erkennen. — Wenn man aber in eine Erfahrung etwas mit hineinbringt, welches nicht die Sinne, sondern der Verstand erkennet, so ist dieses ein Fehler, welchen man in der Logik **die Verwirrung des Urtheils mit der Erfahrung** nennet, und der die Menschen tausendmal in Irrthümer geleitet hat, und noch täglich darin leitet. Man hüte sich also bey der Erforschung der Wahrheit sorgfältig dafür.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fortsetzung von Senegal, Gambia, Nigritien und Nubien.

Um nun zu verhindern, daß sich hier nichts Unreines ansetzen möge, wird die Beschneidung so wohl bey dem männlichen als weiblichen Geschlechte vorgenommen. — Entledigt sich aber die Natur von diesen Feuchtigkeiten nicht recht, so bleiben die Negern allerley Krankheiten ausgesetzt; sie bekommen entweder Geschwüre an den Geburtstheilen, oder an andern Stellen. Eben so nach zurückge-

tretenem Ausschlag entsteht ein Fieber; oder endlich, wenn die Cholera zur nassen Zeit eintritt; so gesellet sich Fieber dazu.

Die Krankheiten, denen die Europäer hier unterworfen sind, herrschen nicht alle Jahre im gleichen Grade, sondern nur vorzüglich in den Jahren, wo zu vieler Regen gefallen ist. Diese Krankheiten sind aber Wechselfieber; nachlassende Gallenfieber; Durchfälle, und besonders das vom Schotte so genannte schwarzgalligte Erbrechen. — Das Gallenfieber verdienet, seiner Bösartigtigkeit wegen, das siamsche, und der gelben Farbe wegen, womit die Patienten befallen werden, das gelbe genannt zu werden. Es kündigt sich diese Krankheit durch einen Languor, Schwindel und geringen Frost an; das Gesicht ist mißfarbig; man bemerkt darin allerhand Zuckungen; die Augen werden roth, und entzünden sich; sind glänzend, und stehen aus ihren Höhlen heraus. — Die Patienten empfinden schwere Hitze in der Herzgrube; es erfolgt ein Brechen von gelber, auch wohl oft grüner Galle, die fettigter Art ist, oben auf schwimmt, und sich nicht vermischt: das Brechen hört darnach nicht auf, weil es von krampfigter Natur ist, vielmehr wird es immer damit ärger, und die Materie, die ausgeworfen wird, nimmt eine schwarze Farbe an, wie Kaffeesatz. — Viele sterben bereits am 2ten, 3ten oder

4ten Tage. Die den 7ten erreichen, kommen noch wohl durch. — Schotte beschreibt eine von ihm 1778 beobachtete Epidemie von dieser Art. — Von 96 Europäern, die auf Lewis waren, blieben nur 30 übrig, welche sämmtlich in Zeit von drey Monaten weggerafft wurden, und von den Uebriggebliebenen starben nachher noch viele am Durchfall und andern Krankheiten. — Brechmittel scheinen zwar im Anfange zu erleichtern, und eine Remission zu verursachen, die aber selten über einige Stunden dauert, wo denn die Zufälle wieder heftiger werden. Alsdenn bringt ein zweytes Brechmittel keinen Nutzen, sondern schadet vielmehr; auch ist das Aderlassen kaum im Stande, eine minutenlange Erleichterung zu bringen. — Wo aber gleich nach genommenem ersten Brechpulver zur China und andern ähnlichen Mitteln gegriffen wird, da verspürt man nicht selten guten Nutzen. —

Gemeiniglich ist ein Tornados vor einer solchen Epidemie hergegangen. Lind erzählt einen Fall, wo durch einen Tornados eine große Anzahl Soldaten und zwey Drittel der Weiber auf einmal krank wurde. — Nie ist der Fall schlimmer, als wenn dieser auf eine Windstille folgt, oder wenn der Wind einen entblößten Körper getroffen. — Da die Wasser von Senegal, mit denen Lind Versuche angestellt hat, von allen

die

die schlimmsten sind; so siehet man auch hieraus, warum dieses Fieber in andern nach Norden gelegenen Oertern von Guinea, als z. B. zu Sierra Leona, nicht so wüthet. — Das Senegalische Wasser verbreitet einen häßlichen Gestank: dennoch konnte Lind durch ein Vergrößerungsglas keine Würmer oder Insekten darin entdecken. —

Das einzige Mittel, seine Gesundheit zu dieser ungesunden Jahreszeit zu erhalten, besteht darin, daß man sich in einem Schiffe, so lange als diese böse Zeit dauert, aufhalte, weil die See der nächste und sicherste Zufluchtsort ist, — der sicherer und besser ist, als Sierra Leona, Goree, Dixcoven, Sucondee, Corso und andere Oerter die theils oft entlegen, und doch so ganz sicher nicht sind, obgleich besser als Lewis. — Eine andere Beschwerde verursachen noch die Marignons (pulex pipiens), welche hier von allen Insecften die schlimmsten sind. Sie durchdringen die dicksten Zeuge, und mit ihrem Stiche verursachen sie ein heftiges Brennen in der Haut. — Die Vena medinensis gehört ebenfalls hier zu Hause. —

Während der trocknen Jahreszeit sind die meisten Menschen gesund, und man bemerkt selbst von dem oben beschriebenen trocknen Nebel keinen Schaden, vielmehr werden wir unten zeigen, daß er gesund sey. — Die Negern klagen alsdann wohl oft über einseitiges Kopfweh, wogegen sie aber

aber auch Rath wissen, indem sie die Stirn mit einer lebendigen Kröte reiben. —

Bisher haben wir eigentlich nur die Küsten betrachtet, und die Krankheiten beschrieben, denen die Europäer unterworfen sind. — Jetzt wollen wir diese Gegend verlassen, und weiter in das große, wüste, höher gelegene und mit vielen unbekannten Völkern bewohnte Reich, so weit mir davon die neuesten Nachrichten bekannt worden sind dringen. — Man nennt gemeiniglich dies Land Nigritien. — Es wird solches von zwey verschiedenen Nationen bewohnt, nemlich von Mohren und Negern. Die Mohren stammen wahrscheinlich von den Mauren ab, sind vermuthlich aus der Barbarey bis hierhin vorgedrungen; sind Mahomedaner, und bewohnen das linke Ufer des Senegalflusses, woselbst sie ein nomadisches Leben führen; viele Kameele und andere Thiere unterhalten; an den fruchtbarsten Gegenden dieses Ufers sich am längsten aufhalten; und aus ihren Wäldern das Gummi holen, womit sie einen ansehnlichen Handel treiben. Sie sind schön von Wuchs, und stark von Körper; ihre Farbe soll, wie einige, z. B. Schotte, sagen, brandgelb; nach andern aber weiß seyn; denn sie leben unter Zelten von Kameelshaaren. Sie sind überaus mäßig; zerschneiden ihr Fleisch in langen Riemen; lassen es an der Sonne dörren, da es so

trocken

trocken wie eine Darmsaite wird; aus diesen kochen sie nachher Bouillon; auch genießen sie gedörrete Heuschrecken mit Butter; am häufigsten aber Datteln. — Die ärmern Mohren aber leben oft ganz allein von Gummi, das sie in Milch zerlassen. —

Das rechte Ufer des Senegalflusses hat ein ganz anderes Geschlecht Menschen. Hier wohnen die Negern, von denen es unendlich viele Stämme giebt. Die Hauptstämme sind erstlich die Fulas, oder Fuhls, die längst dem Senegalflusse wohnen. Diese sind muhamedanischer Religion, und stehen unter einem Oberhaupte; diese Negern sind, gegen die Gewohnheit anderer, sehr arbeitsam, und treiben daher selbst Ackerbau; haben Reiß im Ueberfluß, und weben baumwollene Zeuge; ihr Körper ist wohl gebildet, nur ist ihre Haut nicht völlig schwarz. —

Ein anderer Stamm, der ganz nahe am Ausflusse des Senegalflusses, an dessen südlichen Seite wohnt, heißt die Wulufs oder Jalofs. — Dies sind die schönsten aller Negern: ihre Haut ist so schwarz wie Ebenholz; sie sind Mahomedaner oder Christen; haben einen schönen Gliederbau. — Bey diesen Völkern ist die Hitze am allergrößten. —

Eine dritte Art Negern ist der Stamm der Mandingos, die 20 Grade östlich von den Fuhls

und

und Wulufs entfernt wohnen. Sie sind durchgängig häßlich und mit platten Nasen versehen. — Alle diese und mehrere Stämme bewohnen die Königreiche Brack, Hamet, Bambuck, Mandingo und mehrere andere. — Das Königreich Brack ist sehr fruchtbar, und bringt Mais und Hirse als die Hauptnahrung der Neger, in Menge hervor. Längst der Küste ist das Land sandigt; weiter aber davon giebts Hügel, Berge und thonartigen Boden. Ueberall wachsen die großen dicken Adansone, oder Baobabs; die Gummi tragenden Mimosen; verschiedene Hirsenarten; Mais; Kassawa; Jams; Bataten; Angurien; Ananasse; Pisans; Pomeranzen; Appelsinen; Feigen; Granatäpfel; Dattelpalmen; schwarzer langer Pfeffer; Ingwer; Schalotten und viele andere Früchten mehr. — Das Königreich Bambuck, welches die berühmte Goldgrube Natakon enthält, ist ebenfalls ein überaus fruchtbares Land, wo das Stroh sechs Schuh hoch über einen Reuter und sein Pferd hinaus ragt: es giebt hier zwar viele unbebauete Länder, sie werden aber alle von unzähligen Quellen getränkt, und von Heerden Hornvieh geweidet. — Die Einwohner sind schön von Gestalt, und gesund von Leibe; sie bauen Hirse, Mais und andere Früchte, und weben sich aus Baumwolle schöne Tücher. Jene oben benannten Bäume und Früchte findet man auch

hier;

hier; besonders aber die Tamarinden; eine besondere Art Erbsen, die sie mit Hirse vermischt essen. Es giebt hier auch weiße oder Veitsbohnen. Da also dieses Land, ausser seinen unerschöpflichen Goldminen, Ueberfluß an Quellen; an Flüssen; an fruchtbarem Boden, an Schlachtvieh und genießbaren Früchten hat, so kann man es für eins der schätzbarsten in ganz Afrika halten.

Was die Nahrungsmittel der hiesigen Neger selbst anbetrift; so findet man, daß sie Milch, und besonders Buttermilch, über alles lieben: die Butter genießen sie so wenig, wie den Honig, den man in Bambuck in großer Menge hat. Mit der Butter beschmieren sie ihren Leib, und den Honig wenden sie an, um daraus ein Lieblingsgetränke, welches sie Besdu nennen, zu verfertigen, welches sehr berauschend ist. — Die Besalbung mit Butter vermehrt, nach ihrer Versicherung, die Kräfte. — Aus Hirse machen sie ein Gericht, das sie Kusku nennen, wozu sie Fleischbrühe gebrauchen — und es mit Fleisch essen.— Aus türkischem Korn wird ein ähnliches Gericht bereitet. — Hitzige Gewürze lieben sie sehr, aber an Salz haben sie alle großen Mangel, ob sie es gleich gern genießen. Die davon etwas habhaft werden können, tragen es in einem Beutelchen an dem Hals. — (Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer
Rathgeber.

Drey und zwanzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 10ten Junii 1797.

Fortsetzung der Aufklärungsmittel der practischen Medicin.

Gute Beobachtungen müssen also mit der größten Genauigkeit gemacht werden. Die Genauigkeit besteht in der Bemerkung einer Menge kleiner Umstände, die dem Auge des Beobachters leicht entgehen, und gleichwohl den größten Einfluß auf das Ganze haben, indem sie oft neue, und von dem vorigen ganz entfernte Wege zur Heilung entdecken. Sie müssen aber auch mit Aufrichtigkeit gemacht seyn. — Sie sollen enthalten was man gesehen hat, und wie man es gesehen hat, damit andere eben das sehen — noch weiter dringen, und allenfalls die Fehler verbessern können. Die meisten Aerzte sind gewohnt die bejahende Seite zu entdecken, die verneinende zu verbergen. — Andere sagen nur die Wahrheit, wenn sie ihren Ruhm befördert, und begreifen nicht, daß es weit rühmlicher ist, sein Unglück zu

erzählen, als seine besten Erfolge, und daß derjenige, der einen Fehler bekennt, nur mit andern Worten sagt, er seye heute weiser geworden als er gestern war.

Jede Krankheit wird nur durch die genaueste Beobachtung bestimmt, daher aber auch jede einmal wohl beobachtete und bestimmte Krankheit für das ganze Leben eines Arztes beobachtet und bestimmt ist. Jeder Arzt halte sich also bey dem ersten Schritt, welchen er in die practische Welt thut, ein Journal über die Patienten. Bey dem ersten Besuch schreibe man alles dasjenige auf, was man gegenwärtig gesehen, was der Kranke von seinen vorhergegangenen Krankheiten erzählet, und was man selbst eigenes bemerkt hat. Man bringe hierauf das daraus gefolgerte Resultat zu Papier, bemerke die Heilungsanzeige und die verordneten Mittel. Bey den folgenden Visiten beschreibt man die fernern Umstände der Krankheit, man macht die genaueste Erzählung von denen, nach dem Gebrauche der Arzneyen erfolgten Veränderungen — und wenn der Kranke gesund wird, oder stirbt, dann untersuche man mit der möglichen Sorgfalt die Ursachen des Glücks oder des Unglücks, und ziehe aus dieser Untersuchung Regeln für die Zukunft. Macht man sich von einer Classe Krankheiten vier oder fünf Fälle auf diese Art bekannt, so wird man

die

die Krankheit im vorkommenden Falle leicht wieder erkennen. Die Umstände ändern, aber das Ganze ändert nicht.

Der Arzt muß den Zustand des Kranken durch Fragen herauszubringen suchen. Diese Fragen fließen vor allen Dingen aus der genauesten pathologischen Kenntniß der Krankheiten und ihrer möglichen Ursachen bis auf die allerentferntesten Anlässe; sie betreffen vorher gewisse allgemeine Dinge; alsdenn nähern sie sich immer mehr dem gegenwärtigen Zustande, und hierauf beruht alles was der Arzt zu thun und vorzunehmen hat, und aus den Fragen kann man den Meister oder den Stümpfer erkennen; weil in jenem Falle, je ausgebreiteter, umfassender und tiefer sich dessen Einsichten in die Geschichte und Natur der Krankheiten erstrecken, desto genauer und angemessener — je kurzsichtiger und unvollständiger hingegen die Kenntnisse des Arztes sind, desto seichter, flüchtiger und unbedeutender auch seine Fragen seyn werden. Bey solchen Fragen hat man zu sehen:

Auf den vorhergegangenen Zustand.

Ob der Kranke sonst immer gesund, oder welchen Krankheiten er besonders unterworfen gewesen, als: Rhevmatismus, Catarrhen, Ausschlägen, Gicht, Podagra, venerischen Uebeln, Nasenbluten, Blutstürzung, Goldader u. s. w.?

Hartnäckige Augenentzündungen und Kopfschmerz erlitten? Ob er mit stark ausdünstenden Händen und Füßen, Nachtschweißen, Flechten, alten Schäden behaftet sey, und wie es sich jetzt damit verhalte? Ob er Fontanellen, ein Haarseil habe, oder gehabt? Ob er einen Bruch habe? Ob er von gesunden Eltern geboren? den Trunk oder das Venusspiel geliebt? Ob er viel Thee oder Caffee trinke, viel sitze, oder viel sich bewege, den Kopf viel anstrenge, viel Taback rauche? Ob er sich sehr erhitzet, und zu schnell abgekühlet habe? Ob er oft medicinire? Gewohnt sey zu gewissen Zeiten Ader zu lassen, Abführungen zu nehmen, Brunnen zu trinken? Warum? Wie er sich jedesmal darauf befunden? Ob jetzt dieser Zeitpunct vorhanden sey? Ob er vergnügt und zufrieden lebe? oder öftern Verdruß habe, empfindlich zum Zorn geneigt sey? Ob er eine gesunde Gattin habe? Wie seine Wohnung beschaffen? Ob er gut verdaue? Wie oft zu Stuhle gehe, und wie der Stuhlgang beschaffen? Ob ansteckende Krankheiten grassiren? Ob er sich einer Ansteckung ausgesetzt? Ob er die Pocken und Masern schon gehabt? Ob er mit den gegenwärtigen Zufällen bereits mehrmals befallen worden? Zu welchen Zeiten? Welche Arzeneyen, welchen Arzt er dabey gebraucht?

Das

Das Alter.

Besonders ist auf diesen Umstand bey Kindern Rücksicht zu nehmen. Man erkundige sich demnach: Wie alt sie genau sind? Wie viel Zähne sie schon haben? Ob sie durchaus gesund auf die Welt gekommen? Wie der Stuhlgang beschaffen? Wie der Athem rieche? Was das Kind für Milch sauge? Ob die Mutter oder Amme völlig gesund? Ihr monatliches Geblüt während dem Stillen habe? Zu Leidenschaften geneigt sind? Welche Diät sie führe? Ob dem Kinde viel Speichel aus dem Munde laufe? Ob es oft mit den Fingern in dem Munde wühle? Ob und wie viel Wasser es lasse? Ob es einen Ausschlag habe, oder gehabt habe? Ob und was dagegen gebraucht worden? Ob der Unterleib aufgetrieben, empfindlich und heiß seye? Ob es sich oft erbreche? Wie das Ausgebrochene und der Abgang aussehe? Ob es im Schlaf oft zusammenfahre? Viel schreye? Ob dieses vorzüglich während der Oeffnung des Leibes geschehe? Ob es mit den Zähnen knirsche? Ob der Augenstern sehr erweitert sey? Ob es zuweilen einen heftigen Hunger habe? Ob Würmer abgehen? Frost, Hitze und Durst vorhanden? Die Augen triefen, Husten zugegen, und wie dieser beschaffen?

Das Geschlecht.

Dieses gilt vorzüglich von dem Frauenzim-

mer, und da fragt es sich besonders: Wie alt sie sind? Wie es sich mit ihrer monatlichen Reinigung verhalte? Ob sie schon in frühern Jahren sich geäußert? Oder ob sie noch niemals vorhanden gewesen? Wenn sie solche zum letztenmal gehabt? Ob sie mit oder ohne Beschwerden, stark oder schwach, und wie lange fließe? Ob der Abgang mißfarbig sey? Ob sie leicht gestört werde? Ob ein weißer Fluß vorhanden, und wie es damit von jeher beschaffen gewesen? Ob das Frauenzimmer schwanger? Wie lange? Ob und wenn sie entbunden worden? Wie die Entbindung von statten gegangen? Ob sie dabey vieles gelitten, ohnmächtig geworden, und viel Blut verlohren habe? Ob dieß auch schon vor der Geburt geschehen sey? Ob das Kind eine gute Lage gehabt? Wie lange die Geburt überhaupt gedauert? Was es mit der Nachgeburt für eine Beschaffenheit gehabt? Wenn die Wasser gesprungen? Ob sie schon öfterer entbunden worden? Ob sie Mißfälle gehabt? Wie oft? Was sie dabey gelitten? In welchem Monate sie erfolgt? Ob während der Schwangerschaft Milch in die Brüste eingetreten? Ob ihr Gatte in der Schwangerschaft ihr oft beygewohnt? Ob sie den Beischlaf vertragen kann? Ob sie zu Krämpfen geneigt sey? Ob sie wenig trinke? Viel warme Getränke genieße? sich wenig Bewegung mache? Ob sie sehr em-

pfindlich

pfindlich sey? empfindsame Lectüre liebe? Kummer oder Verdruß habe? Wenn sie entbunden? Wie es gegenwärtig mit der Geburtsreinigung gehe? Wie es damit nach ihren vormaligen Entbindungen gegangen? Wo das Kind, und ob es gesund sey? Ob sie solches selbst stille? Die vorigen Kinder selbst gestillt? Wo nicht, wie es mit der Milch geworden? Ob sie während der Niederkunft öfters gefröstelt? Ob ihr Unterleib sehr empfindlich, hart, heiß, gespannt, kalt, schmerzhaft sey? Wie es mit den Geburtstheilen beschaffen? Wie der Urin abgehe? Ob die Augen entzündet, gegen das Licht empfindlich oder unempfindlich? Ob Milch in den Brüsten vorhanden? Oder überhaupt sich keine gezeigt? Oder wenn sie verschwunden? Vor der Entbindung, während, oder nach derselben? Ob sie Schmerzen in den Brüsten empfinde? Ob sich darin Verhärtungen oder Knoten fühlen lassen? Ob diese schmerzhaft, beweglich oder unbeweglich, weich, hart, mit veränderter oder unveränderter Farbe der Haut, umschriebener Geschwulst u. s. w.? Ob und wenn sie zum letztenmal Oeffnung gehabt? Welche Diät und Lebensart sie in der Schwangerschaft geführt? Wie sie sich während der Schwangerschaft befunden? Ob sie öfter Magendrücken, Coliken, Durchfälle, Erbrechen, verdorbenen oder gar widernatürlichen Appetit gehabt? Oefter

Schrecken erlitten? Sich nach der Entbindung verkältet habe? Ob die monatliche Reinigung anfange unordentlich zu werden? Ob sie zur gewöhnlichen Periode, oder durch einen andern Weg zum Vorschein komme? Ob sie sehr stark und häufig abgehe?

Die Zufälle des Kranken.

Ob er Hitze, Durst, Unruhe, Uebelkeit, Angst, Aufstoßen, Husten, übeln Geschmack, Kollern im Leibe, Schmerzen, Jucken, Brennen, Ziehen, oder Drücken empfinde? Ob er zu allen Zeiten des Tages und der Nacht gleich krank sey? Ob er zuweilen Frost habe? Wie er gegenwärtig schlafe? Welche Lage, Stellung ihm die liebste? Wie die Haut, die Zunge, die Lippen, das Zahnfleisch, die Gesichtsfarbe beschaffen? Ob der Puls geschwind, langsam, hart, weich, regelmäßig, oder unregelmäßig gehet? Ob der Athem groß, klein, geschwind, langsam, sehr geschwind, sehr langsam, schwer, ungleich, groß und geschwind, klein und geschwind, sehr geschwind und groß? sehr hoch, oder röchelnd von statten gehet? Ob eine ungemeine Entkräftung mit Neigung zu Ohnmachten, und eine große Muthlosigkeit, oder Gleichgültigkeit vorhanden? Ob ein stupides betaubtes Wesen vorhanden? Ob der Kranke stark raset, oder still phantasirt? Ob die Augen einen feurigen wilden Blick von sich werfen? oder ob

sie

sie röthlich, geschwollen und trübe sind, oder ein gläsernes Ansehen haben? Ob der Kranke eine starke Stimme hat, oder so leise spricht, daß man ihn kaum verstehen kann? Ob Verstopfung oder Durchfall vorhanden? Der Stuhlgang langsam und trocken, oder häufig und flüssig ist? Ob ein Durchfall mit Schmerzen im Unterleib, Stuhlzwang und Blutabgang verbunden, vorhanden? Ob der Durchfall zäh, schleimigt, glänzend, gallertähnlich, röthlich, schäumend, schwarz, fett, oder blutfarbig ist, und dabey sehr stinkt? Ob heftige Schweiße vorhanden? Ob sie warm oder kalt sind? Ob sie an einem Theil, oder über den ganzen Körper verbreitet erscheinen? Ob starke Blutflüsse vorhanden? Ob auf dieselben Erleichterung oder Verschlimmerung erfolgt? Ob das abgeflossene Blut eine Speckhaut besitzt? Ob der Urin weiß, blaß, gelb, saffrangelb, roth, braun, schwarz aussieht? Ob er einen heftigen Geruch hat? Ob er dünn, mittelmäßig dünn, oder ganz dick ist? Ob er einen Bodensatz hat? Ob dieser Bodensatz wie ein dicker Schleim, oder wie Körner, oder wie Schuppen, oder wie Kleyen, oder wie Mehl, oder wie Eiter aussieht? Ob Convulsionen vorhanden? u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fort-

Fortsetzung von Senegal, Gambia, Nigritien und Nubien.

Fleisch essen die Negern eben nicht viel: doch will ihnen die europäische Kost wohl schmecken, nur leiden sie vom beygemischten Salz leicht Schaden. — Von Natur sind fast alle Negern faul und träge, und scheuen jede Arbeit, wozu sie auch ihr fruchtbarer Boden eben nicht sehr auffordert. — Das heiße Clima wecket hier den Geschlechtstrieb sehr früh auf, und es ist nichts seltenes, ein Mädchen von 12 Jahren sich verheyrathen sehen. Ohne Widerrede bringt hier die Natur mehr Mädchen als Knaben zur Welt. — Moore kannte am Gambia einen Neger, der allein ein ganzes Dorf besetzt hatte, und darin er mit seinen 100 Weibern, ihren Kindern und einigen Sclaven wohnte. — Unter den Gebohrnen, in dieser Breite, verhalten sich die Mädchen zu den Knaben, wie 4 zu 1.

Von den Krankheiten der Negern habe ich schon oben, da die Rede von den westindischen Sclaven war, und vorhin bey Senegal gesprochen, und es bleibt mir demnach nur wenig nachzuholen übrig. — Eine ihrer beschwerlichsten Krankheiten, womit aber die wohlhabenden Neger mehr als die andern befallen werden, sind Fleischbrüche von ungeheurer Größe. — Man findet

det sie unter den Bambaras, im Lande Galam, am häufigsten; auch einzeln findet man sie unter den Mandigas im Königreich Barrah. Man hat Beyspiele, daß ein solcher Fleischbruch wohl einen halben Centner gewogen. Schotte sahe einen, der 18 Zoll im Durchmesser und 2½ Fuß lang war; er hatte sich bereits vor 23 Jahren an den Geilen zuerst geäußert. — Bey diesem Uebel sind übrigens die Menschen gesund, und die Vornehmen unterlassen darum das Reiten nicht; vorn am Sattel ist eine hölzerne Schale befestiget, worin sie alsdenn das Gewächs legen. — Dies Uebel scheint erblich zu seyn, findet sich aber vor dem 30ten Jahre nicht ein. — Dann mögen auch die hitzigen Gewürze, als der spanische Pfeffer und andere, die hier von den Reichen so viel gebraucht werden, zur Erzeugung dieses Zufalls, viel beytragen. — Barbot, der dieser Brüche ebenfalls Meldung thut, leitet sie vom Palmwein her. — Außerdem sind Nabelbrüche, wegen der schlechten Behandlung des Nabels, hier gleichfalls häufig; auch wahre Leisten- und Hodensackbrüche sind nicht selten. Gewiß trägt das viele Salben und Schmieren mit Butter, Oel und dergleichen hierzu vieles bey.— Man findet auch wohl unter ihnen Durchfall und Seitenstechen: übrigens sind die Leute sehr gesund, und wenigen Krankheiten unterworfen. — Denen, die

die an Colik und Durchfall leiden, giebt man das Gummi von der Mimosa in Milch zerlassen, wovon Brüe, der Colikschmerzen hatte, die beste Würkung an sich selbst erfuhr, nachdem alle Mittel, die von seinem Chirurgo waren angewandt worden, vergeblich versucht worden. — Auch dieser Verfasser versichert, daß die Mohren auf ihren langen Reisen, mitten durch die Wüste Sara, oft von nichts anders als von diesem Gummi lebten. — Diese Wüste ist nichts weniger als ungesund. Denn es rühmt Barbot die gesunde Luft derselben, und meldet uns, daß man Kranke aus der Barbarey oft hierhin schickt, um diese gesunde Luft zu athmen. — Auch von Poiret wird uns versichert, daß oft Caravanen von 3 bis 400 Arabern von Tunis aus, mitten durch die Wüste bis nach Guinea zögen, um Sclaven zu holen, und daß sie wohl mehrere Jahre auf dieser Reise, wenn ihnen nur kein besonderes Unglück begegnet, gesund zubrächten; sie lebten sehr genügsam, behölfen sich oft viele Tage lang mit einigen Kugeln, die aus etwas Mehl und Wasser gemacht worden — und in deren Ermangelung vom Gummi allein. — Jetzt kehre ich aber zu den Negern wieder zurück. —

Die Jaloffer sind sehr tückisch und bösartig; ihre Pfeile sind sehr giftig, und sie tödten, wofern die Stelle nicht gleich ausgeschnitten wird,

in

in kurzer Zeit; indeß soll man glücklicher Weise, durch einen Zufall, ein besonderes, alaunartiges, Salz, entdeckt haben, welches zu einem Quentchen innerlich und äußerlich genommen, das Gift der Pfeile unkräftig machen kann. — Ich zweifle aber an der Richtigkeit. —

Die Männer der Mandigoer sind sehr wollüstig und geil, da hergegen die Weiber desto enthaltsamer sind. — Um das Liebeswerk desto heftiger treiben zu können, so genießen sie verschiedene reizende und urintreibende Kräuter; wovon aber oft der Erfolg der ist, daß ihre Beine so dick, wie die Lenden werden. Die Weiber lassen aber ihre Männer nicht ihnen beywohnen, so wenig während der Schwangerschaft, als auch nicht so lange sie stillen, und dies dauert oft drey bis vier Jahre. — Bey ihrer Niederkunft verlangen diese Weiber nie einigen Beystand, und sie halten es für eine große Schande, der Schmerzen wegen zu schreyen. Nach der Entbindung begeben sie sich so gleich mit ihrem Kinde in ein Bad, und dies wiederholen sie nachher alle Tage; so daß das Kind täglich drey = bis viermal in kaltem Wasser gebadet wird, worauf sie den Rücken, die Lenden, Knie, Hüften, Nacken und Ellnbogen mit Palmöl stark reiben, und dies bis ins neunte Jahr fortsetzen. Uebrigens bekümmern sie sich um ihre Kinder wenig; lassen sie auf der Er-

de liegen oder herum kriechen. Bey dieser Lebensart giebt's lauter starke und gesunde Kinder unter ihnen. — Eben dieses Volk hält stark auf die Jungfrauschaft; breitet, während der ersten Brautnacht, ein weißes Tuch aufs Bette aus, und hält damit, am andern Tage, einen solennen Umgang in der Stadt.— Abergläubisch sind die Mandigoer endlich zum höchsten. Keiner wird, nach ihrer Meynung, krank, oder stirbt, oder es sind Hexen daran schuld. — Daher behängen sie sich mit Amuletten, welche Grisgris heißen, oft in solcher Menge, daß mancher davon 30 Pfund zu tragen hat. —

Es werden diese Negern von verschiedenen Krankheiten, als den Pians; der venerischen Seuche; dem Fadenwurm und mehrern Uebeln heimgesucht, wogegen sie auch eigne Mittel haben. Da diese aber nicht wesentlich von den Krankheiten und Hülfsmitteln, die man zu Sierra Leona oder an der Goldküste hat, unterschieden sind; so verspare ich dies bis zur Abhandlung dieser Länder, um nicht eine Sache zweymal zu erwähnen. —

Die Länder Nigritiens oder Aethiopiens, welche weiter hin nach Morgen, um einige hundert deutsche Meilen weit von der Küste Senegals und Gambia entfernt, gelegen sind, haben, wegen ihrer großen Ausdehnung, sehr verschiedenen

nen Boden. — Selbst die Wüste Sara ist nicht von einerley Beschaffenheit. — Ein Scherif, der von Marokko bis nach Senega durch diese Wüste gereiset war, berichtet Folgendes: in den ersten zehn Tagen von Senegal aus, träfe man, auf der Rückreise, böse Völker an; dann stieß man in 10 andern Tagen auf gar keine, und während 10 anderer Tage gieng man schon durch etwas civilisirte Nationen. — Ja in dieser ungeheuern Wüste trift man, nach seinem Bericht oft kleine, wohl cultivirte und mit Wasser wohl versehene Gegenden an. — Ein großer Theil dieser Wüste ist nackend und blos, und es heulen immer fürchterliche Winde darin, die mit dem Sande ihr Spiel haben, auch den Reisenden fürchterlich werden; besonders ist der Mangel des Wassers in solchen Gegenden das schlimmste. Oft bessert sich aber auch der Boden unvermuthet: man findet Land, das mit wohlriechenden Kräutern, besonders solchen, die mit unserm Thymian viele Aehnlichkeit haben, besetzt ist: es giebt so gar einige sehr fruchtbare Stellen, wo man Heerden von einigen tausend Schaafen, Ziegen und Kühen auf der Weide antrift. — Die Hitze ist in dieser Wüste ebenfalls nicht überall von gleicher Heftigkeit. In der Nähe der Sandhügel ist sie aber versengend heiß, wegen der Reflexion der Lichtstrahlen. —

Je weiter man sich von der Wüste Sara nach

Süden und Osten entfernt, je ungleicher wird der Boden. — Es wechseln Berge mit Thälern ab; man findet große Wälder, Moräste, Sandwüsten, aber nur einen bekannten Fluß, den Nigerfluß. Die vornehmsten Länder sind Tombuctoo, Caschna, Bornou und Fetztan. — Die Berge in Aethiopien müssen erstaunlich hoch seyn, weil Ludolph sagt: die Alpen und Pyreneen wären nur wie Hügel gegen diese Berge anzusehen.

Der Nigerfluß fließt schneller als ein Schiff im Strome. — Er tritt jährlich aus seinen Ufern, und überschwemmt die ganze umliegende Gegend. Er erhält seine Schnelligkeit von dem Fall, den ihm, bey seinem Ursprung, die hohen Berge geben: die engen Thäler, worin er eingeschlossen ist, vermehren dies noch ansehnlich; und die Ueberschwemmung wird durch die periodischen Regen verursachet. — An undurchdringlichen Wäldern und stehenden Morästen ist hier ebenfalls kein Mangel. — Der Boden ist an vielen Stellen fett, und trägt gute Früchte. — Das Jahr theilt sich auch hier in die trockne und nasse Zeit. Die letztere fängt in der Mitte des Aprils an, und dauert bis zum October. — Der Regen, oder vielmehr der Platzregen, tritt mit fürchterlichen Winden aus Süden, und mit heftigen Ungewittern ein, und dies dauert oft neun Tage lang, während welcher Zeit sich die Einwohner in ihren Hütten eingeschlossen halten: nachher kommen solche heftige Regengüsse nicht weiter. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer
Rathgeber.

Vier und zwanzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 17ten Junii 1797.

Fortsetzung der Aufklärungsmittel der practischen Medicin.

Vorzüglich gebe der Arzt auf die Aeußerung der Lebenskraft acht. Auf dieser beruhet Leben oder Tod. Weichen ihre Aeußerungen aus dem Gleichgewicht, dann haben wir Krankheit, sinkt eine, oder die andere ganz, und verliert ihre Wirkungskraft, oder alle zugleich, alsdann ist sie todt. Puls und Athemholen müssen uns das Uebermaas, oder den Mangel anzeigen, doch müssen wir bey der Untersuchung die nöthigen Cautelen nicht aus den Augen setzen. Bey dem Puls muß der Arzt

Gelehrte Finger haben, dieselben müssen zart, fein, weich, empfindlich, und mit keinen Schwülen versehen seyn, weder zu kalt, noch zu warm, die Fingerspitzen müssen die Schlagader bald stärker, bald schwächer berühren, damit die Volle, Weichheit, Stärke oder Schwäche des Pulses richtig bestimmt werden kann.

Der Arzt darf den Puls nicht gleich nach der Ankunft bey dem Kranken untersuchen, sich erst mit einer heitern Miene bey dem Kranken niedersetzen, mit ihm sprechen, und durch vertrauliche Unterredung zu beruhigen suchen.

Die Schlagadern an beiden Armen müssen untersucht werden, besonders in Rücksicht auf ungleichen und aussetzenden Puls, bisweilen auch an andern Stellen, wo die Schlagader gleichsam unter der Haut liegt, und merklich schlägt.

Der Puls der Erwachenden ist trüglich in der Bestimmung der Zunahme oder Abnahme des Fiebers, folglich erst einige Zeit nachher zu untersuchen.

Der Arzt muß nicht sogleich von der Untersuchung ablassen, sondern wenigstens fünf Minuten lang, die Pulsschläge in den Gedanken überzählen. Das längere Weilen gränzt an Charlatanerie.

Der Arzt muß die Wärme und den Puls seiner Hand, von der Wärme und dem Pulse des Kranken wohl unterscheiden, und nicht jedes Schlagen für Puls achten und annehmen.

Man muß ferner auf Alter, Geschlecht und Lebensart Rücksicht nehmen. Bey Kindern und jungen Leuten gehet der Puls an und für sich viel geschwinder, als bey alten, bey hysterischen Frauenzimmern kann man oft in einer Stunde

alle

alle Gattungen des Pulsschlages wahrnehmen. Des Landmanns natürlicher Puls würde beym Stadtbewohner schon einen Grad von Anspannung, von Entzündung verrathen.

Die Zählung der Schläge nach einer Minuten- oder Secunden-Uhr, so wie nach Pulsgläsern, dient zur genauen Bestimmung der Schnelligkeit, folglich auch zur Schätzung des Fiebergrades, kann aber doch leicht trügen, und in Charlatanerie ausarten, ist in der Privat-Praxis weniger anwendbar, als in der Lazareth-Praxis.

Man muß auch auf Bildung der Brust Rücksicht nehmen. So können verwachsene Personen lange mit einem aussetzenden Pulse gesund bleiben.

Die Zahl der aussetzenden Pulsschläge und der Zwischenraum zwischen zwey Schlägen, muß zur Vermeidung falschen Urtheils wohl bemerkt werden. Man hat einen ordentlich und unordentlich aussetzenden Puls, der erstere ist schlimmer als der leztere. Der Puls ist, in Rücksicht eines Schlages aussetzend, und dann ist er, im hitzigen und entzündlichen Fieber schlimm, in Brustkrankheiten, bey Vollblütigen, schlafenden Knaben und alten Personen weniger zu fürchten, oder er ist in mehrern Schlägen aussetzend, endlich in allen. Sie sind insgesamt von böser Vorbedeutung, aber gradweise mehr oder weniger. Die erstere Art ist meistens unbe-

denklich, wofern er nicht zugleich häufig und schnell ist, die andere gefahrvoller, die letztere die schlimmste, wenn zwanzig, dreyßig und mehrere Schläge ausbleiben.

Alle ungleiche Pulse sind gefährlich, in hitzigen Krankheiten verdächtig, am Ende tödtlich, wenn sie auf eine mannichfaltige Art abwechseln. Der schlimmste ist der allmälig abnehmende.

Die ungleichen Pulse, in welchen die Größe und Heftigkeit vorzüglich bemerkbar sind, geben Hoffnung, die andern mit Kleinheit und Schwäche verkündigen Gefahr oder Tod.

Der stets ungleiche Puls bey Gesunden, ohne Beschwerde, ist unbedenklich, von Krämpfen oder besonderer Organisation abhängig, mit Beschwerde die Folge eines Lungen= Herz= oder Gefäßfehlers, und auf alle Fälle bedenklich und in der Folge gefährlich.

Zur richtigen Bestimmung und Beurtheilung des Athemholens dienet folgendes:

Die Kenntniß des natürlichen Athmens nach den verschiedenen Stufen des Körperbaues, Alters und Temperaments, der Diät, Lebensart, Jahreszeit und Gewohnheit verwahret für Furcht und voreiligem Urtheil.

Die Kenntniß des Athems, wie er in jeder Krankheit verändert wird, des Zeitpuncts, wo die eine oder andere Art eintritt, der Verbindung mit

mit andern guten oder schlimmen Zeichen, vergewissert das Urtheil, um daher einen heilsamen oder bösen Ausgang abzuleiten.

Alles was den Puls abändert, macht auch Abweichungen im Athemholen. Die wirkende Ursache von außen oder innen, so wie der Ort, wo sie sitzt, und die Komplication, bestimmen die Gefahr oder Nichtgefahr, die Vergleichung und Zusammenstellung des Athmens mit dem Pulse giebt Gewißheit.

Man muß sich nicht auf den Athem allein verlassen. Er kann bisweilen trügen, nach Verschiedenheit der Empfindlichkeit und Körperbeschaffenheit. Leichter Athem ist öfters bey der größten Gefahr da.

Gut ist der leichte, große, langsame und gleiche Athem, schlecht der schnelle und häufige, mühsame, schmerzhafte, kleine, schwache, ungleiche, röchelnde, erstickende, heiße und kalte Athem, gefahrvoll und tödtlich, wenn sich mehrere der letztern Arten vereinen.

Zum Unglück sind der Dinge so viele zu merken, wenn man gut und richtig beobachten will. Allenthalben giebt es Gelegenheit, Fehltritte zu thun, allenthalben liegen Hindernisse im Weg. Daher ist es eine weltbekannte Sache, daß die ungeheure Menge medicinischer Beobachtungen in der Arzneykunst lange den Nutzen nicht

gestiftet hat, den sie ihrer Anzahl nach hätte bringen sollen. Vielmal wurde durch diese Menge noch Verwirrung und Unheil angerichtet. Es müssen also sehr häufige und große Mängel an Beobachtern und ihrer Kunst haften. **Zimmermann** sagt: „Die Hindernisse des Beobachtungsgeistes sind hiermit unsere und anderer Vorurtheile, unsere und andere Leidenschaften, die Liebe der Hypothesen und der angenommenen Lehrgebäude, der Aberglaube, die Menge lahmer Urtheile über eine Krankheit, die widerspruchvollen Räthe hirnloser Köpfe, der von allen Seiten herbeyrauschende Hagel von Recepten, und am allermeisten eine langöhrigte Versammlung um den Kranken.“

Manche Aerzte werden, wenn sie von den Kräften eines Mittels lesen oder Muthmaßung haben, zu geschwinde zum Lobe dieses Mittels erhitzt. Es dürfen nur die ersten Versuche sich gut anlassen, so glaubt man seiner Sache sicher zu seyn, wenn auch schon nur ein Ungefähr oder sonst ein Betrug dahinter steckt: man macht allgemeines Aufheben von der Vortrefflichkeit der bewährten Arzney. Man sollte kaltblütiger seyn, und jedes neue Mittel mit mehr Mißtrauen anwenden. Wie oft sah man zu spät ein, daß die Wirkungen, wovon wir so laut geschrieen hatten, entweder nicht so allgemein oder nicht so dauer-

haft

haft waren, als wir geglaubt hatten. Hier muß man jederzeit verschiedene Versuche, Beobachtungen und Erfahrungen, welche dieselbe Sache betreffen, zusammen nehmen, aus allem Schlüsse ziehen, und diese mit einander vergleichen. Kommen diese Schlüsse mit einander überein; so hat man sie für richtig zu halten; sind sie aber unterschieden, so hat man so lange neue Versuche und Beobachtungen zu machen, bis man dadurch erfährt, welche Resultate richtig, und welche falsch sind. Zum Beyspiel wissen wir die richtige Beobachtung, daß von hundert Fieberkranken, welchen man das viertägige Wechselfieber mit der **China** vertrieben hatte, einige schwindsüchtig und einige wassersüchtig geworden. Wie hat man nun aus dieser Beobachtung geschlossen? Die China ist ein gefährliches Mittel, sie ziehet oft die Schwind- oder die Wassersucht nach sich. Ist dieser Schluß aber wohl richtig? Wir wollen eine andere Beobachtung anführen: Wie gewiß es ist, daß von hundert Fieberkranken, denen man das Quartanfieber mit der China vertrieben hatte, einige schwindsüchtig und einige wassersüchtig geworden: so gewiß ist es, daß von andern hundert Kranken, welche bey eben diesem Fieber keine China gebraucht hatten, mehrere schwind- und wassersüchtig wurden, als von denen, welche sich dieses Mittels bedient. Was

folget nun hieraus? Daß die China bey den Fieberkranken bisweilen da die Schwindsucht und Wassersucht verhütet, wo diese Krankheiten außerdem entstanden seyn würden. Dieses lautet ganz anders als der erste Schluß. Welcher ist aber wahr? Hier müssen noch mehrere Beobachtungen zu Hülfe genommen werden. Zuversichtlich ist es, daß sowohl die Schwind- als Wassersucht, welche bey einem Wechselfieber entstanden, sehr oft bey dem fleißigen Gebrauch der China gewichen und die Kranken genesen sind. Es ist also klar, daß die China nicht allein das Fieber, sondern auch die Schwind- und Wassersucht als Folgen des lang anhaltenden Fiebers hebt. Jetzt liegt es also offenbar am Tage, daß der erste Schluß völlig falsch, der andere aber, welcher sagt, daß die China bey den Fieberkranken bisweilen die Schwind- und Wassersucht verhütet, wo diese Krankheiten außerdem entstanden waren, richtig sey. Ueberhaupt wäre zu wünschen, daß die Schriftsteller jederzeit die Bedingungen angeben möchten, unter welchen ein Mittel Nutzen oder Schaden gebracht hat, damit wir nicht durch blinde Nachahmung mehr Schaden als Vortheil stiften. Mit dem menschlichen Körper verhält es sich keineswegs wie mit den Gegenständen in der Naturlehre und Scheidekunst, die wir ohne Rücksicht auf ihre Zerstörung, auf hundertfache

Weise zersetzen, trennen, auflösen und umwandeln, mit denen wir ohne psychische Gegenreizung unzählige vergebliche Versuche der Reihe nach vornehmen, bis uns endlich einer gelingt, der ein erhebliches Resultat darbietet: unser Gegenstand ist der Mensch, dessen Leben zu erhalten, dessen Leiden auf dem uns bekannten kürzesten Wege zu vermindern, Gefühl und Pflicht dringend von uns fodern, und wer hier auf Kosten der Menschheit seinem Kunsteifer fröhnen will, der verdient auf eine gleiche Weise aus der Zunft der Künstler, als aus der Zunft der Menschen verwiesen zu werden.

Bey Versuchen mit neuen Mitteln begehen wir immer ein doppeltes Wagestück: sie können uns erstlich mißlingen, den Kranken tödten, oder seinen Zustand auf lange unheilbar machen, und zweytens uns die Zeit rauben, während welcher wir durch eine ächte schon bewährte Methode den Kranken hätten wieder herstellen können. Das eine ist wenigstens so schlimm, als das andere, und wer weis es nicht, wie weit schlimmer oft die Folgen des negativen Verhaltens, als die Wirkungen des positiven Verfahrens sind. — Es giebt daher zwey Bedingungen, unter welchen allein wir unbekannte Curproben mit ruhigem Gemüthe anstellen können. Wir müssen überzeugt seyn, daß wir auf allen, bisher durch Erfahrung

uns

uns bekannten Wegen nichts auszurichten vermögen, also nichts zu verlieren haben, oder versichert seyn, daß sowohl durch den Gebrauch der neuen Mittel, als durch den Nichtgebrauch der schon bewährten das Uebel nicht vergrößert wird. Da nun die Gegenwart dieser Bedingungen so sehr selten ist, so wird der klügere Arzt nur mit äußerster Behutsamkeit und dem angestrengtesten Beobachten zu Versuchen mit Mitteln schreiten, deren Wirksamkeit nicht von seinen eigenen oder anderer vollgültiger Männer analogischen Erfahrungen bestättigt, und seiner gesunden Vernunft nicht beurtheilbar ist. Nie wird er über jede empfohlene neue Heilart eines englischen Empirikers, dessen Beobachtungsfähigkeit und Wahrhaftigkeit gewöhnlich verdächtig sind, mit Eifer herstellen, und sie an den armen Kranken bis zu ihrem Untergange ausprobiren.

(Der Beschluß folgt.)

Beschluß von Senegal, Gambia, Nigritien und Nubien.

Die Hitze ist beym Platzregen und Südwinde am heftigsten: um nicht zu ersticken, legt man nasse Tücher auf den Mund. — Mit dem October fängt die trockne Zeit an; die Hitze legt sich; die

Luft

Luft wird sanft; das Wetter ist beständig helle; des Morgens empfindet man so gar eine unangenehme Kühle. — Ja, wenn die Winde von den Bergen herkommen; so ist es in Aethiopien kühler wie in Europa. —

Die Königreiche Caschna und Bornou kommen in Ansehung des Clima's ziemlich mit einander überein; nur sind die periodischen Regen in Bornou heftiger als in Caschna. — Man findet übrigens in beyden Ländern hohe Berge; Thäler; Wälder; Moräste, dürre Sandwüsten; aber auch viel angebauetes Land. — Besonders zeichnet sich die Provinz Kanem in Bornou an Reichthum, Schönheit und Ueberfluß an Vieh vor allen andern aus. Die Landeseinwohner leben zum Theil in Städten, zum Theil in schlechten Hütten, und es treiben von ihnen viele Viehzucht und Ackerbau: die Kleidung der Einwohner bestehet gemeiniglich nur aus einem blauen baumwollenen Hemde; viele Arme sind aber ganz nackend. — Was die Nahrungsmittel dieser Völker anbetrift; so scheint aus der Beschreibung des Strabo hervorzugehen, als wenn sie am meisten von Heuschrecken lebten, die ihnen durch Winde zugeführet würden. Ich ziehe diese Nachricht um so weniger in Zweifel, da wir schon oben gehört haben, daß Völker an der Küste von Senegal ein gleiches thun. — Indeß leben sie hievon nicht allein. —

Sie

Sie bauen türkischen Weitzen, Reiß, Saubohnen, welsche Bohnen, verschiedene Wurzelarten, u. s. w.; sie haben auch Trauben, Abrikosen und vielerley andere Früchte. — Während daß so viele vom Ackerbau leben; führen viele andere in der Wüste Tibesti ein Hirtenleben; essen Milch und wohnen in Zelten von Kühhäuten. — Was die Natur und die Dauer des Körpers dieser Aethiopier angehet; so sagt Strabo an dem oben angeführten Orte, daß ihr Körper nicht allein klein sey, sondern daß sie auch kein hohes Alter erreichten, und daß wenige das 40ste Jahr überstiegen. — Herodot nennt im Gegentheil die Aethiopier Mackrobios, Kallistos, Megistos, welches so viel bedeutet, daß sie nicht allein alt würden, sondern auch schön und groß wären. — Die Wahrheit wird wohl in der Mitte liegen. — Was die Krankheiten dieser Völker anbetrift; so weiß ich davon sehr wenig mitzutheilen. — Sie richten sich nach der Beschaffenheit des Clima's, der Lebensart und der Einrichtung dieser Völker.

Der erstickende Wind in den Wüsten hat schon viele tausend Menschen umgebracht: man erinnere sich nur an des Cambyses Heer, das aus 50000 Mann bestand, und das durch einen Sturmwind aus Süden mit Sand bedeckt wurde. — Es hält in dieser Wüste gewiß oft schwer, Lebensunterhalt zu bekommen, und es müssen sich die

armen

ärmen Einwohner oft kümmerlich behelfen, die nur froh sind, wenn sie Heuschrecken erhalten können. Dieses Mangels wegen ist ihr Körper mager, zart, klein, und sie sind deshalb auch mehrern Krankheiten unterworfen, als die Einwohner von Caschna und Bornou, welche weit gesunder und stärker sind: es lassen sich daher obige, dem Scheine nach, widersprechende Berichte eines Strabo und Herodots wohl mit einander vereinigen: man muß nur annehmen, daß Strabo von den Völkern in der Wüste spricht; Herodot aber von den Völkern in Fezan, Caschna und Bornou. — Diejenigen Aethiopier, demnach, die oft Mangel leiden, aus Noth verfaulte Sachen genießen, und Heuschrecken essen, verfallen sehr leicht in den Aussatz. — Strabo sagt: es wüchsen Würme in den Geschwüren, die sich bey ihnen erzeugten. —

So unfreundlich sich auch diese wüsten Landschaften ihren Bewohnern bezeigen, so nützlich mögen indeß dieselben doch auch seyn. Richard sagt: man muß diese ungeheuer große Sandwüsten mit den Marktplätzen einer Stadt vergleichen; je größer diese sind, desto besser ist es: denn dadurch werden Luftzüge hervorgebracht. — Hier ist es also, wo die Natur im großen für ein ganzes Land, als Afrika ist, wohlthätig sorgt. —

Wegen

Wegen der warmen und feuchten Luft soll nach der Versicherung des Cartheusers, Mariti, Zimmermanns und anderer auch die Pest hier in Aethiopien oft gefunden werden. Leo Afrikanus sagt: sie komme im September. Nun führet aber Winthringam aus dem Leo Afrikanus und aus dem Purchas, die ich beyde nicht besitze, das Gegentheil an. Denn nach ihnen soll in Numidien in 100 Jahren nur einmal und im Lande der Negern noch niemals die Pest zum Vorschein gekommen seyn. — Ich kann es auch nicht wohl glauben, weil uns sonst der Sclavenhandel schon längst darüber Auskunft würde gegeben haben. —

Nach dem Plinius soll ein Strich Landes, welcher aber; das weiß ich nicht, in Aethiopien durch Scorpionen einsmalen ganz verwüstet worden seyn, so daß die Einwohner die Flucht haben nehmen müssen. —

Gegen den Haut- oder Fadenwurm gebraucht man in der Asche gebratenen Knoblauch, den man aufs Geschwür legt; so wie man den Urin mit Sand vermischt für ein sicheres Mittel, äußerlich gebraucht, gegen giftige Pfeile hält. —

Doch wir verlassen die bisher betrachteten Länder, und wenden uns nach Fetzan, welches mehr nördlich liegt, und mit Oberegypten fast einerley Breite hat. — Fetzan liegt in der Wüsten,

sten, wie eine Insel im Ocean; dies Land ist flach und eben, aber mit hohen Gebürgen umgeben: es bestehet aus vielen fruchtbaren Provinzen, welche aber auch oft durch dürre Sandfelder getrennt werden. Ehemals muß das Land noch weit blühender gewesen seyn, als jetzt, weil man noch oft auf Ueberbleibsel alter Städte und Cisternen stößt; indeß findet man noch jetzt verschiedene große Oerter, als Mourzuck, welches die Hauptstadt dieses Königreichs ist; Menderah, Hiats, Ganat und mehrere andere. — Diese Oerter werden meist von Ackersleuten und Hirten bewohnt; doch hat man auch darin Kaufleute, Geistliche und Beamten. In jeder Stadt wird Markt gehalten, worauf Obst, Fleisch und Getreide verkauft wird. — Regen ist in Fetzan so unbekannt als in Oberegypten; desto häufiger aber Thau. Vom April bis zum November ist die Hitze groß, und in den Sandwüsten, besonders beym Süd-und Südwestwinde ganz erstickend, so daß sie auch den Vögeln tödtlich werden kann. — Man findet zu Mourzouck nicht allein einen Fluß, sondern auch gutes Wasser, so wie auch die übrigen Städte mit Cisternen, worin Wasser enthalten ist, versehen sind. — In Fetzan hat man allerley Vieh, als Kühe, Schaafe, Ziegen und Kameele, welche zur Nahrung dienen, und von denen Milch gewonnen wird; an Früchten, als

an

an Datteln, Gerste, türkischem Weitzen, Kürbissen, Gurken, Feigen, Granatäpfeln, Aprikosen und allerley Geflügel ist kein Mangel. — Zum Getränke dient Wasser und Palmwein. — Die Einwohner haben auch Salz. — Sie sind wohl gebauet, schlank, aber nicht stark; man bemerkt vielmehr eine gewisse Schwäche an ihnen; dabey sind sie auch träge und unthätig. — Es fehlt hier nicht an Krankheiten; die vornehmsten sind faule und Entzündungsfieber; im Sommer heftige Kopfschmerzen, und Rheumatismen: auch sind hier die Blättern sehr häufig und böse. — Aerzte giebt's von Profession zu Fezan nicht; mehr verrichten alte Weiber deren Geschäfte: gegen Kopfweh wird Aderlaß und Schröpfen gebraucht; gegen Gliederschmerzen das warme Bad; in Verenkungen und in langdauernder Steifigkeit wird das glühende Eisen angewandt: ausserdem noch kräftige Oele und stärkende Kräuter. — Zwischen Tripolis und Fezan ist der Thau so unschädlich, daß die Caravanen des Nachts ohne Zelter schlafen können. —

Alle diese Länder machten ehemals Libyen aus. Von diesen Libyern berichtet uns Herodot, daß sie sich nicht so reinlich hielten, als die Egyptier; daß sie aber demohnerachtet gesund und stark wären, weil sie die Gewohnheit hätten, ihren Kindern mit dem vierten Jahre die Adern am Kopfe und an den Schläfen zu brennen, um dadurch den Flüssen und dem Schnupfen den Zugang zu verwehren. — Da sie aber viel Ziegenfleisch assen, wurden sie oft mit der Fallsucht heimgesucht. — Jetzt liegen in den libyschen Wüsten die Psilli begraben, und viele ansehnliche Städte sind mit Sand bedeckt. —

Medizinischer
Rathgeber.

Fünf und zwanzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 24ten Junii 1797.

Beschluß der Aufklärungsmittel der practischen Medicin.

Große Vorsicht muß man auch bey pathologisch-anatomischen Sectionen beobachten, um hier ebenfalls auf keine trügliche Resultate geleitet zu werden. Nur dann können wir aus einer pathologischen Leichenöffnung richtige und vollständige Folgerungen ziehen, wenn uns der vorhergegangene Zustand des Kranken, seine Krankheit, die gebrauchten Heilmethoden, und überhaupt alles, was auf die Krankheit Einfluß hatte, hinlänglich bekannt sind. Durch die bloße Angabe, daß hier ein Gallenstein, dort eine Entzündung, Vereiterung, Brand u. s. w. gefunden worden, ist wenig gewonnen, und ein noch so seltenes pathologisches Präparat, hat nur geringen Werth, wenn uns die vollständige Geschichte der Ursachen und der Zufälle des Uebels fehlt, an welchem der Kranke litt. — Ferner, um den Einfluß eines

nach dem Tode gefundenen Fehlers dieses oder jenen Theiles, auf die Krankheit richtig zu schätzen, müssen wir durchaus, theils auf die chemischen Veränderungen der Theile, besonders der Säfte, theils auf den Zustand ihrer Lebenskraft Rücksicht nehmen. Ein Fehler jener Art selbst, eine wichtige Verunstaltung, Zerstörung, Veränderung der Lage u. s. w. hat, an sich, auf die Krankheit und auf die Beförderung des Todes, oft keinen nahen Eindruck; sondern ein widernatürlicher Reiz auf die Lebenskraft und Reaktionen derselben auf diesen Reiz, darin liegt der Grund der Krankheit, ihres Verlaufs und ihres Ausganges. Auch müssen wir bemerken, daß dasjenige, was wir bey einer Leichenöffnung als widernatürlich entdecken, entweder auf die vorhergegangene Krankheit und auf den erfolgten Tod, gar keinen Einfluß hatte; oder es war wirklich die Ursache von beiden; oder es war erst als Folge der Krankheit oder des Todes entstanden. Zu bestimmen, welche von diesen Fällen statt gefunden habe, ist zur richtigen Beurtheilung des Uebels unumgänglich nöthig; und diese oft schwere Bestimmung wird nur dann möglich, wenn uns die ganze Krankheitsgeschichte hinlänglich bekannt ist. Wie manche widernatürliche Verwachsung der Theile hat man uns als Todesursache angegeben, die doch erst, als nothwendige

Folge,

Folge, während der Krankheit entstanden war. Besonders werden unsere Schlüsse leicht irrig, wenn wir nach dem Tode von Fehlern der Säfte urtheilen. In unzähligen, von den Schriftstellern aufgezeichneten Fällen, liest man von Wasser, das die Hirnhöhlen anfüllte, und das doch eine vollkommen natürliche Erscheinung war; von Fehlern des Bluts und der Galle, die doch an sich durch das Ansehen nach dem Tode, nicht beurtheilt werden können. Endlich dürfen wir nie darauf ausgehen, jedesmal durch die Section die Ursache des Todes entdecken zu wollen. Bey unzähligen Krankheiten ist die Ursache von der Beschaffenheit, daß nach dem Tode weder sie, noch die Folgen der Reactionen, die die Maschine zerstörten, dem anatomischen Messer entdeckbar sind. Wer hier durchaus auf Entdeckungen ausgehet, dem zeigt seine Einbildungskraft leicht etwas, das er dafür ansieht und ausgiebt. Man denke nur an den Sand in der Zirbeldrüse, der so lange als Ursache unzähliger Nerven- und Gemüthskrankheiten gelten mußte, bis Sömmering bewies, daß er zu den ganz natürlichen, auch bey Gesunden statt findenden Erscheinungen gehöre.

Ein Arzt ist nicht im Stande, in seinen Geschäften und über die Umstände der Krankheiten und der Genesmittel einen entscheidenden Schluß zu fassen, wenn nicht die Urtheilskraft seine

Leiterin ist. Urtheilskraft besteht aber in der Fähigkeit, helldunkle Ideen so zu entwickeln, daß klare und deutliche daraus werden, um dadurch ihre Convenienz oder Disconvenienz einsehen zu lernen. Es giebt in der Medizin Fälle, wobey sich zwar ein klarer Begriff von einer Sache darlegt, aber der Werth desselben doch dunkel und verworren erscheint. Wenn nun bey der Betrachtung der Convenienz oder Disconvenienz zweyer Begriffe ihre Erkenntniß noch nicht herausgebracht wird, muß man sie mit einem Dritten zusammen halten, um daraus ihre Convenienz oder Disconvenienz zu erforschen; und weil eine solche Begriffsentwickelung das Resultat dieser Geistes-Operation ist, so wird Fähigkeit, Ausgedehntheit der Begriffe, Scharfsinn und Aufmerksamkeit dazu erfodert.

Im Nachforschen nach dem Character der Krankheiten, in der Untersuchung ihrer Zufälle, im Ausspüren ihrer Ursachen, in der Betrachtung ihrer Heilanzeige, und in der Entdeckung ihrer Arzneymittel und Heilmethoden ist es dienlich, von der Urtheilskraft Gebrauch zu machen, damit Verworrenheit und Zweydeutigkeit vermieden wird, und die sich darbietenden Kenntnisse die gehörige Klarheit und Deutlichkeit erlangen. Das Licht von jeder entdeckten Wahrheit ist für uns die Dämmerung der Wahrheit die ihr zunächst

liegt.

liegt. Einen nicht durchaus bekannten Fall zu beurtheilen; vergleicht man ihn mit einem ähnlichen schon bekannten, und schließt durch das was man schon weis auf das was man nicht weis. Die **Aehnlichkeit** ist eine Uebereinstimmung vieler Merkmale.

Der Arzt bedient sich der **Aehnlichkeit** wenn er seine Vernunftschlüsse auf die Vergleichung des vorhin Beobachteten mit dem Gegenwärtigen und Künftigen baut. Er nimmt bey der Beobachtung besonderer Fälle die weit ausgedehnte Kenntniß aller Fälle zu Hülfe, wenn er in jedem besondern Falle nicht Stoff genug zu richtigen Schlüssen hat; das Sichtbare führt ihn auf das Unsichtbare. Oft liegen die Krankheiten so sehr im Dunkeln, ihre Abänderungen sind so verwirrt, ihr Ausgang so ungewiß, daß der Arzt errathen muß eh er gesehen hat und zu den Mitteln eilen, ehe die Krankheit kommt. Den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit zu finden, wird die gegenwärtige unbekannte Krankheit mit ähnlichen bekannten Krankheiten, jeder in diese Krankheit einfließende unbekannte Umstand mit ähnlichen bekannten Umständen verglichen. Auch die Methoden werden oft und die Mittel mehrentheils nur darum gewählet, weil sie in den meisten ähnlichen Fällen dienlich gewesen, und weil es daher wahrscheinlich ist, daß sie auch in dem gegenwärtigen Fall dienen werden. So

So nützlich dem Arzt auch die Analogie ist, so sind doch die daraus gezogene Schlüsse nicht bündig, wenn sie aus der scharfsinnigsten Beobachtung der Aehnlichkeiten nicht fließen, und darum erwartet man in ganz ungleichen Fällen vergebens eine durchaus gleiche Wirkung. Man muß die Eigenschaften und die Umstände kennen, ehe man sie unter einander vergleichen kann, und in der Ordnung schließen wenn man richtig schliesen will. Aber wenn man aus der Erfahrung weis, es werde durch dieses oder jenes ein gewisser Zweck erreicht, so glaubt man oft ohne genugsamen Grund er werde in allen Fällen erreicht. Man schließt ohne Scheu dieses Betragen war mir in einem ähnlichen Fall nützlich, darum wird es mir immer nützlich seyn, dieses Mittel war in jenem Fall gut, darum ist es auch in diesem gut, ich ward auch schon ohne Mittel gesund, folglich kann ich immer ohne Mittel gesund werden.

Die Arzneykunst hat in dem eigentlichsten Sinne gewisse Grundsätze, wenn man das Zweifelhafte mit dem Gewissen und das Falsche mit dem Wahren nicht vermischt, falsche Beobachtungen nicht für wahr, und unvollständige Schlüsse nicht für richtig hält, wenn man der Arzneykunst nicht vorwirft was man den Aerzten vorwerfen soll. Alles was die Geschicklichkeit

und

und der Fleiß der besten Beobachter von der Beschaffenheit des gesunden Körpers und dessen Erhaltung, von der Natur der Krankheiten, von der Kunst sie zu lindern und zu heilen, von den Eigenschaften der Arzneyen und ihren Beziehungen auf alle mögliche Umstände in den Krankheiten, und überhaupt von allem was dem gesunden und kranken Menschen nützlich und schädlich ist **mit der möglichsten Sorgfalt beobachtet** hat, ist wahr und gewiß; auch unsere Vernunftschlüsse sind gewiß, wenn der Arzt die Fähigkeit hat sie mit der äußersten Richtigkeit zu machen. Diese Fähigkeit giebt ihm sein Genie, diese Richtigkeit, die **Induction.**

Die Begebenheiten und die **Induction**, oder die Kunst aus diesen Begebenheiten richtig zu schließen, sind die Quellen der menschlichen Erkenntniß. Unsere Grundsätze dürfen wir nicht suchen, wenn wir die Begebenheiten wohl beobachten so suchen sie uns. Richtige Beobachtungen führen zu richtigen Schlüssen, diese zu den Grundsätzen oder zu Sätzen die man nicht mehr erweisen darf. — Wir lernen durch die Induction weit mehr als durch die Beobachtung. Die Beobachtung zeigt uns mehr nicht als in die Sinne fällt, durch die Induction erreicht man alles was der Verstand zu fassen fähig ist. Unsere Krankheiten fallen selten in die Sinne, wir

 müssen

müssen darum durch den Verstand aus den Wirkungen auf die Ursachen schließen, weil wir uns dabey der Sinne nicht bedienen können. Folglich lehrt die Induction etwas das die Beobachtung unmittelbar nicht lehrte.

Man bedient sich also der Induction wenn man weiter sehen will als die Sinne führen, wenn man aus den Theilen ein Ganzes, allgemeine Wahrheiten aus vielen besondern ziehen, unter einen allgemeinen Ausdruck fassen, und ihrer Menge ohnerachtet in der Kürze aussprechen will. In den meisten Wissenschaften sind die Beobachtungen einzelner Dinge diese Theile; die aus denselben gezogene, zu neuen Untersuchungen und endlich zu Grundsätzen leitende Schlüsse, das Ganze. Wie größer und richtiger die Enumeration der Theile ist, aus welchen man schließt, desto fester und unbeweglicher bleibt jeder Schluß.

Ein Arzt hat das wahre Genie seiner Kunst, wenn er bey der Beobachtung nicht immer verweilet, nicht schließt, ehe er beobachtet hat, zu seinen Schlüssen die nächsten Wege nimmt, allen Umschweifen feind nicht lange sucht was geschwind muß gefunden seyn, am richtigsten das Vorhergegangene an das Gegenwärtige knüpft, und gleich schnell und richtig denkt. Nach der genauen Beobachtung der Erscheinungen und Zeichen einer Krankheit sucht er durch die Vergleichung aller

Um-

Umstände die Ursachen, diese vergleicht er von neuem mit den Begebenheiten, wenn diesen die gefundenen Ursachen entsprechen, so sucht er die Methode und die Mittel, sind die Mittel dem Kranken gegeben, so beobachtet er den Fortgang der Krankheit, beurtheilt denselben nach seiner Scharfsicht, und gestaltet sich hieraus seine Maximen.

Außer diesen Vorschriften, worauf der Arzt genaue Rücksicht nehmen muß, hat er sich auch für einigen Irrlichtern sorgfältig in Acht zu nehmen, wenn er bey Ausübung seiner Kunst glücklich fahren will. Hieher gehören die **Vorurtheile.** Einen jeden Satz, dessen Richtigkeit man weder durch den Verstand, noch vermittelst der Sinne deutlich erkannt hat, nennt man eine **Meynung.** Wenn man nur einer Meynung beypflichtet, und sie für wahr hält, so stecket man in einem **Vorurtheil** Unter allen Vorurtheilen ist aber keines so verführerisch als das **Vorurtheil der Allgemeinheit,** das ist, wo man einer Meynung deswegen beypflichtet, weil sie die ganze Welt für wahr oder falsch hält. Und doch kann dieser Beyfall keineswegs die Stelle eines Beweises vertreten. — Denn so lange eine Meynung — Meynung ist; so wird sie dadurch nicht verändert, daß ihr eine Menge beyfallen. Und in der That haben wir Ursache, diesen Meynungen keine

Stelle

Stelle in der Reihe der erwiesenen Wahrheiten einzuräumen; da wir Beyspiele genug wissen, daß die ganze Welt an einer irrigen Meynung klebte. Nicht so blendend als das Vorurtheil der Allgemeinheit ist das Vorurtheil des Ansehens, das ist, wo man eine Meynung deswegen für wahr hält, weil sie von angesehenen oder gelehrten Männern behauptet worden. Da der Beyfall der ganzen Welt eine Meynung noch nicht einmal zu einem erwiesenen Satze macht, und da die angesehenen und gelehrten Männer nur einen Theil des Ganzen ausmachen; so sieht man gar leicht ein, daß der Beyfall von einigen angesehenen Männern noch viel weniger die Stelle eines Beweises vertreten kann.

Eben so wenig dürfen Hypothesen den Leitfaden abgeben. Eine Hypothese ist ein willkührlicher Satz aus dem man die Erscheinungen in der Natur erklären will; ein angenommenes Lehrgebäude ist eine Reihe verbundener Lehrbegriffe, die blos aus Hypothesen fließt. Willkührliche Sätze und angenommene Lehrgebäude thun bey einem Arzt, was die Leidenschaften bey einem Geschichtschreiber; sie verdunkeln die schärfsten Augen, sie zerrütten den schönsten Verstand, sie heben alle Genauigkeit im Beobachten auf, sie werfen Vernunft und Unvernunft zusammen. Sie sind Tyrannen wider die man rebelliren muß.

Es

Es ist wahr daß es Fälle bey der Ausübung der Arzneykunst giebt, in welchen mit Verstand gemachte und gebrauchte Hypothesen nöthig sind. Wir müssen die Cur einer Krankheit jedesmal nach einer Hypothese unternehmen, wenn uns ihre nächste Ursache nicht bekannt ist. Indessen sind die willkührlichen Systeme von dem Ursprung und den Ursachen der Krankheiten dennoch die vornehmsten Hindernisse der Erkenntniß der Krankheiten, und folglich die Hindernisse ihrer Heilung.

Man muß wirkliche Dinge nicht immer nach einer abstracten und allgemeinen Erkenntniß beurtheilen, denn es ist leicht möglich, und die Erfahrung hat es oft bewiesen, daß Grundsätze und Wahrheiten die aus blos abstracter Erkenntniß hergeleitet worden, in der Anwendung auf wirkliche Fälle bisweilen mit den unläugbarsten Eigenschaften der Dinge selbst im offenbarsten Widerspruche stehen; weil es seyn kann, daß eben hier die Bemerkung dieser Eigenschaften bey der Sammlung der Materialien zum abstracten Begriffe nicht mit in Anschlag gebracht, oder aus einem falschen Gesichtspunct betrachtet, und irriger Weise nicht diesem sondern andern Dingen zugeeignet worden. — Wer wirkliche Dinge immer nach einer abstracten Erkenntniß beurtheilen will, der kommt oft in den Fall, das Wirkliche

nach dem Möglichen, und das Wahre nach dem Wahrscheinlichen umschaffen zu wollen, und findet oft sein System mit der Natur, seine Theorie mit der Praxis in vollkommenem Widerspruch.

Der ganze Plan der Natur ist immer Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit, und dieses findet auch in der Ausübung der Arzneykunst statt. Dieselbige vereinfachen und in der Praxis alles durchaus nach wenigen Regeln zwingen wollen, giebt der Wissenschaft eine erbärmliche Gestalt, und bahnt den Weg zu einem Vernunfts-Despotismus. Hier findet der Ausspruch eines berühmten Schriftstellers seine Anwendung, wenn er bey einer andern Gelegenheit sagt: „**Je einfacher die Gesetze, und je allgemeiner die Regeln werden, desto despotischer, trockener und armseliger wird ein Staat.**"

Von dem Königreich Sennar.

Das Königreich Sennar bestehet meistentheils aus Sandwüsten. Die schönen Tamarindenwälder Abyssiniens trift man hier nicht mehr an. Das Land ist auch niedriger, und daher ungesunder als Abyssinien. Indeß stößt man doch auf einige fruchtbare Gegenden; so ist z. B. das Land Ser-

Serkin, das an Abyssinien gränzt, gut beschaffen: auch Belled-Ullah ist fruchtbar, weil hier noch die tropischen Regen fallen; desgleichen die am Nil gelegenen Länder von Barabra bis Dongola, indem man durch die Kunst das Wasser auf die Felder leitet; endlich so ist der Boden von der Stadt Sennar selbst so fruchtbar, daß er 300fältige Früchte bringen soll. —

Betrachtet man die übrige umliegende Gegend von Sennar, während der tropischen Regen; so sollte man sie alle für eben so herrlich und reitzend als nur die schönsten Provinzen in Holland seyn können, halten. Denn gegen Ende Augusts stehen alle Felder grün, und die Dorra zeigt sich herrlich. Kaum aber haben die Regen aufgehört, so verwelkt in kurzer Zeit das Gras, und die Dorra kann schon eingesammlet werden. Die Felder bekommen wieder einen traurigen Anblick; alles Schöne verschwindet; die Teiche trocknen aus, und fangen an zu stinken; kurz, das verbrannte Nubien ist wieder da mit allen Schrecken seiner giftigen Winde; seines beweglichen Sandes und der glühenden Windstöße. —

Weiter von Sennar giebt es noch schrecklichere Wüsteneyen: dergleichen ist die Wüste Selima, in der man 45 Tagereisen zubringt, ehe man nach den ethiopischen Fürstenthümern Dar-Fowr, Dar-Sele und Bargima gelangt, wo Ne-

gern wohnen, die noch von den tropischen Regen getroffen werden. Auch muß man Wüsteneyen passiren, ehe man zum Königreich Gingiro kömmt, wo noch heut zu Tage Menschen geopfert werden. Poncet reisete noch durch eine andere Wüste, Bahjuda genannt; so wie Brüce durch die Wüste um Teawa. In allen diesen Sandeinöden ist Wasser, und zwar gutes Wasser, das seltenste. Man trift zwar zuweilen Quellen, deren Wasser aber so schlecht ist, daß ein Mensch bey dessen Genuß sein Leben einbüßen kann. Brüce hatte zu Teawa die traurige Gelegenheit, dies zu sehen, indem zwey seiner Reisegefährten, nachdem sie aus einer schlechten Quelle getruncken hatten, so gleich ihren Geist aufgaben. — Es ist daher für Reisende durch die Wüsten ein wichtiger Umstand, daß sie sich mit leicht fortzubringenden Lebensmitteln, und besonders mit Wasser, auf mehrere Tage, wie auch mit Salz oder Salpeterspiritus, seines großen Nutzens wegen, versehen. Das beste Nahrungsmittel, das sich am leichtesten fortbringen läßt, bestehet in pulverisirtem Brod aus Dorra, welches man in Ziegenfellen, in Form von Eyerkuchen, stark zusammenpackt. Wenn man diese Kuchen kocht; so quellen sie wohl sechsmal so groß, als sie vorher waren, auf, und haben einen angenehm säuerlichen Geschmack. Mit dem Wasser geht es

aber

aber so leicht nicht zu. Man thut dieses in Schläuche, die man Girbas nennt, und die künstlich zusammengenähet seyn müssen. Ehe man sie aber mit Wasser füllt, muß man sie, im Fall sie trocken sind, inwendig mit Oel, und auswendig, besonders die Näthe, stark mit Theer einschmieren. Auf diese Weise werden sie wasserdicht, und lassen sich auf Kameelen gut fortbringen. — Es hält sich das Wasser in diesen Schläuchen einige Tage lang gut; es ist aber oft eher verzehrt, ehe die Reisenden auf neue Quellen stoßen, und unter diesen kummervollen Umständen müssen sie dann oft ein Kameel schlachten, und aus dessen Magen das darin befindliche ganz klare Wasser, (denn ein Kameel kann, nach der besondern Einrichtung seines Magens, für 10 und mehrere Tage auf einmal Wasser zu sich nehmen) zur Stillung ihres Durstes trinken. — Die Lage solcher Menschen ist in einer Wüste, wo kein Baum einigen Schatten giebt, um so viel trauriger, da die Hitze von 111 bis 119° steigt. — Sennar und seine Wüsten sind demnach mit zu den heißesten Ländern in der Welt zu zählen. — Indeß kann man doch, wie Brüce anmerkt, keinesweges nach dem Thermometer jedesmal die Würkung genau bestimmen, die die Hitze auf die Empfindung unsers Körpers hat. Das Thermometer kann sehr hoch stehen, und wir empfinden dennoch

noch die Hitze nicht sehr stark; es kann aber auch einen mittlern Stand haben, und es ist uns dabey die Hitze unerträglich. Eine solche Verschiedenheit hat auch die Hitze auf die Farbe des Körpers. Es giebt unter dem 13ten und 14ten Grad der N. B. schwarze Menschen; da es um 10 Gr. weiter nach Süden oft ganz weiße giebt, wie z. B. die Gallas. Sennar liegt zwar um einen Grad weiter nach Norden, als Gondar; allein der Unterschied der Hitze ist bey der gleichwohl schiefern Richtung der Sonnenstrahlen erstaunlich groß. Denn es ist wohl um 50 Grad in Sennar heißer als zu Gondar. —

Es hängt die Hitze und Kälte, die wir an einem Orte empfinden, nicht so sehr von seiner Breite, als von seiner erhöheten oder niedrigen Lage ab; dann kommen auch Dünste und andere Umstände in Erwägung. Wenn das Thermometer z. B. zu Loheia im glücklichen Arabien auf 90° steht; so glaubt man schon zu ersticken; da es hergegen zu Sennar blos warm ist, wenn das Thermometer auf diesem Grade steht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer Rathgeber

für

Aerzte, Wundärzte, Apotheker,

und

denkende Leser aus allen Ständen

---

herausgegeben von

D. Joh. Val. Müller jun.

und

D. Georg Friedrich Hoffmann jun.

Vierten Bandes Zweyte Abtheilung.

Frankfurt,

in der Jägerschen Buchhandlung.

1797.

Journal- und Zeitungsgelehrsamkeit gehören mit zu dem herrschenden Ton unserer gegenwärtigen Zeit; und obgleich man auf der einen Seite einräumen muß, daß die mehrsten Gelehrte an Journals-Gelehrsamkeit so zu sagen, krank liegen; so muß man doch auf der andern Seite einräumen; daß dergleichen Werke, als Hülfsmittel, zur Erweiterung der Einsichten, und Kenntniß der gelehrten Producte immer schätzbar bleiben, besonders findet dieses statt, wenn Unpartheylichkeit, Freymüthigkeit, billiges Lob, und billiger Tadel, mit Gründen unterstützt, sie auszeichnen. Noch mehr aber müssen solche Schriften gewinnen, wenn außer der Beurtheilung der herauskommenden Schriften, noch eigene über alle Gegenstände unserer Kunst sich verbreitende Aufsätze denselben einverleibet werden — wenn Beobachtungen, Beschreibungen herrschender Epidemien, merkwürdige Leichenöffnungen, Fälle aus der gerichtlichen Arzneywissenschaft, negative populäre Medicin, Anecdoten, Widerlegung medicinischer Vorurtheile, Schilderung gefährlicher Mittel, und Beurtheilung schlechter Recepte, die Gegenstände einer solchen periodischen Schrift abgeben.

Der verewigte Dr. Reichard, welcher zu seiner Zeit das Bedürfniß einer solchen Schrift fühlte, gab zu diesem Endzweck das Frankfurter Medicinische Wochenblatt heraus, welches von ihm zwey Jahr, und nach dessen Tod von dem jetzigen Herausgeber sieben Jahr lang mit Beyfall des lesenden Publi-

cums fortgesetzt wurde. Gewisse Umstände änderten den Verlag, und das Werk kam 1789 in der vorstehenden Buchhandlung als eine Quartal-Schrift unter dem Titel medicinische Annalen heraus.

Da aber das Publicum an die wöchentliche Lectüre gewöhnt war, so wurde auf den Rath verschiedener Freunde, der Plan wiederum geändert, und nach dem vorigen Fuß eingerichtet, so daß das Werk unter dem Titel Medicinisches Wochenblatt oder fortgesetzte Annalen 1790 erschien, und bis 1793 fortgesetzt wurde.

Nunmehr entschlossen sich die Herausgeber die Sphäre dieser Schrift zu erweitern, und um allgemein nützlicher zu werden, außer der Beurtheilung der erscheinenden Original-Werke, auch einzelne Rubriken aus allen Fächern der Medicin zu bearbeiten, und dem lesenden Publikum stückweise darzulegen, wozu der Anfang für das Jahr 1794 unter dem Titel Medicinischer Rathgeber gemacht, und unter diesem bisher auch in dem nämlichen Verlag noch immer fortgesetzt wird.

Der gütige Beyfall des Publicums scheint den Herausgebern ein Wink zu seyn, der vervielfältigten Anzahl der Journale in unserm Fache unerachtet, von der Herausgabe dieses Werks noch nicht abzustehen, sondern vielmehr das angefangene Institut fortzusetzen. Die Bearbeitung der interessantesten Gegenstände der practischen Arzneywissenschaft, und die Angabe der zweckmäßigsten durch die Er-

fahrung erprobten Arzneymittel, wird den Hauptzweck dieser Blätter ausmachen. Aber nicht blos auf das Allgemeine der Kunst wird sich das Werk beschränken, sondern durch die Bearbeitung specieller besonders in das practische Fach einschlagender Gegenstände, wird der Plan dahin angelegt werden, ein medicinisches Handbuch zu liefern, welches nicht nur Leuten vom Metier zum bequemen Gebrauch, sondern auch Dilettanten nützlich seyn wird.

Da verschiedene neue Mitarbeiter unserm Institut beygetreten sind, so werden wir vorzüglich mit dem Anfang des zweyten Quartals unserm Plan die gehörige Erweiterung geben, und da besonders in gegenwärtiger Periode die Brownische Medicin Aufsehen und Epoche zu machen beginnt, auch noch keine unpartheyische Darstellung und Beurtheilung derselben erfolgt ist, so wird die unseitige Beleuchtung derselben, ein Hauptgegenstand unserer Arbeiten abgeben.

Uebrigens, da dieses Werk vorzüglich den practischen Fächern unserer Kunst gewidmet ist, so ersuchen wir alle practische Aerzte, Wundärzte und Apotheker, uns in unserm ganz dem Besten der Wissenschaft gewidmeten Institut, mit zweckmäsigen Beyträgen zu unterstützen, welche wir mit Vergnügen aufnehmen und einrücken werden.

Frankfurter Ostermeß 1797.

Die Herausgeber.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Johann Valentin, 1756-1813 [Herausgeber]

Medizinisches Repertorium über Gegenstände aus allen Fächern der Arzneywissenschaft zur Unterhaltung und Belehrung für Kundige und Unkundige
Bd.: Siebenter Band

Frankfurt am Mayn 1799

Med.g. 342-7/8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10085744-2
VD18 8001321